DIE RUTSCHBAHN

Das Buch vom Abenteurer

herausgegeben von

Ignaz Ježower

M66

48.

Die Rutschbahn

das Buch vom Abenteurer

herausgegeben von

Ignaz Ježower

Deutsches Verlagshaus Bong & Co
Berlin Leipzig Wien Stuttgart

Die Ausstattung dieses Buches besorgte George Grosz / Die Bilderbeilagen und die Illustrationen im Text hat Ignaz Jeżower ausgewählt / Der Druck erfolgte bei C. Grumbach in Leipzig; den Einband lieferte die Leipziger Buchbinderei Act.-Ges. vorm. Gustav Fritzsche
/ Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten / Copyright 1922 by Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin

Das Leben ist eine Rutschbahn....

Frank Wedekind, Der Marquis von Keith,

Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/dierutschbahndas02unse

Der Abenteurer

Ignaz Ježower läßt vor dem Großmarschall George Grosz diesen Maskenzug vorbeiziehn.

Der Abenteurer hat die zurechtgemachte Welt durchschaut. Er ist hinter die Schliche gekommen. Einst sind die Institutionen verabredet worden, man hat sich über Macht, Recht, Moral geeinigt, ist darüber übereingekommen, was zu geschehen habe und was unterbleiben müsse. Die Ordnung wurde festgesetzt, ein Gesellschaftsvertrag geschlossen, doch wie wurde dabei verfahren! Bei den Familien, bei den Bünden, Stämmen, Clans haben einzelne unter Berufung auf höheren Willen erklärt, daß sie es sind, die zu bestimmen haben, was getan werden und was nicht getan werden dürfe. Sie wollten bestimmen und auch darüber wachen, daß die Gebote gehalten und nicht übertreten werden. Den Befehlen der einzelnen wurde der Gehorsam nicht verweigert, man hat sich ihrer Regierung unterworfen. Von Zeit zu Zeit — nicht allzuoft — wurden die Befehligten befragt, ob sie einen (beinah schon durchschabten) Riemen des auferlegten Joches durch einen neuen ersetzt haben möchten, und auf den neuen und festen Riemen haben sie sich, weiß Gott, noch was eingebildet, und waren stolz und zufrieden, wenn man ihnen — nach manchem Handel — auch zugestanden hatte, daß sie das Joch mit bunten Farben neu bemalen durften. Stets übte jemand Gewalt aus, hielt die Zuchtrute in der Hand, herrschte. Der Fürst bedrückte das Reich, der Statthalter die Provinz, der Amtmann die Gemeinde, der Offizier schindete die Soldaten, der Zunftmeister zwackte die Gesellen, der Vater züchtigte seine Kin-

der, der Mann machte das Weib sich untertan. Ein jeder tat Gewalt kraft irgendeines ihm zustehenden Rechts. Es gab ein Oben und ein Unten, Glanz und Elend, Prasser und Hungrige, Mächtige und Entrechtete, es gab Herren und Diener.

Der Abenteurer dachte nicht daran, dieses Unrecht aufzuheben, ihm war nicht darum zu tun, daß alle satt werden, frei sich fühlen, glücklich sind. Er ging nicht darauf aus, den Bedrückern die Macht zu entreißen, um den Unterdrückten zu ihrem Recht zu verhelfen, an einem Zustand der Gleichheit und der Freiheit war ihm nicht gelegen. Er war kein Chiliast, kein Erlöser. Keine allumarmende Gebärde, nicht die Liebe zum Fernsten, nicht „dieser Kuß der ganzen Welt". Er kümmerte sich um sich selbst, nicht um die anderen. Er wollte nur nicht derjenige sein, der geschlagen wurde, kuschte, hungerte, Lasten trug, sich schinden mußte. An einem üppig gedeckten Tisch wollte er einen Platz haben, mochten andere die Brosamen, die vom Tisch des Reichen fielen, sammeln, in der Kutsche auf einem weichen Sitz wollte er sitzen und zum Wagenfenster hinaussehen, gingen die anderen zu Fuß, bekamen sie halt die Kotspritzer. An der Macht wollte er teilhaben, mitgenießen, bei der Partie mit dabeisein.

Er für seine Person hob den Gesellschaftsvertrag auf. Die Vereinbarungen sind für ihn null und nichtig geworden. Er wird sich weder unterordnen, noch dulden, er wird nicht respektieren und sich nicht daran kehren, daß Gesetze gemacht worden sind, daß auf jedem Lebensweg einem immer wieder „halt!" entgegengerufen wird, daß man die Menschen zwingt und einzwängt, behindert und fesselt, zurückdrängt und begrenzt. Wo man nicht gehen kann, muß man springen, wo die Vernunft nicht ausreicht, da muß der Unsinn herhalten. Ich pfeif euch was!

Sind denn all diejenigen, die im Besitz der Macht und der Machtmittel sind, stark, klug, verantwortungsvoll, so

daß sie dazu berufen und berechtigt sind, über andere zu regieren, oder verbleiben sie an ihrem Platz, weil die anderen geduldig, unterwürfig sind und das Bedürfnis haben, zu verehren und hinaufzusehen? Weshalb verdrängt derjenige, der kann, nicht denjenigen, der nicht kann? Oder weshalb setzt sich der Könner nicht an die Seite des Könners, kann ich nicht besser als du, kann ich soviel wie du; weil für zwei kein Platz ist?

Der Fürst, auch wenn er die Eigenschaften nicht besitzt, die zum Begriff „Fürst" gehören, bleibt Fürst. Seine Legitimation ist die Geburt, die Tatsache eines wappengeschmückten Bettes, in dem er zur Welt gekommen ist. Zeichnet sich der Fürst nicht durch die Vorzüge aus, die erst einen Fürsten ausmachen, vermag er die Forderung des Konfuzius: „der Fürst sei ein Fürst" nicht zu erfüllen, trotz der Fehler und Gebrechen, die ihm anhaften, stellt er einen Fürsten vor. Nur selten genügt jemand der Forderung des Konfuzius, die nicht dem Fürsten allein gestellt ist, die wenigsten sind wesentlich, und trotzdem lustwandeln so viele auf den Höhen des Lebens, dem Nichtverdienst werden Krone, Belohnung und Genüsse gegeben, unzählige bekleiden Amt und Würden, die für das Amt und die Würden den Verstand nicht mitgebracht haben. Was sie nicht sind — scheinen sie zu sein, und man hält sie dafür, wofür sie sich ausgeben.

Wenn also der Fürst nicht fürstlich ist, der Edelmann nicht edel, der Weise nicht weise, sie und die anderen die Eigenschaften, durch die sie erst diese geworden wären, die sie sein wollen, nicht haben oder nur in geringem Maße haben, so hat eben die Identität ein Loch, aber das Loch wird so verdeckt oder verputzt, daß nach außen hin alles in bester Ordnung und wie aus einem Guß erscheint.

Der Abenteurer aber kennt sich aus, er hat den Riß, den Sprung, die Widersprüche entdeckt, ihm sind das Lächeln der feisten Auguren und ihr Augenzwinkern nicht entgangen.

Gewänder, Embleme ersetzen, ergänzen, sind Ausdruck für den Inhalt. Ja, er weiß, wie diese Hilfsmittel sinngebend und entscheidend sind, wie wichtig das Drum und Dran ist, wie wirksam die Kulisse. Im Hermelinmantel steckt der König, auf den Degenknauf stützt sich der Feldherr, die Klistierspritze gehört zum Medizinmann, das Beffchen zum Predigerkinn. Hebt ihr die Metapher auf, schwinden die Schemen, ihr greift ins Leere, steht verwundert da, verängstigt und verwirrt.

Doch den Abenteurer läßt es kalt, daß das Echte meistens nur vorgespiegelt wird, er nimmt die Umwertung nicht vor, hebt die Fiktion nicht auf. Möge man so tun „als ob", das Spiel kann weitergehen, er wird kein Spielverderber sein. Nur soll auch ihm „volles Maß" gegeben werden. Auf dem Theatrum mundi möchte auch er Protagonist sein. Alle Vorteile erhaschen, genießen, schlemmen, prassen. Tut die Dukaten in seinen Beutel, kleidet ihn in Samt und Seide ein, schmückt ihn mit glitzernden Edelsteinen, in seine Hand den übervollen Becher, stachelt auf seine Gier und Lust. Genug ist nicht genug, häuft, steigert, würzt, übertrumpft, überstrahlt. Man dürfte niemals satt werden, ein Ende dürfte es nicht geben.

Weshalb sollte er sich die Eigenschaften nicht zulegen und nicht denjenigen, für den er genommen werden will, vortäuschen. Dann wird er auch als derjenige gelten, dessen Wesen, Gehaben, Gesten und Allüren er nachahmt.

Doch muß die Sache geschickt angefangen werden, auch der Bluff ist schwierig, noch zum Betrüger muß man Talent haben. Denn was würde es ihm nützen, wenn er sich ein noch so glänzendes Dasein erborgen und die Kraft, die ihm mangelt, mimen würde; daran, „heimlicher Kaiser" zu sein, ist ihm nicht gelegen. Nicht seine Einbildung ist wichtig, sondern daß sich die anderen einbilden, er wäre derjenige, welcher . . ., und daß die anderen an ihn glauben. Er muß

psychologisch vorgehen, sich darauf verstehen, jeden einzelnen und die Menge zu nehmen, und gleich für sich einzunehmen, zu gewinnen. Ich möchte wohl derjenige sein, aber ihr müßt es wollen, daß ich derjenige bin. Er muß an sich glauben machen, die anderen müssen von ihm überzeugt sein, auf ihn schwören. Den Menschen den Glauben an sich beizubringen, ist seine Aufgabe. Keine leichte. Außerordentliche Kenntnis der Menschen gehört schon dazu, er muß ins Zentrum ihrer Schwächen, ihrer Vorurteile, ihrer Wünsche treffen. Ein jeder will nach seiner Art behandelt und gewonnen werden, einen jeden muß man auf eine andere Weise einfangen und betören. (Goethe läßt im „Groß-Cophta" — schon der Titel des Lustspiels deutet auf Cagliostro hin — den betrügerischen Grafen sich darüber äußern: „Man muß die Angeln, die Netze nach Proportion der Fische einrichten, die man zu fangen gedenkt, und wenn es ein Walfisch ist, wirft man mit Harpunen nach ihm. Den Mäusen stellt man Fallen, Füchsen legt man Eisen, Wölfen gräbt man Gruben, und die Löwen verscheucht man mit Fackeln.")

Alle Mittel, die zu einem Erfolge führen, sind erlaubt. Der Abenteurer hat keine Hemmungen, kennt keine Skrupel. Jede Täuschung, Verstellung, Lüge, Maske ist ihm recht. Die Gelegenheit muß man beim Schopfe fassen, zugreifen, zupacken. Nicht ein Augenblick des Zagens darf sich zwischen Chance und In-die-Tat-Umsetzen einschleichen. Frisch drauf und dran, wer wagt — gewinnt, dem Mutigen gehört die Welt. Wäre er nicht der Mann des Wagnisses, er hieße nicht Abenteurer. (Abenteurer hergeleitet von den gotischen Worten: aba = der Mann und türen = wagen.) Und wenn das Wagnis gelingt, dann wird ihm das, was er erstrebt, zuteil werden: das Glück. Denn glücklich will er sein, die Fülle des Daseins genießen, sein Name ist auch: der Glücksritter.

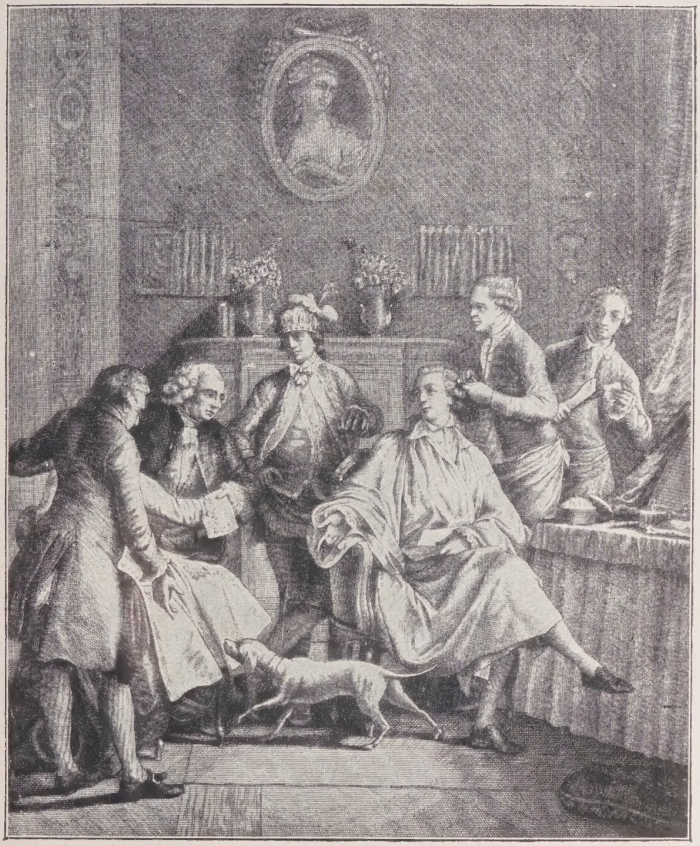
Was ihn treibt, ist nicht Leidenschaft, sondern Lustschaft. Er möchte im Leben auf seine Kosten kommen, eine möglichst hohe Zeche machen, (die andere für ihn bezahlen werden).

Also nicht zaudern, nicht unentschlossen sein, kein Schwanken zwischen Ja und Nein, der Wunsch muß in Erfüllung gehen, man stopfe jedes Maul, das „unmöglich" dazwischen rufen möchte. „Dank meiner Unerschrockenheit, alles zu wagen, hatte ich alle gewünschten Erfolge" — rühmte sich Casanova.

Ihr andern aber, die ihr nicht mitmacht, beiseite steht, Zuschauer seid, setzt jetzt kein ernstes Gesicht auf, legt eure Stirn nicht in Falten, hebt nicht den Finger lehrhaft, tut nicht moralisch und entrüstet.

Schon setzt die Musik ein, es ist vorerst ein Rondo capriccioso.

Berühmt ist die Phrase, mit der Rousseau sein Antwortschreiben an den Fürsten Ludwig — den späteren Herzog Ludwig Eugen von Württemberg — einleitete: „Si j'avais le malheur d'être né prince." Für den Abenteurer trifft das Gegenteil zu, er hatte das Unglück, daß er nicht als Fürst auf die Welt gekommen ist. Aber da er seinem Glücke nachhelfen will, die Korrektur in jedem Falle vorzunehmen entschlossen ist, so hebt er auch das Mißverständnis auf, das bei seiner Geburt gewaltet hat, und macht den Schicksalsfehler wieder gut. Angenommen: sein Vater wäre nicht ein armer Bürgersmann, seine Kinderstube einst nicht eng, dumpf und schmutzig gewesen, gesetzt den Fall: er hätte nicht einen gewöhnlichen, sondern wohlklingenden Familiennamen — dann stände ihm die Welt offen. Daß man ins Kirchenbuch Joseph Balsamo und nicht Graf Cagliostro eingetragen, bei Giacomo Casanova nicht de Seingalt hinzugefügt habe, dürfe nicht hinderlich sein, den Aufstieg nicht unmöglich machen. „Das Alphabet" — räsonierte Casanova — „ist ein allgemeines Eigentum, und jedem steht



KLEIDER MACHEN LEUTE

Nach Jean-Michel Moreau le jeune gestochen von Pietro Antonio Martini

es frei, dasselbe zu gebrauchen, um ein Wort zu bilden und dieses zu seinem Gattungsnamen zu machen." Der Abenteurer wählte sich seinen Namen selbst und nahm die Standeserhöhung vor.

Eine lange Reihe von Ahnen wurde aufgestellt, ihr Anfang lag weit, weit zurück. Cagliostro begnügte sich gelegentlich mit einem Stammbaum, den er auf Karl Martell zurückführte, sein Urgroßvater mütterlicherseits hieß tatsächlich Matthäus Martello, was lag näher, als aus dem Namen auf diesen Ahnen zu schließen. Der Abenteurer gab sich stets für einen Mann von großer Geburt aus, die Menschen pflegten sich vor einem adligen Namen zu beugen, sie sollten ihn haben. Barone, Grafen, Marquis, Fürsten tauchten auf, setzten die Menge in Erstaunen und Respekt. Als Casanova im Haag in dem Individuum, das sich Ruggiero di Rocco Fürst Piccolomini nannte, einen ehemaligen Fechtlehrer aus Vicenza erkannte, sagte er zu ihm verständnisvoll: „Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie Ihr früheres Gewerbe nicht mehr betreiben, Ihr jetziges ist ohne Zweifel besser." Der bürgerliche Buckel war so breit, daß er zu dem auf ihm schon herumtrampelnden Edelmann sich noch den Quasi-Grafen gehorsamst auflud.

Das Auftreten des Abenteurers war das eines Grandseigneurs.

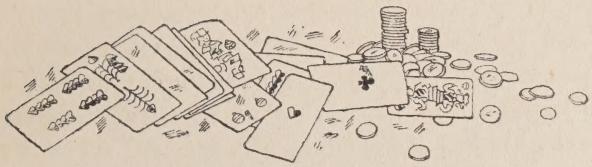
Meistens hatte schon die Natur den Abenteurer mit physischen Reizen verschwenderisch ausgestattet. Sabbathai Zewy soll „schön wie ein Engel gewesen sein, von seinem Angesicht ging ein blendender Glanz aus, seinem Körper entdüfteten die herrlichsten Wohlgerüche." Klettenberg, Neuhof waren von ungewöhnlicher Schönheit, und von Law berichtet Michelet, daß er schöner war, als es sich für einen Mann ziemte. Casanova war groß, gebaut wie ein Herkules, und er war auch Herkules da, wo die Frauen es wünschten.

Kostbare Kleider hoben das Äußere des Abenteurers wirksam hervor. Seidene, goldgestickte Gewänder, dazu wallende Federbüsche, Schnallen, Spangen, Kettchen, Ringe, Dosen. Durch den Pomp fiel der Abenteurer allgemein auf, stach in die Augen. Er war immer comme il faut, ein Stutzer, ein Blender, gewandt, flink und verführerisch. Ein Netzhautreizer. Die festliche Kleidung war ein Mittel zum Zweck, der Aufputz gehörte zum Metier, der Abenteurer mußte prunken, glänzen, um Eindruck zu machen, aber er fühlte sich in den Gewändern wohl, schmückte sich gern, denn er war eitel, selbstgefällig, ein Pfau. Und eine Narzissusnatur. Er wollte sich anstaunen lassen, ein wenig bewunderte er sich selbst.

Die Großstädte zogen ihn mächtig an. Paris, London, Wien, Rom, Venedig. „Ich wußte, daß Rom die Stadt sei, wo jemand, der nichts hatte, zu allem gelangen könnte", meinte Casanova in bezug auf Rom, aber dies galt auch für die andern Städte. Hier ging es hoch her, hier brauste das Leben, es lohnte, sich zu zeigen, da war auch was zu holen. Erst in der Großstadt konnte der Abenteurer seine Kräfte frei spielen lassen. Denn für ihn gab es nicht Einsamkeit, Einkapselung, ein Schmollen auf dem Isolierschemel. Zuschauer brauchte er und Applaus. Ein Gewimmel von Menschen. Menge und Bewegung. Korso, Loge in der Oper, Boudoirs, Redouten, Pferderennen, Regatten. Eine Welt, in der man nicht Langeweile hat.

Da konnte er auch das Geld, das er für seinen Aufwand brauchte, den Leuten aus der Tasche ziehen, die Börsen vertrauensseliger Frauen, gläubiger Adepten leeren. Oder am Spieltisch auf den Treffer warten. Der Abenteurer ist stets ein passionierter Spieler gewesen. Die Zeit, die Casanova nicht bei Frauen verbrachte, brachte er am Spieltisch zu; „leben und spielen waren für mich zwei identische Sachen", schrieb er in seinen Memoiren. Casanova spielte, um zu ge-

winnen, war für Verluste im Spiel sehr empfindlich, und er erwähnt sie immer mit größtem Unbehagen. Die Verluste bedeuteten einen Wechsel des Schicksals, die Lebenschance

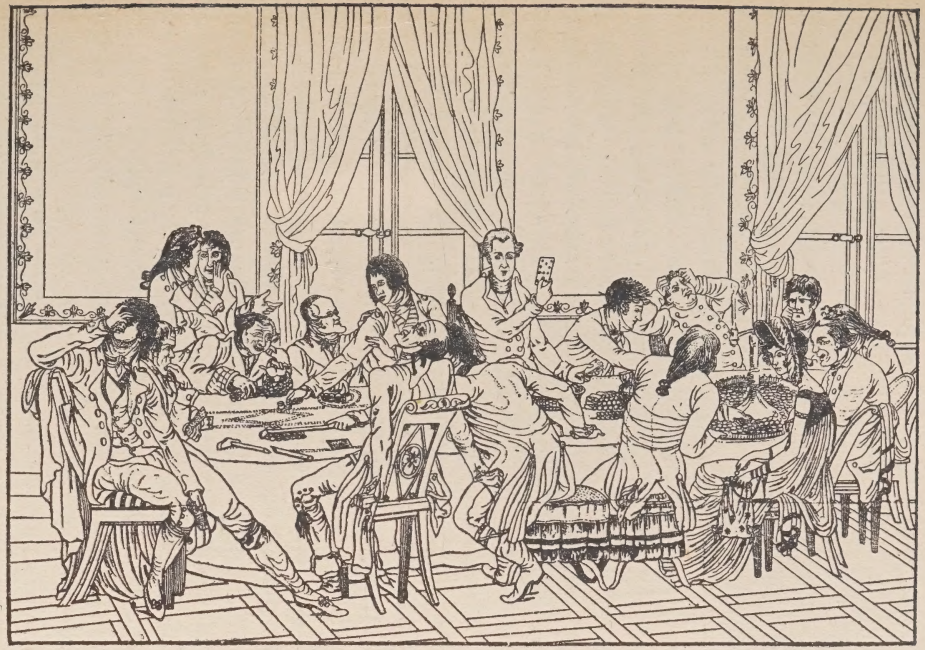


wurde geringer, wenn die Karte nicht günstig fiel, das Glück hatte einem den Rücken gekehrt. Gewinnen im Pharao, im Whist, Glück haben beim Basset oder bei der Martingale, treffsicher pointieren und in wenigen Zügen die Bank sprengen, oder die Bank selbst legen und gegen jeden noch so hohen Einsatz halten, hieß auch im Leben in die Periode der Erfolge treten. Das war es nicht allein, daß man durch das Spiel zu Geld kam und Geld ausgeben konnte, sondern man fühlte, daß man eine glückliche Hand hatte und unwiderstehlich war. Gelang der Wurf am Spieltisch, gelang er auch im Leben. Das Spiel war nur eine Fortsetzung der Partie, die schon im Gange war und mit einer Frau angefangen hatte oder mit einem Unternehmen, einem Geschäft, einer politischen Handlung. Sieg oder Niederlage: die Dukaten klimperten in der Tasche, oder man hatte keine Zechine mehr. Auch hier gab es fortwährend ein Risiko, und der Abenteurer war Hasardeur. Casanova verspielte in Neapel in zwei Stunden tausend Dukaten an den Herzog von Matalone. Am nächsten Abend, nachdem er zweitausend Dukaten verloren hatte, brach er das Spiel ab. Schon in der folgenden Nacht aber sprengte er die Bank, die der Fürst von Cassaro hielt, und gewann über fünfzehntausend Dukaten. Dabei war keine Geldgier, auch wenn man in den Besitz ganz bedeutender Summen

zu gelangen trachtete; man brauchte Unsummen, weil die Partie, um die man im Leben spielte, kostspielig war. Bereichern wollte man sich nicht, man wollte nur durch das Geld das Leben reich machen. Folgendes ist charakteristisch: Casanova gewann im Anfang des Karnevals 1750 in der Lotterie eine Terne von dreitausend Dukaten. Aber da er während des Herbstes Bank gehalten und gewonnen hatte, also noch bei Geld war, so meinte er, das Glück habe ihm dies Geschenk in einem Augenblick gemacht, wo er das Geschenk gar nicht nötig hatte. Jahrelang hatte Casanova keine andern Einnahmen als die aus dem Spiel, er erzählt, daß ihm das Herz blutete, wenn er anderes Geld als das, was er im Spiele gewonnen, ausgeben mußte.

Wenn er Geld brauchte, hat er sich auch hohe Summen durch Täuschung, List oder durch Betrug zu verschaffen gewußt.

Das war noch Schelmerei, wie er als junger Abbé einem griechischen Kaufmann hundert Goldunzen abgewann. Er war ohne Mittel, konnte einen Wagen von Neapel nach Mortorano nicht bezahlen und sollte zweihundert Meilen zu Fuß machen. In Portici bei Besichtigung des königlichen Palastes wurde er von einem orientalisch gekleideten Manne angesprochen. Im Laufe der Unterhaltung offerierte ihm dieser Weine und verschiedene Mineralien, darunter Merkur. „Ich möchte wohl kaufen," sagte Casanova, „doch ich bin Kenner." Um so interessierter und verkaufslustiger der Händler. Ohne an einen Betrug zu denken, sprach der junge Novize, der im Elend war und sein Elend verbergen wollte, mit dem reichen Manne über den Kauf. Er schämte sich seiner Armut und tat, als ob er ein Geschäft abschließen könnte. Indem er so sprach, fiel ihm ein, daß sich Merkur — mit Blei und Wismut vermischt — vermehre. Sagte nichts, dachte aber, daß, wenn dem Griechen dies unbekannt wäre, er sich seine Kenntnis zunutze machen könnte. Doch

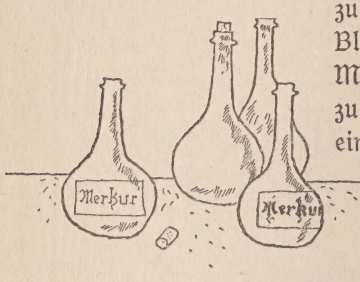


Wo viel verloren wird, ist manches zu gewinnen

Nach einer Zeichnung von Guerin gestochen von J. F. W. Schleuen (1799)

mußte er sich geschickt benehmen, denn, wenn er so ohne weiteres dem Händler den Kauf des Geheimmittels vorschlagen wollte, würde dieser keinen Wert darauf legen. Mußte ihn also durch das Wunder der Vermehrung überraschen. Lachte schon innerlich, hatte gleich den Plan im Kopfe fertig.

Im Wirtshaus bat er den Griechen, ihm von den vier Flaschen mit Merkur, die er hier stehen hatte, eine abzulassen. Kaufte in der Stadt Blei und Wismut und machte die Mischung. Beim Mittagessen — zu dem Casanova vom Griechen eingeladen wurde — fragte ihn der Grieche lächelnd, weshalb er denn eine Flasche Merkur bei ihm gekauft habe. „Das sollen Sie in meinem Zimmer sehen", gab Casanova zur Antwort. Nach dem Essen führte er den Kaufmann in sein Zimmer, zeigte ihm den Merkur in zwei Flaschen. Ließ sich eine Gemshaut bringen, siebte in Anwesenheit des Griechen den Merkur durch, und dieser staunte, daß Casanova vier Flaschen guten Merkurs füllen konnte, und daß außerdem pulverisiertes Metall noch übrigblieb. Es war Wismut, den der Grieche nicht kannte. Casanova lachte laut auf, daß ihm gelungen war, dem Griechen dies vorzumachen. Er rief den Kellner und gab ihm den Auftrag, die drei durch Mischung gewonnenen Flaschen Merkur dem Apotheker zu verkaufen. Der Erlös war fünfzehn Karlinen.



Die Verwunderung des Griechen war aufs höchste gestiegen. Er bat Casanova, ihm seine volle Flasche, die dastand, wiederzugeben. Sie hatte den Wert von sechzig Karlinen. Casanova gab ihm die Flasche mit lachender Miene. Daß er an der Flasche, deren Inhalt derselbe geblieben

sei, fünfzehn Karlinen verdient habe, dafür müsse er ihm danken. Und im Laufe des Gesprächs flocht er unauffällig ein, daß er morgen nach Salerno abreisen würde. Die Einladung des Griechen zum Abendessen nahm er an.

Beim Abendessen machte ihm der Grieche den Vorschlag, er solle noch einen Tag in Portici bleiben. An den drei andern Flaschen mit Merkur, die er habe, wären auch Karlinen zu verdienen. Casanova lehnte ab. Er habe eine Flasche vermehrt, um dem Gastgeber eine angenehme Überraschung zu bereiten, am Gelde liege ihm nichts, er brauche keins. Ob er reich sei? Nein, er arbeite an der Vermehrung des Goldes, und das verschlinge viel Geld. Die Frage, ob der vermehrte Merkur wieder vermehrt werden könne, verneinte er und nahm durch die offene Antwort den Griechen noch mehr für sich ein. Verlangte die Rechnung, beglich sie und bestellte für den folgenden Tag einen Wagen mit zwei Pferden bis Salerno. Der Muskatwein des Gastgebers schmeckte vortrefflich, er wolle bei ihm in Neapel durchaus ein Faß von diesem Muskatwein kaufen. Notierte sich die Adresse des Griechen. „Auf Wiedersehen in vierzehn Tagen in Neapel." Und er umarmte den Griechen zum Abschied. Buona notte!

Er wußte, der Grieche werde die Nacht schlaflos im Bett verbringen, nachdenken, überlegen, berechnen. Und am nächsten Morgen mit dem Angebot herausrücken. Er selbst schlief ruhig ein. Bei Tagesanbruch klopfte auch schon der Grieche an seine Tür. „Wir wollen zusammen Kaffee trinken", begrüßte ihn Casanova. „Ja, aber würden Sie mir, Abbé, Ihr Geheimnis nicht verkaufen?" „Gewiß, wenn wir uns in Neapel in vierzehn Tagen wiedersehen." „Gleich heute", drängte der Grieche und fragte nach dem Kaufpreis. „Zweitausend Unzen!" sagte Casanova. Der Grieche war einverstanden, machte zur Bedingung, daß, wenn ihm Casanova das Rezept gegeben

habe, er selbst imstande sein müsse, die Vermehrung des Merkurs vorzunehmen. „Hier können wir uns aber den Stoff für die Vermehrung nicht verschaffen, warten wir bis Neapel." Darauf der Grieche, daß der Aufschub nicht nötig wäre, denn in Torre del Greco würde man noch heute die Ingredienzien auftreiben können. Fünfzig Goldunzen wolle er gleich als Anzahlung geben, Casanova solle sich das Geld von seinem hiesigen Bankier holen. Und er schrieb die Anweisung über diesen Betrag aus. Casanova ließ sich nicht länger bitten. Der Bankier wohnte in der Nähe, Casanova kehrte bald mit dem Geld ins Gasthofszimmer zurück und legte es vor dem Griechen auf den Tisch. Er war bereit, nach Torre del Greco zu fahren. Dort würde man den schriftlichen Vertrag schließen. Der Grieche forderte Casanova auf, die fünfzig Unzen einzustecken. Casanova tat es, und man fuhr ab.

In Torre del Greco setzte man den Vertrag auf. Casanova verpflichtete sich, das Mittel anzugeben, durch das der Merkur vermehrt werden könne, ohne daß sich seine Qualität verschlechtern würde. Der Merkur sollte nach Vermehrung von gleicher Güte sein wie der, den Casanova in Portici verkaufen ließ. Nachdem der Grieche Casanova einen Wechsel, zahlbar acht Tage nach Sicht, ausgestellt hatte, teilte ihm Casanova sein Geheimnis mit. Der Grieche ging fort, er wollte in der Stadt die Mischung herstellen.

Abends kehrte er ins Gasthaus zurück, war ganz niedergeschlagen. Casanova kannte den Grund. Die Vermehrung war gelungen, doch die Qualität des Merkurs verringert. Der Grieche hielt Casanova dies vor. Casanova machte geltend, daß der Merkur dem in Portici verkauften an Güte gleiche, daß also der Vertrag erfüllt worden sei. Hingegen berief sich der Grieche darauf, daß der Abmachung nach sich die Qualität des Merkurs nicht verschlechtern dürfe. Meinung gegen Meinung. Auslegung gegen Aus-

legung. Das Ergebnis werde sein, meinte Casanova, daß die Neapolitaner Stoff zum Lachen haben werden, und den Advokaten wird man Geld zu verdienen geben. Schön ist er hinters Licht geführt worden. Er trägt den Schaden. Sein Geheimnis hat er für einen lächerlichen Betrag preisgegeben, und jetzt wird es in die Öffentlichkeit gebracht werden. Was nützen ihm noch die fünfzig Unzen, der Kaufmann könne sie wiederhaben. Und er zog das Geld aus der Tasche. „Hier" — rief er emphatisch aus — „haben Sie Ihr Geld zurück"; und zitterte bei dem Gedanken, der Grieche könnte es nehmen. Doch der Grieche wollte das Geld nicht haben.

Sie sprachen den ganzen Abend nicht miteinander, jeder speiste an einem besonderen Tisch. Wir werden doch noch Frieden machen, dachte Casanova.

Am nächsten Morgen suchte ihn der Grieche wieder auf. Casanova tat, als ob er die letzten Vorbereitungen für die Abreise treffen würde. Noch einmal schlug er die Rückerstattung der fünfzig Unzen vor. Der Grieche sagte, er solle das Geld behalten, außerdem noch fünfzig Unzen nehmen und ihm den Wechsel über zweitausend Unzen zurückgeben. Ein Hin und Her durch zwei Stunden. Zuletzt gab sich Casanova zufrieden. Empfing noch fünfzig Unzen, und der Grieche bekam seinen Wechsel zurück.

Man war wieder versöhnt, speiste zusammen zu Mittag. Der Grieche machte Casanova ein kostbares Etui zum Geschenk, es enthielt zwölf Rasiermesser und einen silbernen Griff. Gab ihm außerdem eine Anweisung auf ein Faß Muskat aus seinem Weinlager in Neapel.

Sie umarmten sich herzlich, schieden als Freunde.

Ich habe diese Begebenheit ausführlich erzählt, denn sie zeigt, wie ein Abenteurer den Coup vorbereitet und zur Ausführung bringt, wie er sich verhält, verfährt und das Opfer kirre macht. Der Abenteurer pflegt aus der Un-

wissenheit anderer seinen Nutzen zu ziehen, gibt irgendeine Kenntnis als ein tiefes Geheimnis aus. Dabei führt er meisterhaft die Regie, macht die Spannung, sorgt für die Steigerung, alles ist auf den Effekt berechnet, auf den Erfolg gerichtet. Geistesgegenwart, gebändigte Zudringlichkeit und stets auf dem Quivive, wann die Schlinge enger gezogen werden soll. Im psychologischen Moment Lockerung und ein Abwarten. Die Gehirnwindungen des Partners sind gereizt, der Wunschgedanke steigt auf, hämmert, treibt, man hat die Empfindung, daß das, was man tut, getan wird, weil man es selbst will, danach verlangt. Der Abenteurer ist auf den Partner ganz eingestellt, schaltet das Widerstreben aus, die Hemmungen, bleibt in Relation, das ist: er verlegt das schon bei ihm Entschiedene in den andern zu dessen eigener Entscheidung. Langsam oder schnell, jedenfalls willig tritt dann der andere in den von dem Abenteurer gezogenen magnetischen Kreis ein.

In Paris lernte Casanova die alte und sehr reiche Marquise d'Urfé kennen. Die Marquise hatte sich jahrelang mit chemischen Versuchen abgegeben, mit Geheimwissenschaften beschäftigt, ihr Lieblingsschriftsteller war Paracelsus. Casanova gab sich den Anschein, als ob er gläubiger Adept und im Besitz geheimer Kräfte wäre, und brachte sie bald unter seinen Einfluß. Er stellte ihr die Erfüllung ihrer transzendenten Wünsche in Aussicht und wurde Herr über ihren Geist und über ihren Beutel. Ungeheure Geldmittel standen fortan zu seiner Verfügung. Die Marquise gab trotz ihres Geizes ihm jede Summe freudig hin in Erwartung der Wunder, die sie mit seiner Hilfe zu verwirklichen hoffte. Zynisch ging Casanova auf die wahnwitzigen Schrullen ein, führte die tollsten Komödien auf. Die Marquise glaubte, daß sie als Frau nicht in die Beziehung zu Geistern treten könne, weil die Geister nur mit Männern verkehrten, deren Natur weniger unvollkommen

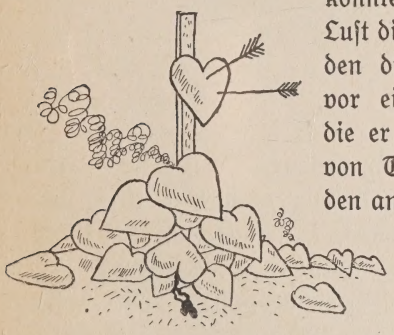
als die der Frauen sei, Casanova versprach ihr, daß er sie zu einem Manne machen werde. Sie sollte sterben und dann bald als Mann auferstehen. Casanova weilte in London, als ihm der Tod seiner Gönnerin gemeldet wurde. Die dreiundsiebzigjährige Frau hatte sich eingebildet, daß sie durch die Einwirkung der Sterne schwanger geworden sei, sterben, verjüngt auferstehen und dann ein Kind gebären werde. Sie vermachte testamentarisch dem erwarteten Kinde ihr Vermögen, Casanova sollte der Vormund des Kindes werden.

Casanova, der von sich auf dem Totenbette gesagt hat, daß er wie ein Philosoph gelebt habe, hielt jeden für einen Einfaltspinsel, der es nicht verstand, bei passender Gelegenheit sich seiner Klugheit zu bedienen. „Diese Klugheit" — führte er aus — „heißt im Griechischen cerdaleophron, vom Worte cerda, der Fuchs." Man muß gerissen, verschlagen, schlau sein. Durch List, Betrug sich zu helfen wissen, durch Verstellung, Vorspiegelung, Heuchelei Vorteile erreichen. Man muß ein Löwe sein, wenn Kraft gefordert wird, und wenn der Löwe nicht am Platze ist, den Fuchs machen (was schon Machiavelli als richtig erkannt hat), in allen Farben schillern, nach jedem Wind sich drehen, nach jeder Melodie tanzen können. Und von allen Standpunkten den besten haben, nämlich: keinen. Der Abenteurer ist Relativist, weiß ist nicht weiß, schwarz ist nicht schwarz, es steht nichts fest, alles wankt, wirbelt. Gebt das Tempo an, und der Abenteurer wird um die Dinge herumhopsen.

Über eine Million Livres lockte Casanova allmählich der Marquise d'Urfé ab. Auch dieses Geld brachte er durch. Und zu seiner Rechtfertigung glaubte er anführen zu können, daß er das Geld vergeudet und es nicht für sich behalten habe. Hätte er ein Vermögen aufgehäuft, so könnte er sich schuldig fühlen. Aber er habe das Geld der Marquise, das für Torheiten bestimmt war, seiner Bestimmung nicht entzogen und es nur für seine Torheiten ausgegeben. Also brauche er keine Gewissensbisse zu haben. So gab sich der Abenteurer gewöhnlich die Absolution selbst. In den meisten Fällen war das Geld, das ihm zufloß, für einen unsinnigen Zweck zur Verfügung gestellt worden, und er fand es in Ordnung, daß es leichtfertig vertan wurde.

Das Liebes-Spiel übertraf jedes andere. Einen Menschen plötzlich loslösen von den Banden und ihn für sich frei machen. (Damit er gleich unfrei werden soll, ein Beutestück, das man ergreift und genießt.) Einen Menschen aus allen Eigentumsverhältnissen herausreißen und schnell zu seinem Besitz machen, irgendein Dein in ein Mein wandeln. Für eine kurze Zeitspanne. Verebben lassen das Gefühl der Frau für den Gatten, die Springflut der Begierde reißt die Dämme fort, ein Orkan der Sinne tobt sich aus. Tauche, tauch unter. Die Wehrmauer niederlegen, die um das Mädchen Erziehung, Sitte, Pflicht aufgerichtet haben. Triebhaft tritt es heraus, eilt dir entgegen. Vergessen machen und sich selbst vergessen, die Liebesglut entbrennen lassen und sich entzünden an dem Auge, das sich verschleiert, an dem zuckenden Mund, an dem Arm, der schlaff herunterhängt, dem Körper, der bebt. Die Fremdheit ist geschwunden. Vertrautheit des Augenblicks, zärtliche Worte, Küsse. Es ist Liebelei. Kein Ineinanderaufgehen, keine Kette des Gefühls, nicht die Bürde der Verbundenheit fürs Leben. Henriette verließ Casanova nach vier Monaten, Pauline tat es nach drei Wochen, doch gewöhnlich war es Casanova,

der von den Frauen fortging. Die Eroberung war ihm wichtiger als die Eroberte; nachdem der Widerstand gebrochen war, genoß er die Hingabe und hatte sich bald satt geliebt. Nach der Verführung der vierzehnjährigen C. C. begann gleich der Roman mit der Nonne M. M., noch war diese Liebesepisode nicht zu Ende, da hatte er das Abenteuer mit Toni, nach zweiundzwanzig Tagen des Glücks trat er sie dem englischen Minister Murray ab, an Tonis Stelle kam ihre jüngere Schwester Barbarina, doch auch diese verließ er bald für eine andere Schöne. Er war damals achtundzwanzig Jahre alt. Bei jeder Frau rief er aus: sie ist die Schönste, ich habe noch nie eine schönere gesehen. Jede war ein Superlativ, bei jeder fühlte er sich auf dem Gipfel des Glückes und des Genusses. Und weil nur die Gegenwart ihm Befriedigung geben konnte, versank im Augenblick der Lust die Vergangenheit, verschwanden die genossenen Freuden, und vor einer Frau verblaßten alle, die er früher gekannt hatte. Wie von Toni konnte er auch von den anderen sagen: „Ich pflückte die Rose, und wie immer fand ich sie schöner als alle Rosen, welche ich gepflückt, seitdem ich die Ernte auf den fruchtbaren Gefilden der Liebe begonnen."



Der Abenteurer wollte in den Augenblick hineinschleudern, hineinzwängen, hineinpferchen alle Lust, den Augenblick bis zur Neige auskosten. Überfülle verlangte er, Restlosigkeit. War doch alles Zukünftige unsicher, vag, voller Gefahren. Di doman non c'è certezza. Das Heute hat

lachende Augen, süßen Mund und runde Glieder, das Morgen hat das üppige Fleisch weggefressen, übrig bleiben ein Gerippe, Knochen und — Erinnerung. Es war die Angst vor dem Aschermittwoch, vor der Ernüchterung. Die Angst vor dem Aufhörenmüssen. Also sagte der Abenteurer zum Augenblick: verweile doch!, und zur Frau: du bist so schön!

Wie Amor lud auch Comus den Abenteurer zu immer neuen Genüssen ein. Der Abenteurer war ein Feinschmecker, ein Schlemmer, er hielt auf einen guten Tisch. Zum Spiel

und zum Weib gehörte ein Gelage, ein Festmahl, ein Bankett. Wer stark liebte, mußte auch viel essen und trinken. Also fraß er, schlang, schmauste, soff. Als der alternde Casanova nicht mehr die Kraft hatte, Amor Huldigungen darzubringen, suchte er noch die Tafelfreuden, ihm blieb der Genuß des Essens und Trinkens. Der Fürst von Ligne erzählt, Casanova habe wie ein Wolf gefressen. Er verschmähte kein Gericht, jede Schüssel aß er leer, und wenn er zu essen anfing, war er bei guter Laune und lustig und wurde traurig, nachdem er satt wurde, ganz betrübt darüber, daß er aufhören mußte, nicht gleich von neuem zu essen anfangen konnte.

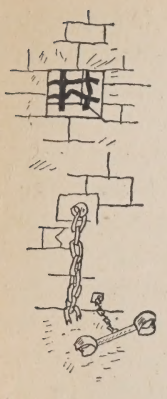
Nicht einen einzigen Tag, wie er so viele mit Frauen einst glücklich verlebt hatte, konnte er sich mehr verschaffen. Nur sich die Erlebnisse ins Gedächtnis zurückrufen, sie noch einmal in der Erinnerung genießen. Er wiederholte seine Abenteuer, indem er sie niederschrieb. Ein trauriges, unsinniges, widerliches Beginnen für einen Lebenskünstler wie es der Abenteurer war: das Rückwärtsschauen und das Nacherleben in Gedanken. Schemen mit Blut füllen und agieren lassen. „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten." Willkommen, willkommen, Bilder froher Tage, Alkoven, Schlafgemach, ihr lieben, lieben Schatten, zarte Melodie der Spieluhr, leiser Druck der Hand, feiner Bug des Busens. Auch eine gute Kopie ist was wert, wer das Rülpsen hört, denkt an einen vollen Magen. Wiedergabe, Abklatsch des Lebens. Das Filmband der Phantasie rollt, es gespenstert, spukt, zittert, huscht, verhaucht, schwindet. Die Memoiren sind die Schande des Abenteurers, die Glanzleistung des Schriftstellers Casanova. Sie gehören zu den wenigen erotischen Büchern, die literarischen Wert haben, die meisten sind elender Kitsch, ein miserables, seichtes, langweiliges Zeug.

Auch als Schriftsteller hat Casanova Geist, Elan, Bravour. Er versteht zu erzählen. Seine Schilderungen sind ergötzlich. Auch, wenn er sich wiederholt, ist er noch unterhaltsam. Er hat Einfälle, eine Leichtigkeit. In einigen Szenen (Nonne M. M., Henriette, Pauline, Lia) zeigt er jene schöpferische Kraft, die wir später an Balzac bewundern, und wie gekonnt sind die zwei Kapitel Charpillon, die Erzählung von den Kämpfen mit der gerissenen Kleinen, die ihn hinhält und neppt, ihn immer, wenn er sich nahe dem Ziele glaubt, von neuem rupft und foppt. Die Frechheiten, Zynismen, das Draufgängerische, die Brunst, die Wollust gehören zu dem Bilde Casanovas, er war ein Wüstling, und seine Memoiren sind, wie er in der Vorrede

treffend bemerkt, für diejenigen geschrieben, „die sich viel im Feuer aufgehalten haben und dadurch Salamander geworden sind". Da, wo er seiner Natur folgt, sich treu bleibt, macht er Eindruck und interessiert, unerträglich sind nur seine Verlogenheiten, wenn er moralisch tut, scheinheilig wird, eine Gemeinheit in einer Moralsauce serviert, die Glut kaltstellt und ein Panaché macht. Bei der Erzählung bekommt er manchmal Angst vor der Courage, die er im Leben hatte, und man merkt, daß er verfälscht, dämpft. Er wird perfid, wenn er sich entschuldigt und es nicht ganz so schlimm haben möchte. Er war ein Hundsfott.

Casanova hatte zu lange gelebt. Er war, als er 1798 starb, dreiundsiebzig Jahre alt. Die letzten vierzehn Jahre verbrachte er still in einem böhmischen Provinznest, beim Grafen Waldstein aß er in Dux das Gnadenbrot. Hier in Dux schrieb er seine Memoiren. Sie reichen bis zum Jahre 1774. Dieses Jahr bedeutet das Ende des Abenteurers. Was er noch später an Leid und Lust erfuhr, ist, an seinen früheren Erlebnissen gemessen, matt und unwichtig. Beunruhigung, doch nicht mehr Sturm, kleine Freuden — keine Ekstase, das Gespenst eines Verführers strich herum, und die Duxer Bürgerinnen beschwerten sich, daß der Alte „Dummheiten" plappre.

Nicht viele Abenteurer hatten einen solchen ruhigen Lebensabend wie Casanova. Die meisten gingen elend zugrunde. Law, das Finanzgenie, starb bettelarm in einer dürftigen Dachstube in Venedig. Der Messias Sabbathai Zewy endete im Kerker. Neuhof, der König von Korsika, starb bald nach seiner Entlassung aus dem Schuldgefängnis, in dem er sieben Jahre gesessen hatte. Der Goldmacher Klettenberg wurde enthauptet, Beniowski, der sich zum Fürsten von Madagaskar gemacht hat, fiel von einer feindlichen Kugel. Dem Cagliostro hatte Casanova vorausgesagt,

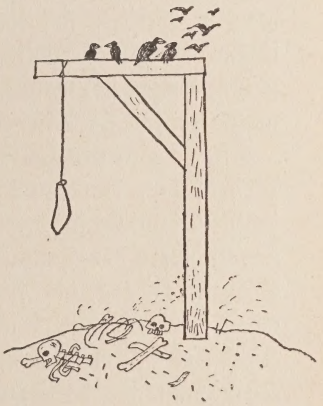


daß er auf der Galeere enden würde; er ist zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglicher Haft begnadigt worden. Fünf Jahre wurde Cagliostro im Fort San Leo, in einem unterirdischen Loch, gehalten, unmenschlich behandelt, und zuletzt erdrosselt. „Von Geburt ein Elender, hat er noch elender gelebt, und ist am elendsten gestorben", heißt es von ihm in der Sterbe-Urkunde.

Die Farce hatte einen tragischen Abschluß. ‚Die Strafe' blieb nicht aus, wieder einmal war ‚die Ordnung' gerettet.

Solange aber der Komet glänzte, wurde er bewundert. Die Menge lief hinter dem Abenteurer her, Huldigungen und Hosiannarufe. Die Gazetten brachten Berichte über ihn, meldeten, was er tat, wie er sich gab, hielten die Neugierde wach, stachelten sie auf. Das Außergewöhnliche, das Hinausgehen über die Norm, das Sichhinwegsetzen über Brauch und Sitte bezauberten. Die Fama übertrieb noch die Übertreibung.

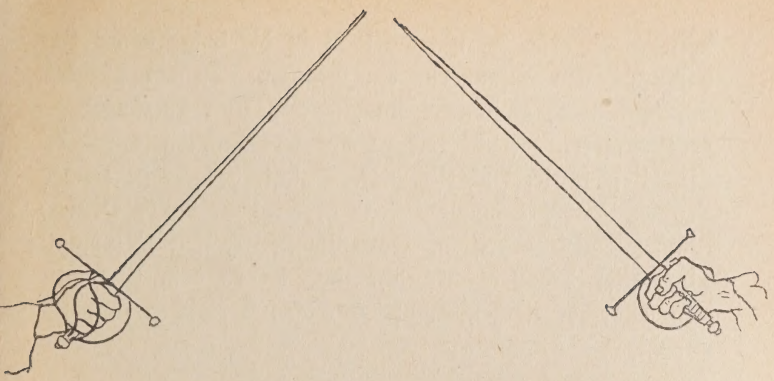
Der Abenteurer mußte mit groben Mitteln arbeiten, mit kräftigen Farben, er trug stark auf, unterstrich, um auf die Masse zu wirken. Mit einer Dünnfederzeichnung war da nichts zu machen. Plakatstil war schon nötig. In jeder Hand einen Revolver — so hat auch Grosz den „Abenteurer" gemalt, das Bild hängt im Dresdner Museum. Und wenn es knallte, noch das Hallo dazu mit schriller Stimme. Der Abenteurer hatte den Mut zum Radau, Ruhe war Tod.



Er suchte Händel, provozierte sie. Seine Unerschrockenheit imponierte. Klettenberg erstach seinen Nebenbuhler im Zweikampf, Law wurde wegen der Duelle zum Tode verurteilt und mußte aus England fliehen. Von den vielen Duellen, die Casanova hatte, ist das Duell mit dem Kronkämmerer, dem Grafen Xaver Branicki, am bekanntesten geworden. Die Vossische Zeitung „von Staats- und gelehrten Sachen" brachte ihren Lesern gleich die sensationelle Neuigkeit zur Kenntnis. Casanova war auf diese Schießerei stolz, viele Jahre später bramarbasierte er noch in Dux vor dem Grafen Waldstein: ich bin nicht als Edelmann geboren, doch zum Edelmann habe ich mich gemacht dadurch, daß ich in Polen dem Großhetman eine Kugel in den Bauch gejagt habe.

Es war mehr als eine Äußerlichkeit, daß Damen „Robes à la Cagliostro" trugen, daß auf ihren Fächern, Ringen, Armbändern, Medaillons das Porträt Cagliostros zu schauen war. Bei Männern und Frauen eine Erregung, Taten, zu denen sie nie Mut gefunden hätten, der Abenteurer führte sie aus. Seine Ungebundenheit, sein leichter Sinn waren in ihnen auch — verdrängt, zugedeckt, die Stricke, mit denen sie an das Sollen und Müssen gebunden waren, konnten sie nicht zerreißen. Der Abenteurer aber war ungehemmt, mit freudigem Entsetzen sahen sie, wie er ihrem geheimsten Wunschgedanken Leben gab. Innere Teilnahme hatten sie, Gefahren, von denen sie verschont blieben, mußte er für sie bestehen.

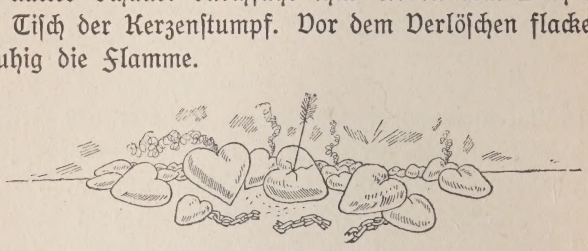
Oh, er war nicht selten bedrängt, mußte trotzen, sich zur Wehr setzen, das Schicksal zwingen. Dicke Kerkermauern drohten, dunkle, stinkende Gefängnislöcher, Ketten, Galgen, das Schwert des Henkers. Harte Strafen. Hinter ihm oft eine wilde Jagd, die Hundemeute auf ihn gehetzt, er mußte einen Vorsprung gewinnen. Casanova gelang die tollkühne Flucht aus dem berüchtigten venezianischen Kerker, „den Bleikammern". Beniowski floh aus Sibirien und mit ihm



in Männerkleidung die Tochter des Gouverneurs. Klettenberg entkam aus der Festung Königstein, wurde jedoch eingefangen, er brach zum zweitenmal aus, man wurde wieder seiner habhaft und verurteilte ihn zum Tode. Er hielt das Todesurteil für einen Scherz, glaubte an eine Rettung, gab die Hoffnung nicht auf. Und wurde zum Richtplatz geführt und enthauptet.

Verbrühte sich der Bürger am Heißen, so pustete er dann auf das Kalte, die Erfahrung lehrte ihn Vorsicht. Entrann der Abenteurer der Gefahr, brachte er es fertig, schnell noch den Hals aus der Schlinge zu ziehen, gleich stürzte er sich in neue Gefahren, ein Ruheloser, ein Wagehals. Immer wieder — war seine Losung. Ging in den Sturm hinaus. Jagende Wolke, Blitz und Donner. Und während ihm draußen der Wind um die Ohren pfiff, setzte sich der Bürger in Schlafrock, Zipfelmütze und Filzpantoffeln in die warme Stube. Lehnstuhl, milder Schein der Kerze, Lichtschere, Tabaksbeutel und Pfeife, das Bilderbuch. Warm die Gefühlswelle: klein — aber mein. Klappte das Buch auf: „Kuriositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt, zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser." Zehnter Band. Blätterte: Klettenberg, Saint-Germain, Sabbathai Zewy. Begann zu

lesen . . . Ferne — hineingelockt in die Enge seiner Behausung. Ein Flimmern, ein Glänzen. In ein fremdes Schicksal kroch er hinein, imaginierte. War entzündet — herausgezerrt, gepackt und in eine irre Bahn geschleudert. Lief, lief, schrie, fuchtelte, lief. Palast, der Fürst, Pomp, Frauen, Liebe, Schmaus, Frauen, Frauen, Gold, Diener, Wachen, wird ergriffen, Rattenloch, Strickleiter, springt. Ein kalter Schauer durchfuhr ihn. Neben dem Buch auf dem Tisch der Kerzenstumpf. Vor dem Verlöschen flackerte unruhig die Flamme.

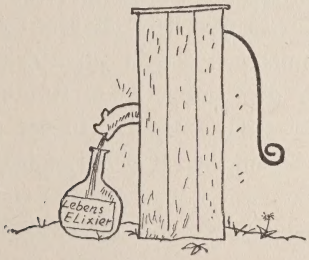


Alles, was die Abenteurer zuwege zu bringen vorgaben — und sie knauserten nicht mit Versprechungen, brüsteten sich mit ihrem Können — verblaßte, wurde nichtig, wenn der Abenteurer auftrat als Magier, als der Herr des großen Geheimnisses. Ihm gelang der Menschenfang, er war Seelenfischer. Er kannte die Menschen und ihren Hang zum Wunderbaren, keine Kirche konnte den Gläubigen das Heil geben, das durch ihn zu erlangen war. Denn er verhieß: Verlängerung des Lebens und Verjüngung, dazu Reichtum. Wer war so satt des Lebens, daß er zu sterben wünschte, wer so lebensmüde, daß er ein Ende begehrte? Alle fünfzig Jahre konnte man sich wieder verjüngen, ein Alter von fünftausendfünfhundertsiebenundfünfzig Jahren erreichen. Wie tragisch kurz war dagegen das Leben der Patriarchen, Adam wurde neunhundertunddreißig Jahre alt, Abraham ging mit hundertfünfundsiebzig Jahren schnell dahin, und der Parademann der Langlebigkeit, Methusalem, welkte und starb schon im Alter von neunhundertneun-

VERFÜHRUNG

Nach Louis-Léopold Boilly gestochen von S. Tresca

undsechzig Jahren. Durch die Verjüngungskuren konnte man beinah sechsmal so lange leben wie Methusalem. Um diesen Rekord zu schlagen, war folgende Prozedur nötig: Strengste Diät durch zweiunddreißig Tage, in dieser Zeit zwei Aderlässe, vom zweiunddreißigsten Tag an Bettruhe, Tropfen einer weißen Mixtur und drei Gran von der Materia prima. Nach dem ersten Gran fiel man in eine Ohnmacht, die ungefähr drei Stunden anhielt, bekam Zuckungen. Nach dem zweiten Gran, das für den dreiunddreißigsten Tag vorgeschrieben war, stellte sich Fieber ein, man delirierte, Haare und Zähne fielen aus, die Haut schuppte ab. Nach dem dritten Gran, das man am sechsunddreißigsten Tage einnehmen sollte, schlief man einen langen, festen, ruhigen, traumlosen Schlaf. Und während man schlief, wuchsen die Haare wieder, man bekam neue Zähne, eine neue Haut. Zuletzt, am neununddreißigsten Tage, ein Bad und zehn Tropfen vom Balsam des Groß-Cophta in einem Glase Wein. Tags darauf war man jung, gesund, kreuzfidel, der alte Mensch war abgestreift, der verjüngte reckte, streckte, straffte sich, fühlte die Seligkeit des Daseins, holdrioh, juchhe und hopsassa. Fünfzig Jahre des Blühens, der Entfaltung, fünfzig Jahre wunderschöner Lebensmai! Und war die Zeit um, man brauchte ja nur die Verjüngungskur wieder zu machen. Hundertelfmal konnte man von neuem anfangen, dann hatte man aber vom Leben genug, machte endlich Schluß.



Der Abenteurer nimmt eine Fiktion und gibt sie als Realität aus. Vorausgesetzt, dies wäre so und nicht anders, dann würde sich mit Sicherheit das auch ergeben, was er als Tatsache hinstellen möchte. Daß aber die Tatsachen des Abenteurers zuletzt in ein Nichts zerrinnen, liegt nicht allein daran, daß der Abenteurer von falschen Voraussetzungen ausgegangen ist. Seine Annahme mag illusorisch gewesen sein, und doch hätte er den Tatsachen-Inhalt, der auf Grund einer falschen Annahme geworden ist, ergreifen, halten, sättigen und zu einer „Realität" erheben können. Er könnte sozusagen nachträglich die Voraussetzung rehabilitieren. Napoleon ging eventuell von einer Voraussetzung aus, die nicht stimmte, doch im Tatsachen-Verlauf hat er sie wahr gemacht. Seine l'empereur-Voraussetzung war abenteuerlich, die Tatsache: ich bin Kaiser — war es nicht mehr, denn er hat sich erwiesen und diese Tatsache vollkommen erfüllt und gerechtfertigt. (Trotzdem er auf St. Helena geendet hat.)

Goethe sagte von sich, daß er ein Mensch der Einbildungen war. Er habe niemals geglaubt, daß etwas zu erreichen wäre, dachte immer, er hätt' es schon. „Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst . . . Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen." Wenn also Goethe von einer Fiktion ausging, so hatte er die Kraft, das Imaginäre = das über seine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, er konnte den Schein zur Wirklichkeit ballen.

Der Abenteurer aber zappelt von Anfang bis zu Ende im „Illusionsnetz". Alles, was sich in der Folge ereignet, ist für ihn neuer Schein, das Ergebnis wird wiederum nur Vorspiegelung. Er versagt, weil er stets spielerisch bleibt, niemals Ernst machen kann. Fortwährend Versprechungen,

Hoffnungen, Fisimatenten. Immer wieder macht er nur etwas vor, stellt in Aussicht, vertröstet auf später. Zum Wahrmachen kommt es nie. Er ist nicht der, der er ist, denn wäre er der, der er ist, wäre er nicht der, der er ist.

Und plötzlich (scheinbar gegen jede Logik, der er doch fortwährend ein Schnippchen zu schlagen verstanden hat) stolpert er und fällt. Die Fiktionen, Präsumtionen, das „Als-Ob" waren eben noch da, er sprang, hopste tänzerisch auf ihnen herum, und auf einmal — ganz unerwartet — fühlt er sie nicht mehr unter den Füßen, weg sind sie, fortgeblasen. Über ein Staubklümpchen ist er gestrauchelt, ein „Nichts" hat ihn zu Fall gebracht. Es ist zum Lachen.

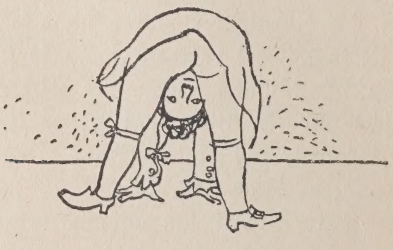
Und jetzt überall Rufe und das Echo: Fauler Zauber. Daß man sich so lange hinhalten und mit Versprechungen abspeisen ließ. Wo hatte man die Augen, wo den Verstand? Ein Spitzbube konnte sich immer wieder herausreden, und man war dumm genug, ihm Glauben zu schenken, wenn er neue Ausflüchte machte. Man ist ordentlich hineingelegt worden. Ernüchterung, Kaltwasserguß. Fort ist der Nimbus. Betrug, Betrug: die Medizinen haben nie Heilung gebracht, die Elixiere haben keinem das Leben verlängert, im Schmelztiegel war kein Gold, die Geister sind nicht erschienen, Hanf ist nicht zur Seide, die Edelsteine sind nicht größer geworden. Alles war Mumpitz.

Und doch war der Abenteurer klüger, gewandter, kenntnisreicher, phantasievoller, elastischer als alle diejenigen, die hinter ihm herliefen. Man glaube nicht ohne weiteres den Berichten, die Abenteurer waren nicht so gemein und plump, wie sie geschildert worden sind. Es sind meistens Verleumdungen, Enttäuschte haben ihre Herzen erleichtert, oder Moralische und Ängstliche malten den Teufel an die Wand zur Warnung, zur Abschreckung. Der Abenteurer war besser als sein Nach-Ruf.

Hoffnungen wurden durch ihn zuschanden gemacht, Illu-

sionen gingen verloren, einige Stein-der-Weisen-Ideale mußten abgelegt werden, (trotzdem wird es stets Ulrik Brendels geben, die diese abgelegten Ideale sich wieder werden leihen wollen). Hinter dem ‚Geheimnis' des Abenteurers steckte manchmal ein tüchtiges Wissen, nur nicht das Allwissen. Der Abenteurer hatte große Kenntnisse, nur nicht die Kenntnis von der Materia prima oder von dem Perpetuo ac per se mobili. Das, was man von ihm erwartete, hat der Abenteurer zu geben nicht vermocht, denn man verlangte von ihm Unmögliches. Er selbst war aber weniger lächerlich und platt als alle diejenigen, die durch ihn hinter das letzte Geheimnis zu kommen trachteten, mit seiner Hilfe das Undurchdringliche durchdringen wollten. Er war nie der Gefoppte, stets der Fopper, der Bluffer, der Aufschneider, der Gernegroß, er machte die Komödie, lieferte den Stoff für das Lachen.

Zwei Urteile Friedrichs des Großen über den Grafen Saint-Germain sind charakteristisch für einen Rationalisten, denn der Rationalist — auch wenn er den Abenteurer zuerst nicht entlarven kann — verhält sich im vorhinein ihm gegenüber skeptisch und entzieht sich seinem Banne. Das erste Urteil lautet: „Un homme qu'on n'a jamais pu déchiffrer. Il se produisit sous le nom de Comte de Saint-Germain." Und das zweite: „Le comte Germain est un conte pour rire." Vom Geheimnisvollen sinkt der Abenteurer zum Lächerlichen herab.



Es würde mich und auch Sie, mein lieber George Groß, der Abenteurer wenig interessieren, wenn er nur ein Farbenfleck wäre, wir an ihm nur Buntheit, kräftiges Leuchten, malerische Valeurs sehen würden. Wir beide haben nicht die rein malerische Einstellung. Und auch das psychologische Phänomen geht uns kaum an, die Spannungen, die der Abenteurer schafft, indem er am Seelentrapez voltigiert, teilen sich uns nicht mit — über das seelische Varieté sind wir längst hinaus. Wir sind auch nicht so genügsam, daß uns das einnimmt, was Goethe einst hervorhob, daß „solche Menschen Seiten der Menschheit sehen lassen, die im gemeinen Ganzen unbemerkt bleiben". Auch das läuft auf Psychologie und Differenzierung hinaus.

Was uns den Abenteurer in einem gewissen Sinne ‚wert macht', ist seine auflösende Tendenz, er schafft ein Durcheinander, eine Unordnung, bringt Unruhe. Der Stuhl, auf dem man bequem saß, wurde nicht zertrümmert und nicht ins Feuer geworfen, aber er ging aus den Fugen. Die Gemütlichkeit ist futsch. Die Freude am Altväterstuhl, auf den man sich aus Gewohnheit setzte, ist verdorben. Die „Nur-ein-Stündchen"-Ruhe ist hin. Bürgerstühle mit geschweiften Beinen, Amtssessel mit eingedrückten Sitzen, goldstrotzende Thrönchen mit eingestickten Wappen beginnen zu wackeln. Es steht nichts mehr fest ‚an seinem Platz'.

Der Abenteurer hat die Skepsis, für ihn sind die Dinge nicht wesensrein, und er stellt sie in Frage. Zur Verneinung schwingt er sich nicht auf, doch die Institutionen werden durch ihn dem Gespött ausgeliefert, ihrer Würde entkleidet, und die Ehrfurcht vor der Institution nimmt ab oder schwindet. Das erscheint mir am Abenteurer am bemerkenswertesten.

Er lehnt sich nicht auf, ist kein Rebell, kein Revolutionär, aber seine Respektlosigkeit, Frechheit, sein Zynismus bringen eine Desorganisation. Er läßt erkennen, daß es mit der

Tugend der Dinge nicht weit her ist, daß man sie locken kann und mißbrauchen. Und dadurch, daß er sie vor aller Welt schändet, gibt er das Ding der allgemeinen Verachtung preis.

Cagliostro und die Lamotte haben mit dem Kardinal Rohan ihr Spiel getrieben, und die Folge war, daß die Königin Marie-Antoinette keine gute Figur mehr machen konnte. Der Kardinal ging auf den Leim. Er schenkte den Einflüsterungen Glauben, daß die Königin es wünsche, er solle für sie das Halsband, das eine Million sechsmalhunderttausend Livres kostete, erstehen. Er hielt die Billetts, die die Abenteurerin ihm als die Billetts der Königin zusteckte, für echt, beim nächtlichen Stelldichein im Park von Versailles — bei dem eine Frauensperson als die Königin auftrat — vermeinte er, die Königin vor sich zu haben. Eine Abenteurergeschichte, die aber in der Wirkung revolutionierend war. Talleyrand war der Meinung, daß sie zum Sturz des Königtums beigetragen habe. Denn die durch Prunk, Etikette und Zeremonien so lange und so gut verdeckte Verderbtheit, Sittenlosigkeit und Fäulnis der Hofgesellschaft sind durch das Intrigenspiel der Abenteurer erst sichtbar geworden. Nicht mehr konnte die äußere Haltung darüber hinwegtäuschen. Das waren (sagte man sich) die Würdenträger, die man in Ehren gehalten. Das war also Prinz de Rohan, Kardinal, Großalmosenier von Frankreich, Erzbischof von Straßburg, Kommandeur des Ordens vom Heiligen Geist, Komtur von St. Wast d'Arras. Und — seht hin — das war eure Königin Marie-Antoinette, die von diesem Kardinal so eingeschätzt wurde, daß sie für ein kostbares Diamantenhalsband zu kaufen wäre. Eine leichtlebige Königin, von der man annehmen konnte, daß sie Billetts schreibe und in dunkler Julinacht im Versaillespark dem Kavalier die Rose mit den Worten reiche: „Vous savez de que cela veut dire!"

Wer ordnungsliebend war, die Institution des Königtums, die Vorrechte, die adlige Gesellschaft und ihre Sonderstellung erhalten wissen wollte, der fühlte, daß diese Vorgänge Gefahren mit sich brachten, spürte die Erschütterung und die Stöße und mußte befürchten, daß alles ins Wanken kommen und in den Abgrund rollen könnte. Auch auf Goethe, der als Mensch, Dichter, Staatsminister ein Repräsentant der Ordnung war, hat die Halsbandgeschichte, wie seine Notiz in den „Annalen" zeigt, „einen unaussprechlichen Eindruck" gemacht. „Die greulichsten Folgen" erschienen ihm gespensterhaft, er benahm sich so seltsam, daß Freunde ihm später erklärten, er sei ihnen damals „wie wahnsinnig" vorgekommen. Es war die Ahnung kommender Ereignisse, die Angst vor dem Zusammenbruch des Bestehenden.

Der Nicht-Ernst der Abenteurer hat eine Geringschätzung wachgerufen, „die Bande frommer Scheu" gelöst. Und diese Lockerung — die zwar der Abenteurer nicht bezweckte, die jedoch die Folge seines Spieltriebs, seines Grinsens, seiner Nachäffung und nicht zuletzt auch die Folge seiner Respektlosigkeit sein mußte — konnte dann erweitert und das ganze Illusionsnetz konnte zerrissen werden. Das aber war schon die Aufgabe für die Änderer. Nicht mehr Aushöhlung, sondern Zerstörung. Nicht mehr Schein und Spiegelung, sondern Wesenheit und Durchdringung. Eine Arbeit für die Revolutionäre.

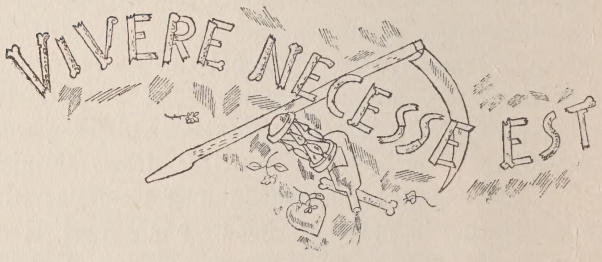
Und noch etwas hat für uns einen Sinn. Das Unpathetische. Daß der Abenteurer sozusagen an einem Flohstich zugrunde geht. Plötzlich ist er emporgetaucht, ri-ra-rutsch in der Versenkung verschwunden. Aus dem Nichts ist er geschnellt, in ein Nichts zurückgefallen. Eine Seifenblase ist zerplatzt.

Wir wollen, mein lieber George Grosz, auch in diesem Falle uns nicht in eine sentimentale Ecke zurückziehen. Wir wollen den Abenteurer weder loben noch tadeln, er

ist für uns kein Objekt des Wertes oder Unwertes. Im Gewühl blitzte sekundenhaft etwas auf, wir sahen hin, einen Augenblick war ein Trick unterhaltsam, eine Verrenkung verstärkte in uns das Bewußtsein der Geradlinigkeit, in der Menge stellte sich jemand auf den Kopf, es gibt noch genug Fußgänger.

Der Abenteurer? Das Leben hat ihn gegeben, das Leben hat ihn genommen, das Leben geht weiter.

Ignaz Ježower.



Der Messias

Sabbathai Zewy

Der Jude Sabbathai Zewy wurde im Jahre 1626 in Smyrna geboren, wo er von seinem Vater in die Schule geschickt, bald alle seine Mitschüler in allen Gegenständen jüdischer Gelehrsamkeit dergestalt übertraf, daß er in seinem Knabenalter schon nicht nur keines Lehrers mehr bedurfte, sondern ihnen allen weit überlegen war. Ohne darin einen Lehrer zu haben, legte er sich sogleich auf die Geheimlehre oder Kabbala und erlangte in dieser Wissenschaft eine so bewunderungswürdige Fertigkeit und Gründlichkeit, daß die dortigen Rabbiner ihm schon in seinem achtzehnten Jahre den Titel Chacham, d. i. in der Levante dasselbe Prädikat wie das Wort Rabbi, erteilten.

Als Sabbathai zwanzig Jahre alt war, heiratete er die Tochter eines reichen, vornehmen Mannes in Smyrna, ein außerordentlich schönes Mädchen, aber — was dieser gar nicht gefiel, er behandelte sie nicht, wie sie behandelt sein wollte, als seine Frau. Sie weinte, die Eltern ermahnten, erinnerten ihn in Güte und waren endlich genötigt, als er gar nicht hören wollte, ihn vor das Rabbinalgericht zu zitieren. Dieses gebot ihm, entweder seine Ehepflicht zu erfüllen oder seine Mißvergnügte durch einen Scheidebrief von sich zu lassen. Er wählte das letztere.

Gleich darauf heiratete er wieder, gab aber bald auch dieser guten Unvergnügten einen Scheidebrief, indem er sagte, er habe eine Inspiration gehabt, daß beide für ihn

keine ihm vom Himmel bestimmte Gattinnen wären. Auch wollte er sich in der Enthaltsamkeit üben. Dabei fastete er oft ganze Wochen, badete im Meere, nahm weder Speise noch Trank zu sich und kasteite sich auf alle nur erdenkliche Art.

Bei dem allen war er schön wie ein Engel, von seinem Angesicht ging ein blendender Glanz aus, und seinem Körper entdüfteten die herrlichsten Wohlgerüche. Er gab vor, eine Erscheinung gehabt zu haben, die drei Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob hätten ihn gesalbt.

Er fing an, öffentlich zu predigen, lehrte außerordentliche Geheimnisse in der Kabbala, und sein Ruf verbreitete sich durch das ganze ottomanische Reich. Er sagte nun auch öffentlich, daß er der Messias, ein Sohn Davids sei und also der wahre Erlöser Israels. Dabei sprach er den Namen des HERRN aus. Das brachte alle Rabbiner gegen ihn auf. Sie beschlossen seinen Tod. Er floh nach Thessalonich, fand aber dort die nämlichen Gegner, zumal da er es auch hier gewagt hatte, sich öffentlich für den Messias auszugeben und den Namen Jehova auszusprechen.

Er ging nach Ägypten. Da aber dieses Land gar nicht für ihn und sein Betreiben war, wanderte er nach Jerusalem. Als er die Stadt Gaza durchstrich, wurde ein gewisser Rabbi Nathan Benjamin (von Geburt ein Deutscher der lustigen Art), welcher längst schon das Annahen des Messias verkündigt hatte, ihn gewahr und rief plötzlich aus: „Dieser ist der Heiland Israels, der Gesalbte des Gottes Jakobs, außer ihm ist keiner, und von ihm haben alle Propheten geweissagt." Da ging Sabbathai Zewy zu ihm, alsobald warf Nathan sich zur Erde auf sein Angesicht und konnte kein Wort sprechen. Sabbathai aber befahl ihm aufzustehen und sprach: „Was hast du von mir gesprochen, und wer sagt dir, daß ich der Heiland Israels sei?" Zitternd erwiderte jener: „Ich schwöre bei dem all-

Sabbathai Zewy

Nach einem zeitgenössischen Stich

mächtigen, großen und furchtbaren Gott, daß ich denselben gesehen habe, auf seinem Thronwagen, wie einst der Prophet Ezechiel, um ihn herbrausend die zehn Sephiroth als Meereswogen. Aus diesen heraus ertönte eine Stimme, die mir zurief: ‚So spricht Jehova: Gekommen ist euer Heiland, er heißt Sabbathai Zewy. Er wird auftreten wie ein Held, wie ein Kriegsmann, von Rache erfüllt; er jauchzt, brüllt schrecklich und ist seiner Feinde mächtig.' (Jesaias 42, 13.) Aber nicht nur gehört habe ich diese Prophezeiung, sondern so stand sie auch vor mir, geschrieben mit feurigen Buchstaben!"

Nun kam Sabbathai nach Jerusalem, verschaffte sich einen großen Anhang und offenbarte demselben auch, daß er der Messias sei. Für die Zeit seiner Erscheinung führte er das Buch Sohar an, und Jesaias 64, 3: „Hat man doch von alters her nicht gehört, noch erhorcht, noch hat je ein Auge gesehen einen Gott außer dir, der tätig wäre für den, der auf ihn harrt!"

Nathan Benjamin stellte sich bald auch ein, verkündigend seine Prophezeiungen und Visionen, und schickte Sendschreiben an alle jüdischen Gemeinden im türkischen Reiche, in welchen gesagt wurde: der Messias sei gekommen, Sabbathai Zewy aus Smyrna, welcher sein Reich bald offenbaren, dem Sultan die Krone vom Kopfe nehmen und ihn zu seinem Sklaven machen werde. Dann werde er unsichtbar über den Fluß Sambation gehen und daselbst die Tochter Mosis, Miriam, heiraten. Dann würden die roten Juden und die zehn Stämme sich mit ihm vereinigen, er würde den Gog und Magog stürzen und mit dem Hauche seines Mundes vernichten. Ein neuer Himmel werde erscheinen usw.

So ging nun in Jerusalem die Sache dreizehn Jahre lang hin; da wanderte Sabbathai schnell nach Ägypten, wo, wie er sagte, er eine dort angekommene Fremde zur

Frau nehmen müsse. (Aus der Heirat mit der roten Jüdin, der Tochter Mosis, war also nichts geworden!) Er traf auch eine wandernde Polin dort an und reichte ihr seine messianische Hand. (Die Geschichte dieses leichtsinnigen, umherschwärmenden Mädchens erzählt Bassnage, Histoire des Juifs IX. p. 7 et 17.) Diese war also die erlesene Königin seines Reichs.

Sabbathai predigte jetzt öffentlich in der Synagoge: er sei der Messias. Das gab eine große Bewegung unter den Juden zu Jerusalem. Das Rabbinalgericht belegte ihn mit dem Bann und tat allen Synagogen kund, er sei ein Bösewicht, daher des Todes schuldig, und das Urteil zu vollziehen sei schon beschlossen. Dieses wollte Sabbathai nicht erwarten, verließ Jerusalem und floh nach Smyrna. Auch dahin folgte ihm das Verdammungsurteil, aber es bewirkte nichts, da das gemeine Volk ganz überzeugt war, Sabbathai sei wirklich der Messias. Man küßte ihm die Füße und erzeigte ihm königliche Ehre.

Auf einmal verbreitete sich der Ruf von dem neuen Messias allenthalben hin, nach Deutschland, Holland, Italien usw. Die zu allem Sonderbaren stets hingezogene Königin Christina von Schweden ließ sich durch ihren Amsterdamer Residenten, den portugiesischen Juden Texeira, nach ihm erkundigen, und er erhielt aus der Levante die lakonische Antwort: Er ist's und kein anderer.

Sabbathai trieb in Smyrna sein Messiasweſen fort und lebte in königlicher Pracht. Ging er aus, so ließ er sich eine Fahne vortragen, auf welcher stand: „Jehova, deines Sieges freuet sich der König!" Seine Gegner wurden verfolgt, geängstigt und schwiegen. Er aber erhielt allenthalben her Geschenke, sein Bildnis wurde mit Kronen geschmückt, und am Sabbat wurden Gebete für ihn verlesen, in denen es unter anderm hieß: „Könige werden ihn sehen und vor ihm aufstehen, und Fürsten werden

ihn anbeten" usw. An seine Brüder und Freunde verteilte er die Reiche der Welt, sich aber machte er zum König der Könige.

Nun standen in Samaria, Adrianopel, Konstantinopel, Thessalonich und anderen Orten Propheten und Prophetinnen auf, ja selbst Kinder wurden vom prophetischen Geiste ergriffen, weissagten, bekamen Konvulsionen, ließen sich heilen und dergleichen. Ein sehr geachteter Mann, der R. Moses Servil, vorher der abgesagteste Feind Sabbathais, besann sich plötzlich eines andern, erklärte ihn für den Messias und bekannte sich zu ihm.

Nun entstand beinahe eine allgemeine Verwirrung. Die Juden wollten nicht mehr arbeiten, nichts tun, keine Abgaben mehr bezahlen, fasteten und beteten und erwarteten das öffentliche Auftreten ihres Messias als des Königs der Könige und des Herrn der Welt. Der Gouverneur, erzählt ein Augenzeuge (La Croix, Memoires de l'Empire d'Othoman, p. 269), ließ ihnen sagen: „Que faites-vous, pauvres gens, d'abandonner ainsi le travail, au lieu de songer à payer votre tribut?" Sie aber antworteten ihm: „Le tribut, le Seigneur, nous n'en payerons plus, notre libérateur est venu."

Den Großwesir gingen endlich doch gutdenkende Juden an und machten ihn aufmerksam auf das, was vorging; aber die Anhänger ihres messianischen Sabbathai forderten von ihm, sich dem Sultan selbst vorzustellen und ihm kundzutun, was zu erwarten sei. Mit gewöhnlicher Betrüger-Arroganz entschloß sich Sabbathai dazu und ging mit einer großen Suite 1666 zu Schiffe und nach Konstantinopel. Sultan Mohammed IV. war eben in Adrianopel, erhielt Berichte und befahl dem Großwesir, den Betrüger festzunehmen und sogleich in sichere Verwahrung zu bringen.

Diesem Befehle nachzukommen, schickte der Großwesir einen Aga mit 50 Janitscharen ab, um ihn gefangen-

Der Erzbetrüger

Sabbatai Sevi,

der letzte

falsche Messias der Juden,

unter

Leopolds I Regierung.

Im Jahr der Welt 5666, und dem 1666sten nach Christi Geburt.

Mit allergnädigsten Privilegien.

Halle, bey Christoph Peter Francken. 1760.

Titelblatt eines Buches über Sabbathai Zewy

zunehmen. Sobald aber der Aga zu Sabbathai in das Zimmer trat, ward er von seinem Anblicke so sehr eingenommen, daß er ihm nichts zuleide tun konnte. Mit Gefahr seines Lebens stattete er dem Großwesir den Bericht ab, daß, da das Ansehen des Sabbathai einem Engel gleiche, er bei seinem Anblicke dergestalt in Angst versetzt worden sei, daß es ihm unmöglich gewesen, sich seines Auftrages zu entledigen. Der Großwesir schickte, den Befehl zu vollziehen, einen andern Aga mit 200 Janitscharen ab, diesem aber ging es ebenso wie dem vorigen.

Endlich begab sich Sabbathai freiwillig selbst zu dem Großwesir, der ihn sehr gut aufnahm, aber ihn dennoch auf das Kastell Cesto (eines der Dardanellenschlösser) schickte. Da wurde ihm aber eine schöne Wohnung angewiesen, er wurde wohl bedient und jedermann der freie Zutritt zu ihm gestattet.

Er erhielt viele Besuche und schickte mancherlei Sendschreiben umher, immer noch sich beschäftigend, Feste und dergleichen anordnend. Indessen kamen Gesandtschaften an ihn, aus Polen, und unter andern auch der gelehrte Rabbi Nehemias. Dieser kam nach Cesto, und beide disputierten aus der Kabbala. Vergebens bemühte sich Sabbathai, ihn von seiner Messiaswürde zu überzeugen, und wurde von seinem Gegner für einen Betrüger erklärt. Deshalb aufgebracht, drohte Sabbathai ihm mit dem Tode. Sabbathais Leute waren bereit, ihn umzubringen, als der Rabbi, der keine Rettung weiter vor sich sah, einen Turban auf den Kopf setzte und erklärte, er wolle ein Muselmann werden. Sogleich wurde er in Schutz genommen und Sabbathai auf des Sultans Befehl nach Adrianopel geführt.

Des Sultans Frage, ob er der Messias sei, konnte er vor Schrecken nicht beantworten, und als derselbe drei vergiftete Pfeile nach ihm schießen wollte und erklärte,

wenn er nicht der Messias sei, ihn spießen lassen zu wollen, ergriff er einen Turban und wurde ein Muselmann. Hierauf ließ ihn der Sultan mit einem Ehrenpelze bekleiden, nannte ihn Aga Mehemed Efendi und machte ihn zum Capigi Pascha. Auch sein Sohn und seine Frau, welche nun Fatima Cadini genannt wurde, folgten dem Beispiele ihres auch sie hintergehenden Messias.

Dieser entschuldigte nun seinen Religionsübertritt bei seinen Anhängern damit, daß dieses so von Gott beschlossen worden sei, dasjenige Gute, was in dem Ismaelismus liege, an sich zu ziehen, da auch der Messias, nach dem Buche Pirke R. Elieser, vor Beendigung seines Erlösungsgeschäfts sich eine Zeitlang unter den Ungläubigen aufhalten müsse.

Stets reichlich beschenkt, lebte Sabbathai herrlich und in Freuden, und als seine Frau starb, verheiratete er sich zum vierten Male mit der Tochter des gelehrten Juden R. Joseph Philosophus. Da dieser deshalb die Rabbiner zu Feinden bekam, ging auch er zur mohammedanischen Religion über.

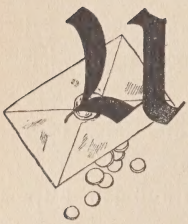
Indessen predigte Sabbathai so ergreifend, daß viele Juden sich zur türkischen Religion bekehrten. Da aber seine Anhänger immer noch von seiner Messiaswürde überzeugt waren, wurde Sabbathai einst ganz unvermutet nebst seiner Frau und einigen Anhängern ergriffen, auf des Sultans Befehl nach Bosnien abgeführt und endlich heimlich in die Festung Dulcigno gebracht, wo er, wie angegeben wurde, an einer Kolik, 50 Jahre alt, 1676 starb. Am Ufer der Donau, vor diesem Fort, wurde er begraben.

Seine Anhänger aber behaupteten, er sei, wie Elias, lebendig gen Himmel gefahren.

Aus „Curiositäten" (1823).

Der Königssohn

Brisacier



Unter der Regierung des Königs Johann Sobieski — er wurde am 21. Mai 1674 zum König gewählt — kam ein französischer Karmelitermönch nach Warschau, welcher den König um eine Privataudienz bitten ließ. Man machte ihm zunächst Schwierigkeiten, doch wurde ihm schließlich die Audienz bewilligt, nachdem er dem Könige hatte sagen lassen, es handle sich um eine besondere Angelegenheit, für die Se. polnische Majestät ungemeines Interesse haben dürfte. Der Mönch übergab dem Könige einen Brief folgenden Inhalts: „Derjenige, der den Brief schreibe, habe nicht die Ehre, Sr. Majestät bekannt zu sein, sehe sich aber genötigt, auf Kosten des Rufes seiner Mutter den König daran zu erinnern, daß, als dieser in Frankreich gewesen, um seine Studien zu beenden, er mit einer schönen verheirateten Frau Verkehr gepflogen, welche einen von Sr. Majestät empfangenen Sohn für eine Frucht ihres Gatten ausgegeben. Dieser Sohn habe sich mittels des von seinem angeblichen Vater ererbten Vermögens die Stelle eines Geheimsekretärs der Königin Maria Theresia, der Gemahlin Ludwigs XIV., erkauft. Da aber das Glück und Verdienst den Vater auf den Thron gehoben hätten, so hätte der, der die Ehre habe, sich dessen Sohn zu nennen, Grund, einige Standeserhöhung zu erhoffen. Überdies genieße er den Vorzug, von der Königin begünstigt und beschützt zu werden, der er nicht

bloß seine Herkunft, sondern auch die Bitte, die er an Se. polnische Majestät zu richten gedenke, vertraut habe. Die Königin würde sich sehr freuen, auch ihrerseits die Bitte, die er an den König von Polen richte, zu unterstützen, nämlich, Se. polnische Majestät möge vom König Ludwig XIV. seine Erhebung zum Herzog und Pair erwirken."

Der Brief war unterzeichnet: „Brisacier, Geheimsekretär der Königin Maria Theresia", und bemerkte zugleich, daß der Karmeliter die Ehre haben würde, Sr. Majestät einige Umstände vorzutragen, um deren Beachtung Se. Majestät ersucht würde. Der Mönch übergab dem Könige auch sofort zwei weitere Schreiben. Das eine war von der Königin, und sie bat darin Se. polnische Majestät sehr eindringlich, von dem Könige von Frankreich, ihrem Gemahl, die erwähnte Gnade zu erbitten. Das zweite war ein Wechsel auf 100000 Taler, zahlbar Danzig, auf die Order des Königs von Polen. Den Briefen war ein Porträt der Königin von Frankreich beigegeben, dessen Einfassung mit vielen Diamanten verziert war, und das mindestens 20—25000 Taler wert war.

Der König war von diesem unerwarteten Abenteuer sehr überrascht, erinnerte sich weder an Madame Brisacier, noch glaubte er, glücklicher Vater eines Sohnes zu sein. Da er jedoch zur Zeit seiner früheren Reisen in Frankreich mit mehreren Frauen von zweifelhafter Tugend Umgang gehabt, so war es nicht ausgeschlossen, daß alles, was der Brief des Herrn Brisacier enthielt, der Wahrheit entsprach. Er fand nun für gut, sich zunächst in Besitz des Porträts zu setzen, und schickte dann nach Danzig, um sich zu erkundigen, ob der Wechsel, von dem er sich eine Abschrift anfertigen ließ, honoriert werden würde. Als er da erfuhr, daß der Auszahlung des Wechsels nicht das mindeste Bedenken entgegenstehe, so dachte er bei sich: 100000 Taler ließen sich am Ende ganz gut gebrauchen;

das Porträt habe auch seinen Wert, und der Brief der Königin von Frankreich sei eine Tatsache, die fast nicht daran zweifeln lasse, daß die Sache mit Brisacier sich so verhalte, wie dieser angegeben. Er gab daher dem Karmeliter einen Brief für den König mit, worin er ihm den Inhalt des von Brisacier Erhaltenen mitteilte und ihn beschwor, er möge aus Rücksicht darauf, daß er einen Sohn in Frankreich habe, den er anerkennen wolle, diesem seine Gnade zuwenden und seine Bitte, ihn zum Herzog zu erheben, erfüllen. Nachdem das Schreiben abgegangen war, beeilte sich der König von Polen, den Wechsel zu präsentieren. Dieser Fürst liebte das Geld und verlor keine Zeit, sich die 100000 Taler in Danzig auszahlen zu lassen.

Der König von Frankreich war sehr überrascht, als er den Brief des Königs von Polen erhielt. Brisacier machte durchaus keine Figur und hatte überhaupt stets für ein sehr mittelmäßiges Subjekt gegolten, für das es schon eine übergroße Ehre war, daß es die Stelle eines Geheimsekretärs der Königin bekleidete. Der König hielt die Sache geheim, behandelte Brisacier wie gewöhnlich, schrieb aber an seinen Gesandten in Polen, den Marquis von Béthune — dieser war der Schwager der Königin von Polen, Maria Casimire Luise, einer Tochter des Marquis Lagrange d'Arquien —, und beauftragte diesen auszumitteln, ob der König von Polen den Brisacier wirklich für seinen Sohn halte.

Der Marquis benutzte einen Augenblick, wo der König auf der Jagd und guter Laune war, um ihm zu sagen: „Darf ich es wagen, Sire, Ew. Majestät zu fragen, wie es sich mit einem gewissen Brisacier verhält, von dem das Gerücht in Frankreich geht, daß er die Ehre habe, Ihr Sohn zu sein, daß Ew. Majestät bereit seien, ihn anzuerkennen und von dem Könige, meinem Herrn, seine Erhebung zu der höchsten Würde seines Reichs verlangt hätten?" „Der Teufel soll mich holen," erwiderte der

König, „wenn ich weiß, wer Herr oder Madame Brisacier sind. Ich war kein Joseph, als ich in Frankreich war, und habe da gutes und böses Glück gehabt.“ Und der König erzählte ihm den ganzen Inhalt des Brisacierschen Schreibens, die Entdeckungen, die er ihm über seine Geburt gemacht, den Umstand mit dem Wechsel von 100000 Talern und dem mit Diamanten besetzten Bildnis, und fügte hinzu, was ihn am meisten zu dem Glauben bestimmt habe, daß Brisacier wirklich sein Sohn sei, wäre ein Schreiben der Königin von Frankreich gewesen, worin diese ihm versicherte, daß sie ihn protegiere, sowie auch sonst daraus hervorgehe, daß sie ihn ungemein hochhalten müsse.

Der Marquis von Béthune sagte ihm, was ihm von den Gaben Brisaciers und der Rolle, die er spiele, bekannt war, meinte auch, dieser sei wohl fähig, einen Betrug gespielt zu haben, dem man auf den Grund zu kommen suchen müsse. Nach der Rückkehr von der Jagd gab ihm der König das Originalschreiben der Königin von Frankreich, mit den Worten: „Sehen Sie, mein Herr, ob ich weniger für einen Mann tun konnte, der sich mein Sohn nennt, und der mir von einer Fürstin von der Frömmigkeit, der Tugend und dem Range der Königin so warm empfohlen worden ist.“

Der Marquis von Béthune schickte den Originalbrief an den König, seinen Herrn, der damit zu der Königin ging und ihr sagte: „Sehen Sie, Madame, was es mit diesem Briefe für eine Bewandtnis hat.“ Die Königin erkannte ihre Unterschrift an. Als sie aber den Brief las, stieg ihr Erstaunen mit jeder Zeile, und sie bestand darauf, niemals an eine solche Albernheit gedacht zu haben, sie wisse nicht, wie die Sache zusammenhänge. Brisacier müsse wahnsinnig geworden sein. Offenbar habe der Spitzbube diesen Brief unter einer Menge bloßer Höflichkeitsbriefe, die man gewöhnlich unterzeichne, ohne sie anzusehen, weil

sie ohne Bedeutung und völlig gleichlautend zu sein pflegten, von ihr mitunterzeichnen lassen. „Nun wohlan, Madame," sagte der König, „geben Sie künftig acht auf das, was Sie unterzeichnen. Sagen Sie aber diesem albernen Brisacier nichts von der Geschichte." Wenige Tage darauf ließ ihn der König verhaften und in die Bastille bringen. Man nahm seine sämtlichen Papiere weg und verhörte ihn.

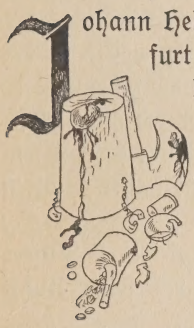
Der kleine Tollhäusler gestand, daß er die ganze schöne Geschichte ersonnen habe.

Er erzählte, wie er einen ihm bekannten Karmeliter veranlaßt habe, den Brief zu überbringen, den er die Königin hatte unterzeichnen lassen, ohne daß sie den Inhalt des Schreibens kannte. Er vergaß auch den Umstand mit dem Porträt und dem Wechsel auf 100000 Taler nicht. Der König teilte diese Entdeckungen und Aussagen Sr. polnischen Majestät mit, der die Betrügerei erkannte und sich wegen seiner Leichtgläubigkeit entschuldigte.

Nachdem Brisacier einige Zeit in der Bastille Buße getan, gab man ihm als einem Narren die Freiheit wieder, mit der Weisung, Frankreich zu verlassen. Seine erste Sorge war, dem Wechsel von 100000 Talern nachzueilen, den der König von Polen gezogen hatte. Er begab sich nach Warschau, um zu erfahren, ob er etwas erlangen könne. Der König Johann nahm ihn aber wie einen Spitzbuben und Betrüger auf. Indes machten seine Gläubiger, die bei den 100000 Talern auch interessiert waren, Sr. polnischen Majestät so viele triftige Vorstellungen, daß der König einige zu bezahlen versprach, was er jedoch nur nach und nach, im Laufe von vier Jahren, und in den schlechtesten Effekten ausführte. Dem armen Teufel selbst gab er zuletzt 5—600 Pistolen, mit denen dieser nach Moskau ging. Hier starb er, als er im Begriff war, nach Indien zu gehen und dort das Glück zu suchen, das er in Europa verfehlt hatte. L'abbé de Choisy.

Der Alchimist

Johann Hektor von Klettenberg



Johann Hektor von Klettenberg war 1669 zu Frankfurt am Main von sehr guter Familie geboren. Er war ein sehr fähiger und fleißiger Schüler, wurde aber nachher wild, unbändig, verliebt, ausschweifend und erstach, einer Frankfurter Lais wegen, seinen Nebenbuhler, einen Herrn v. Stalburg, den 26. Dezember 1709 im Zweikampfe. Er wurde gefangengenommen. Das Tübinger Urteil sprach ihm den Tod zu. Er entfloh der Haft und entzog sich 1711 diesem Todesurteil. Es ist nicht aufgezeichnet, wie es kam, daß er sich ein sicheres Kaiserliches Geleit auswirken konnte. Kurz, er war fort. Er betrat die Laufbahn der Goldmacherei, trieb sich mit seiner Kunst in Mainz, Prag, Bremen usw. herum. Da mangelte es nicht an Prozessen, welche von ihm angestellt wurden. Diese endigten aber jederzeit so, daß er Vorschüsse nahm, Reisen machte und nicht wieder zurückkam, obgleich er sich dazu stets eidlich verband. Dabei hatte er aber doch so viel gewonnen, daß er mit einem Sekretär und mehreren Bedienten umherziehen konnte. Er nahm den Namen Freiherr von Wildeck an.

Im Jahre 1713 meldete er sich in einem sehr glänzenden Aufzuge, unter dem Namen eines Freiherrn von Wildeck, am Hofe des Herzogs Wilhelm Ernst zu Sachsen-Weimar. Er versprach dem Fürsten, ein gewisses chemisches Geheimnis zu entdecken, wodurch er sein Land in den

blühendsten Zustand versetzen könnte. Seine Vorschläge beruhten auf folgenden sieben Artikeln, die er zugleich schriftlich überreichte.

Er wollte 1. durch eine mit besonderem Fleiße künstlich zubereitete Tinktur alles in den Bergerzen verborgene flüchtige Gold und Silber, das sonst nicht ausgebracht werden könnte, extrahieren, in einen Fluß schmelzen und einen gold- und silberreichen Regulus daraus fertigen.

2. Dieses kräftige Kunstwasser sollte sich weder in der Menge noch Beschaffenheit verändern — man brauche es nicht von neuem fertigen — es könne durch sich selbst, wenn es wohl konserviert würde, in infinitum fortdauern.

3. Der Fluß sei feuerbeständig und könne daher zu allen Zeiten gebraucht werden.

4. Wenn die besten Erze gemeiniglich drei Mark Silbers im Zentner auswürfen, so wolle er durch seine Kunst wenigstens sechs Mark herauszwingen.

5. Er könne die Arbeit so ins Große treiben, daß ein Fürst, auch von einer sehr geringen und unbeträchtlichen Ausbeutung seiner Bergwerke, einen ansehnlichen Hofstaat führen könne.

6. Sollten die benötigten, mit flüchtigem Gold und Silber angefüllten Erze nicht vorhanden sein, so wolle er sie in Sachsen für bare Bezahlung zusammentreiben.

7. Könne er für gewiß versichern, daß seine vorbeschriebene Arbeit mit der Goldmacherkunde in keiner Verbindung stehe, sie sei allein metallurgisch.

Diese Vorschläge, die Klettenberg mit anziehender Beredsamkeit und mit der angenommenen Miene eines Vielwissers anzupreisen wußte, wurden von dem Weimarischen Hofe mit Beifall angenommen. Man hielt sie vielleicht für weit sicherer und zuverlässiger als die goldne Kunst selbst, und kein Metallverständiger zweifelte an der Möglichkeit des Unternehmens. Der Herzog ließ dem Metallurgen 200 Taler

reichen, eine kleine Summe für einen so großen Künstler, doch genug für eine Versuchsprobe in der damaligen Zeit. Von diesem Geld sollte er zu Ilmenau sein metallreinigendes Kunstwasser verfertigen und zur Vollkommenheit bringen. Die Arbeit ging nach Wunsch vonstatten. Bei einer sechsmaligen Probe, die im Beisein einiger Bergverständigen angestellt wurde, erhielt man jedesmal einige Lot reines, gediegenes Silber.

Auf herzoglichen Befehl sollte in Weimar die Hauptprobe angestellt werden, wozu sich der Künstler vier Wochen Zeit und freie Bewirtung ausbat. Alles, was er suchte, ward ihm bewilligt, nur die Bitte nicht, daß er ohne Beisein anderer arbeiten durfte. Die Aufsicht über das ganze Werk ward zwei berg- und metallkundigen Männern aufgetragen. Sie ließen nach Angabe des Freiherrn die Schmelzöfen auf dem Kammergute Oberweimar errichten und die nötigen gold- und silberflüchtigen Erze herbeischaffen, aus welchen mit dem zu Ilmenau bereiteten Kunstwasser, Salz und Fluß, das zurückgebliebene Gold und Silber gewonnen werden sollte. Die Abgeordneten nahmen, ohne Vorwissen des Künstlers, einige Proben der Ilmenauischen Produkte zu sich, um entweder ihre Bestandteile zu untersuchen oder selbst davon Gebrauch zu machen.

Man operierte den 19. August 1713 den ganzen Tag hindurch mit beträchtlichem Kohlenverlust. Die Nacht hindurch bewachte der Hüttenmeister selbst die eingelegten Erze und beobachtete alles, was vorging, mit der pünktlichsten Genauigkeit. Der Künstler verlangte noch mehr Feilspäne und erhielt echtes, durch magnetische Kraft von fremdem Metall gereinigtes Stahlpulver.

Den folgenden Tag ward die Arbeit unermüdet fortgesetzt, wobei man bemerkte, daß der Künstler mit bösen Tücken umging und fremde Materialien und Salze unbemerkt einmischen wollte. Man gestattete es ihm nicht.

Das Kunstwasser, hieß es, habe ja schon bei den ersten Proben feines Silberkorn gegeben, es sei also nicht nötig, dessen Kraft durch anderweitige Zusätze zu erhöhen. Durch diesen Verweis ward der Freiherr sehr beunruhigt und fast aufgebracht. Er verschüttete in der Angst einen Teil seines geheimen Kunstwassers; er durfte nicht selbst Hand anlegen, anzuordnen war ihm erlaubt. Er mußte es aber wider Willen geschehen lassen, daß andere, ohne sein Zutun, seine Befehle befolgten. Endlich ließ er sich nicht länger aufhalten. Auf einmal griff der Freiherr zu, und da man ihm den möglichsten Widerstand tun wollte, gab er vor, der Kolben sei nicht gehörig bedeckt, und stopfte sein Schnupftuch vor. Man ließ sich nicht täuschen. Und entdeckte in dem Augenblicke, da der Künstler zugriff, daß eine kleine bläuliche Kugel mit weißen Punkten in dem Kolben aufstieg. Kaum sah man diese glänzende Erscheinung, als sie des Künstlers kräftiger Faustschlag vernichtete. Man machte ihm neue, fühlbare Verweise, aber alles umsonst. Der freiherrliche Metallurg schien die Sache immer lässiger zu treiben, weil er nicht nach seinem Gefallen operieren durfte. Der Tiegel zersprang unter der Arbeit. Was von dem Regulus übrigblieb und aus dem Feuer aufgefangen wurde, setzte man auf die Kapelle, und nun fand sich ein Silberkorn, eine Erbse groß, das mit den aufgewendeten Kosten und mit der gehofften Ausbeute in keine Vergleichung kam.

Der Bericht, welchen die beiden Abgeordneten an den Weimarischen Hof ausfertigten, fiel für den freiherrlichen Künstler nicht vorteilhaft aus. Sie behaupteten einstimmig, er habe durch seine Tinktur, Salz und Fluß, zuvor Silber in das Erz hineinbringen und dann mit leichter Mühe herausheben wollen. Er erhielt auf diesen Bericht unter dem 24. August 1713 seinen Abschied, wobei man ihm zu verstehen gab, daß es bedenklich sei, den Prozeß fort-

zusetzen. Man wolle ihm die Berechnung der empfangenen Geldsummen in Gnaden erlassen, er könne sich nun wenden, wohin er wolle.

Jetzt wurde Klettenberg Schriftsteller und gab sein Werk heraus: „Die entlarvte Alchimie".

Von Gesicht, Statur und Betragen war Klettenberg ein sehr hübscher und feiner Mann. Die Weiber wußte er vorzüglich zu fesseln. Daher machte er sich mit einer hübschen Frau bekannt, deren Mann lieber vor seinen Schmelzöfen als in ihren Armen lag. Diese ließ sich leichter von ihm erobern als das goldene alchimistische Vlies, nahm ihres Mannes Manuskripte mit seinen besten Prozessen, die er chemisch und alchimistisch ausgearbeitet hatte, verließ ihn, warf sich an Klettenbergs Brust mit ihrer Liebe und erstohlenen Schätzen und ließ sich von ihm entführen.

So beglückt und bereichert kam sie mit ihm nach Dresden, wo er sie seine Gattin nannte.

Auch in Dresden wußte er sich beliebt zu machen. Er sprach leicht und sehr gut, erzählte viel von seinen alchimistischen Proben und Versuchen, und bald war überall das Gerücht von seiner übernatürlichen Weisheit verbreitet. August II. würdigte ihn seiner besonderen Gnade und erhob ihn 1714 zum Kammerherrn und Hauptmann über das Amt Senftenberg. Sein Gehalt betrug jährlich 18000 Reichstaler. Der König ließ mit ihm durch den Grafen Hoym kontrahieren, und Klettenberg versprach, binnen vierzehn Monaten eine Universaltinktur vollkommen auszuarbeiten.

Nun fing das Laborieren an. Der erste Versuch lief nach dem Wunsche aller Kenner vortrefflich ab (denn ganz unbemerkt hatte der Adept echtes Gold in die Phiole gespielt). Nun waren der König und alle entzückt. Diese alchimistischen und metallurgischen Kunstjünger und Meister zeigten insgemein den Fürsten die glänzenden Hofstaate

wie in einem goldenen Panorama; das tat auch Klettenberg. Man versprach sich goldene Zeiten, salomonischen Reichtum und ein goldbeglücktes Land.

Jetzt lebte Klettenberg herrlich und in Freuden. Sein Aufwand war glänzend, beinahe fürstlich. Einige sehr hübsche Mädchen schmückten sein Serail, und seine Tafel war eine der schwelgerischsten in Dresden. Hier und in Senftenberg lebte er ganz sorgenlos beinahe zwei Jahre und verschwendete gewiß über eine halbe Tonne Goldes.

Darauf verreiste er in seine Vaterstadt Frankfurt, tobte auch hier herum und trieb es endlich so weit, daß ihn der Magistrat festnehmen ließ. Der König von Sachsen verwendete sich für ihn. Aber das Heer der Gläubiger bedrängte Klettenberg hart, als er wieder in Dresden eintraf.

Es kam dahin, daß 1718 im Februar eine Untersuchungskommission gegen ihn ernannt wurde. Klettenberg versuchte vergebens zu entkommen. Er wurde als Staatsgefangener auf die Festung Königstein gebracht.

Beinahe unglaublich ist, daß es ihm zweimal gelang, aus dieser schrecklichen Bergfestung zu entkommen, es geschah aber doch. Als er nun zum zweitenmal wieder erwischt wurde, sprach das Urteil ihm wegen Mord, Ehebruch, Betrügerei und anderer Verbrechen das Leben ab.

Er war ein so durchaus leichtsinniger Mensch, daß er dies alles nur für Scherz hielt. Aber das Urteil wurde vollzogen, und er wurde den 1. März 1720 an einem entlegenen Ort enthauptet.

Seine soit-disant Gattin und seine Favoritinnen zerstreuten sich.

Aus „Curiositäten" (1823).

Das System

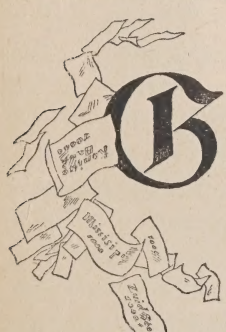
John Law of Lauriston

In jener Zeit, da ganz Frankreich von Laws System betört und er Generalkontrolleur war, sagte ein Mann, der immer recht hatte, bei einer großen Gesellschaft zu ihm: „Mein Herr, Sie sind der größte Narr, der größte Dummkopf oder der größte Betrüger, den es je unter uns gegeben, und das will viel heißen. Ich beweise es Ihnen auf folgende Art: Sie haben sich eingebildet, man könne den Reichtum eines Staates mit Papier verzehnfachen; da aber das Papier nichts anderes vorstellen kann als Geld, das Vorstellungszeichen der wirklichen Reichtümer, der Erzeugnisse der Erde und der Arbeit, so müßten Sie damit beginnen, Korn, Wein, Tuch, Leinwand zu verzehnfachen. Doch auch dies genügte noch nicht; denn man müßte auch einen entsprechenden Absatz verbürgen.

Nun machen Sie aber zehnmal mehr Scheine, als wir Geld und Güter besitzen, folglich sind Sie zehnmal phantastischer oder dümmer oder betrügerischer als alle Kontrolleure und Intendanten, die es vor Ihnen gegeben. Meine Behauptung beweise ich so . . ."

Er hatte kaum gesprochen, als man ihn nach St. Lazaire brachte.

Voltaire.



Ganz Europa krankte damals am Spekulationsfieber. Mit Unrecht tun die andern Nationen stolz, machen sich über die Franzosen lustig, werfen ihnen höhnisch die Torheit des „Systems" vor. Drei-, viermal hatten England und das ernste Holland dieselben Anfälle, aber bei verwandter Form waren doch die Idee, der Zweck anderer Art. Wozu wollten sie gewinnen? Um zusammenzuscharren, der Franzose dagegen, um Geld auszugeben, ein galantes, unterhaltendes, geselliges Leben zu führen.

Dazu rechne man noch das Spiel um des Spiels willen, das Pikante des Kampfes, die Freude am Wagnisse, die Eitelkeit, sagen zu können: „Ich habe Glück gehabt, ich bin ein Glückskind, ich bin an einem Sonntage geboren."

Hatte jemand ein Recht, so zu sprechen, so hatte es sicherlich Law. Er war weit schöner, als es sich für einen Mann geziemt, elegant, fein organisiert, von jener weichen Schönheit, welche für die Zeit paßte, in der die Frauen über alles verfügten. Ohne Zweifel wurde für sie, für die Masse der schönen Spielerinnen, welche in ihn vernarrt waren, sein erstes Porträt gemacht. Er hat erst einen geringen Titel, Königlicher Rat, er ist in seinen Anfängen, in seiner aufsteigenden Periode. Er ist die Morgenröte und die Hoffnung, Fortuna selbst in einer sehr weiblichen Erscheinung mit ihren Verheißungen, ihren Träumen von Glück und ihren liebenswürdigen Lastern; das Bild ist eigentlich unanständig, bloßer Hals, bloße Brust, ganz danach eingerichtet, der männlichen Liebe, den männlichen Neigungen jener ausgelassenen Bacchantinnen zu schmeicheln, vielleicht um sie zum Kaufen der Aktien zu verlocken.

Glücklicherweise war er wohl behütet. Infolge eines sehr dunkeln Abenteuers, nach gewissen Duellen, wegen deren er zum Tode verurteilt wurde, hatte der glückliche Spieler drüben eine sehr schöne Engländerin erbeutet, von der es hieß, daß sie verheiratet sei. Er nannte sie Madame Law, bezeigte ihr die größte Achtung und hatte eine kleine Tochter von ihr.

Die Schotten gehören oft zwei Stämmen an. Law, der in Edinburg, in dem eigentlichen Niederschottland, am 16. April 1671 geboren war, hatte auch den stolzen und uneigennützigen Genius Hochschottlands, die gälische Phantasie. Er hatte eine außerordentliche Gabe schnellen Rechnens (von seinem Vater, dem Bankier), einen nie getäuschten

Treffer im Spiele, die Macht, reich zu sein, und schätzte im Grunde nur die Idee. Offenbar war er zum Dichter und vornehmen Mann gestempelt. Wie es hieß, stammte er durch seine Mutter von den Lords der Inseln. Er war der Ossian der Bank.

Einen außerordentlich starken Eindruck mußten auf Law zwei Schauspiele machen, die seiner Jugend geboten wurden: Der Materialismus Altenglands unter Wilhelm, die sonderbare Geldkrisis, welche es damals bestand. Da das Geld sich zurückgezogen hatte, sich verbarg, so hielt man sich für verloren. Der Handel war einen Augenblick in Verzweiflung. Glücklicherweise erfand man eine schnell arbeitende Maschine, um neues Geld zu prägen. Diese Maschine hielt in jeder Stadt, wo sie wie ein Engel des Himmels aufgenommen wurde, ihren triumphierenden Einzug unter dem Geläute der Glocken. Man wußte nicht, wie man die hilfreichen Arbeiter, welche Rettung brachten, aufnehmen sollte.

Zugleich zeigte sich ihm in Holland die immaterielle Macht des Kredits, des Papiers, des Scheines, was England später nachmachte. Selbst ohne Scheine wurden die Geschäfte vermöge einiger Zahlen, eines bloßen Ab- und Zuschreibens der Posten abgemacht. Da jeder gleichzeitig Gläubiger und Schuldner war, so war die Regulierung und die Herauszahlung des Überschusses durch eine kurze Berechnung ermöglicht. Man brauchte sich nicht mit Gold und Silber die Hände zu beschmutzen. Bei manchen Geschäften stipulierte man die Auszahlung in Scheinen, denn man zog sie dem Gelde vor.

Das Papier gegen das Papier, die Idee gegen die Idee, der Glaube gegen den Glauben, das war die edle Form des Handels. Der Geschäftsmann, der nur hunderttausend Taler hat, macht vermöge des Vertrauens Geschäfte für eine Million, zieht seinen Gewinn von dieser

Million, verdient im Verhältnis derselben, als ob er sie in Grund und Boden angelegt hätte. Sein Kredit erzeugt ihm also neunmalhunderttausend Taler. Hat er nicht einmalhunderttausend Taler, flößt er Vertrauen ein, so wird der Kredit ihm die ganze Million zuführen.

Der Reichtum kann eine Schöpfung des Glaubens sein. Das ist die Idee, welche den Genius Laws bildete, seine Geheimlehre, welche eine finanzielle Theorie zur Höhe eines Dogmas erhob: die Verachtung, der Haß des Geldes.

Übrigens hatte Law zu viel gesunden Menschenverstand und Erfahrung, um wie ein bloßer Bankier zu glauben, daß mit der Frage des baren Geldes und des Papiers alles erledigt sei. Als weiser Ökonomist wußte er und sagte er, daß der wirkliche Reichtum eines Staates in der Bevölkerung und der Arbeit, in dem Menschen und der Natur beruhe. Die Menschen waren für ihn Zahlen, nicht Nullen. Oft wiederholte er, daß alles im Hinblicke auf die Arbeitenden, die Produzenten geschehen müsse, daß „ein Arbeiter, der den Tag zwanzig Sous verdiene, für den Staat wertvoller sei, als ein Grundbesitz von 25000 Livres."

Das pikanteste bei dieser Schöpfung einer Finanzrepublik, welche den Staat aufsaugen sollte, war, daß der Staat, welcher aufgesogen werden sollte, ihr Begünstiger und Helfershelfer war. Der Regent, Herzog Philipp von Orleans, war im Herzen für Law. Beide hatten Ähnlichkeit miteinander. Der neuerungssüchtige Prinz, der schon längst an die Utopisten glaubte, trat eifrigst diesem Propheten der Börse bei, diesem Menschheitsapostel, der da wollte, daß jeder Aktionär Associé, Spieler, glücklicher Spieler sei. Law, indem er den Reichtum vervielfältigte, war im Begriff, das ganze Reich in eine große Spielbank zu verwandeln, wo nicht verloren, nur gewonnen wurde.

Unterdes wuchs aber das Defizit des Staates. Hundert Millionen neues Defizit! Vierundzwanzig werden im

KARIKATUR AUF JOHN LAW

Nach einem zeitgenössischen Kupferstich

Jahre 1719 fehlen. Und dazu noch die Ausgaben für einen wahrscheinlichen Krieg. Aber ein solcher Krieg hieß Geld, viel Geld, und wo sollte man das hernehmen? Noch blieb indes das große Auskunftsmittel, die Assignate, das Papiergeld konnte man durch das Gesetz, die Macht und den Schrecken aufzwingen.

Dieses Auskunftsmittel unterschied sich sehr wenig von dem, welches die früheren Könige so oft brauchten und mißbrauchten, indem sie geringe, falsche Münzen schlugen, die sie zu einem übertriebenen Werte anzunehmen zwangen. Ein solches Auskunftsmittel widersprach den Grundsätzen Laws, der zwar nicht bestritt, daß der König jede Macht habe, aber behauptete, daß er sie nicht gebrauchen dürfe und sich nur an den freien Willen, an den freien Glauben, an den Kredit wenden dürfe. Als man sich indes hier an ihn wandte und seine Hilfe nachsuchte, wußte er kein anderes Auskunftsmittel, als Papiergeld mit Zwangskurs auszugeben.

Er trat dem König seine Bank ab.

Die beiden Angelegenheiten, die des Krieges sowie die der Bank, welche den Krieg ernähren sollte, wurden gleichzeitig entschieden, am 4. und 5. Dezember 1718.

Am 4. hatte in der Nacht die Finanzrevolution stattgefunden, die Bank war für eine königliche erklärt worden. Mit anderen Worten, der König war Bankier geworden.

Es war ein plötzlicher Schlag, der sehr geheimgehalten wurde.

Der durch den Regenten vorgestellte König kaufte die Aktien der Bank, übernahm das Geschäft Laws (der nur noch sein Kommis war). Der König empfing die Depositen, der König diskontierte, der König führte die Kasse.

Im Januar 1719 hatte man noch keine Kenntnis davon, daß vor Ablauf des Jahres ganz Frankreich sich am Systeme beteiligen würde.

Eine allgemeinere Bewegung hat es nie gegeben. Es war nicht, wie man zu glauben scheint, eine bloß finanzielle Angelegenheit, sondern eine gesellschaftliche Revolution.

Ehe das Stück beginnt, wollen wir uns den Schauplatz ansehen.

Von den Hesperiden bis zu Robinson liegt das ganze Geheimnis der Welt in den Inseln. Hier ruht der verborgene Schatz der Natur, das Goldene Vlies oder, was ebenso viel besagen will, die Lebenselixiere, die man mit Gold aufwiegt.

Obwohl man wenig las, so waren doch die in Holland gedruckten Bücher, welche verboten und geächtet waren, die heimlich verbreiteten Manuskripte von großer Wirkung. Boulainvilliers sinnreiche Apologie Mohammeds und des Mohammedanismus ging von Hand zu Hand. Aber keins macht einen so großen Eindruck als das kühne und glänzende Buch von Lahontan über die Wilden und sein Titelbild, auf welchem der Indianer den Zepter und die Gesetzbücher, die Gesetze, die Könige mit Füßen tritt. Das war der starke Bogenstrich, welcher zwanzig Jahre vor Montesquieus „Lettres persanes“ das achtzehnte Jahrhundert eröffnete. Der dichte und schwere Schleier, hinter welchem die Missionare die Welt verborgen hatten, war zerrissen.

Die positivsten Geister, Coligny, Heinrich IV., Colbert hatten geglaubt, daß der Franzose (besonders der des Südens) sich sehr zur Kolonisation eigne, daß eine kleine Anzahl von Franzosen ein großes Kolonialreich würde herstellen können, indem sie sich durch Heiraten der einheimischen Bevölkerung aufpfropften, sie mit europäischem Geiste durchdrängen.

Man brauchte Kolonisten, die von Versailles und der abscheulichen kanadischen Verwaltung, von den Kommis und Missionaren frei wären. Desmarets verfiel 1712 darauf, dem Bankier Crozat, Gläubiger des Königs, das sogenannte Louisiana — den größten Teil der heutigen Vereinigten Staaten — zu überlassen. Crozat, ein Mann von Geist, handelte mit Verstand, schickte nur ordentliche und anständige Ansiedler ab. Aber er war nicht frei. Er vermochte nichts, wurde zwischen den Spaniern und Engländern erdrückt und war glücklich, daß er 1717 sein Privilegium abtreten durfte, welches auf die Westkompagnie überging.

Law hatte gerade alle Eigenschaften, welche Crozat fehlten. Er war Protestant. Seine außerordentlich unparteiische und uneigennützige Persönlichkeit flößte Vertrauen ein. Indem er den Refugié Vernezobre und andere Protestanten als Sekretäre annahm, erklärte er deutlich genug, daß der Geist der Freisinnigkeit diese Niederlassungen leiten würde. Der Regent gab ihm gewissermaßen unbedingte Vollmacht. Die von der alten Verwaltung unabhängige Kompagnie sollte selbst die Beamten der Kolonie, die Offiziere der Kolonialtruppen ernennen. Sie hatte das Recht des Krieges und Friedens den Wilden gegenüber. Sie konnte Kriegsschiffe bauen. Sie besetzte nicht allein den langen Wasserstrich des Mississippi, sondern auch seine Zuflüsse, die man ihr ebenfalls abtrat. Man fuhr den Fluß hinauf, und in einer herrlichen, beherrschenden Gegend gründete man New Orleans, die Königin des untern Mississippi.

War Laws Plan schimärisch? Der schlechte Erfolg hat diese Behauptung aufkommen lassen. Aber Law ging in Amerika nur darum zugrunde, weil er in Europa zugrunde ging. Hätte er Bestand gehabt und das kaum Begonnene selbst geleitet, so konnten sich bessere Resultate ergeben.

Seine Kolonie würde eine herrliche Quelle des Gewinstes, welche Kanada nicht hatte, gefunden haben, den reichen Tabakbau.

Der ungeheure Raum, welchen man Law abtrat, enthielt nur vierhundert weiße Ansiedler im Jahre 1714, siebenhundert im Jahre 1717. Aber das war auch ein Vorteil, da noch nichts verdorben war und man die jungfräuliche Wüste vorfand. Nicht wie in Kanada war hier ein schlechtes, kleines, an Mißbräuchen und Jesuiten verfaulendes Europa. Sehr weislich hatte man Kanada beiseite gelassen, da es alles andere verdorben haben würde. Louisiana enthielt nur wenige wilde Stämme, bot sich dem schöpferischen Geiste des sich eröffnenden neuen Jahrhunderts neu und unberührt dar.

Worin bestand die erste Einlage seiner Westkompagnie? In nur vier Millionen Renten. Welches waren die kommerziellen Zugeständnisse, die man ihm gewährte? Die dunkle, unsichere Erbschaft der verschuldeten Kompagnie.

Die Kompagnien waren armselig, in der Verkommenheit der großen Regierung künstlich erhalten, traurige Schatten, Töchter eines Verstorbenen. Law nahm indes an, daß, wenn diese armseligen Trümmer in einer Hand vereinigt würden, sie einigermaßen nutzbar gemacht werden könnten, daß man durch eine solche Vereinigung die Ausgaben für das weitverzweigte Räderwerk, für zahlreiche unnütze Beamte würde sparen können, daß ferner eine einzige Kompagnie, welche das Auge auf beide Welten hätte, die wechselseitigen Bedürfnisse, einen vorteilhaften Handelsaustausch usw. besser würde bestreiten können.

Man schlug Law diese toten Körper zu, und seine Westkompagnie konnte sich nun Indische Kompagnie nennen, die nun allein das allgemeine Monopol des nicht mehr vorhandenen Handels hatte. Später erhielt Law Staatspachten usw. Dies geschah aber erst nach seinem Auf-

kommen, als seine Aktien sehr hoch gestiegen waren und man sich schon mitten im System befand.

Was bot er aber im April 1719, als ihm gelungen war, das System auf eine so glückliche Weise loszulassen? Nichts als die Hoffnung.

Um so wunderbarer war im Frühling 1719 die Rückkehr des Vertrauens, das Wiedererstehen des Kredits. Die heimlichen und verborgenen Ersparnisse, welche in manchen hart und enthaltsam lebenden Klassen gemacht wurden, wagten sich wieder zu zeigen. Das Geld verlor seine Furchtsamkeit. Es entzog sich den Kellern und tiefen Taschen, aus dem ausgetrennten Futter holte man die Geldsorten eines anderen Zeitalters hervor.

Das zugrunde gerichtete Frankreich sah mit Erstaunen einen goldenen Fluß in die Bank strömen. Man beeilte sich, das gemeine Metall loszuwerden und Papier zu erhalten.

Ist's ein Traum? Man mußte glauben, daß der Reichtum wiedergekehrt sei, denn man kaufte, verkaufte, fabrizierte. Man ergab sich dem Wunder, und die Zweifler gaben klein bei. Sie sahen, fühlten, bekannten das Symbol der neuen wunderbaren und spiritualistischen Religion: „daß der Reichtum eine Tochter des Kredits, der Meinung, eine Schöpfung des Glaubens sei."

Welchen Fortschritt man seit vier Jahren gemacht, wie weit man schon von Ludwig XIV. weg war, das läßt sich ermessen. Der Apostel, der Prophet, der Abgott Frankreichs war jetzt ein Protestant!

Der schöne Frühling von 1719 erschien wie eine Morgenröte der Gesellschaft. Der unglaubliche Erfolg Laws, sein Börsenwunder, legte ihm die Notwendigkeit eines noch größeren auf. Er sah wohl ein, daß der finanzielle Ausbau einer ernstlichen Unterlage, einer Reform des Staates be-

nötige. „Ein unsinniges Unternehmen, eine Schimäre", wird man sagen. Aber er hatte etwas getan, was man für noch schimärischer hielt: er hatte mitten im Bankrott dem Gelde Mut gemacht. Seine Aktien stiegen von Minute zu Minute, die Begeisterung nicht minder. Alle forderten ihn zum Wagen auf.

Wenn er wagte, lief er geringere Gefahr. Die Gefahr trieb ihn vorwärts. Nichts deutet darauf hin, daß er schon früher derartige Träume gehabt. Außerhalb Frankreichs war er nur einer der zahlreichen Finanzutopisten, der Verfasser einer wenig beachteten Theorie über das Papiergeld gewesen. In Frankreich, wo (wenigstens in den Ideen) ein revolutionäres Chaos gärte, verzweifelte er auf seinem hohen Standpunkte nicht daran, dieses Chaos zu ordnen und ein Werk daraus hervorgehen zu lassen.

Am 27. August 1719 erfolgte sehr unerwartet die Revolution durch einen Beschluß des Rates, die Indische Gesellschaft nahm ihren Gegnern die Steuerpachtungen ab und übernahm die Einziehung der Steuer. Jede Rente auf den Staat war aufgehoben; die Gesellschaft wird die Schuld bezahlen durch Ausgabe von Aktien, welche den Staatsgläubigern 3% Rente geben.

Das System ist Sieger, wie es scheint. Die Masse der Rentiers sah plötzlich mit großer Unruhe die Auszahlungsbureaus geschlossen.

Zu ihrer Beruhigung wäre erforderlich gewesen, daß ihre Liquidation ihnen ohne Schwierigkeit ergäbe, was ihnen als Entschädigung versprochen wurde, nämlich die Aktien, welche nun ihr einziger Fonds, ihr legitimer Besitz sind. Aber nun wurden die Bureaus eröffnet, die Aktien erschienen, der erste beste kaufte sie, und der Rentier allein war ausgeschlossen. Man entgegnete ihm: „Sie haben nicht die Belegstücke, kommen Sie wieder, guter Mann, Ihre Liquidation ist noch nicht gemacht."

Der Haussier

Nach einem zeitgenössischen Stich

Ein schmachvolles Schauspiel stellte sich dar. Die unglücklichen Rentiers, welche von der Bank zurückgewiesen wurden, weil sie kein Rezepisse hatten, strömten in dichten Haufen nach dem Schatze, um diese Rezepisse zu erhalten. Hier warteten sie Tag und Nacht. Sie schliefen, aßen auf der Straße. Wer aber nun endlich nach langem Warten das ersehnte Rezepisse hatte, erhielt er nun auch die Aktien im Austausche? Er stürzte nach der Bank, wo dasselbe Gedränge stattfand. Er stand nun in der endlosen Reihe, welche sich durch die ganze Rue Richelieu hinzog.

Der nun den Spekulanten für immer geopferte Renteninhaber wurde der Verzweiflung überliefert. Der Schatz machte ihm seine Liquidation langsam, man stellte ihm langsam den nötigen Empfangsschein aus. Hatte er zwei, drei Nächte auf der Straße gelagert, so war er geneigt, alles wegzuwerfen. Dann kamen mitleidige Herzen, welche ihm mit Rat und Tat beistanden. Warum verkaufte er seine Papiere nicht? Er ergab sich und verkaufte billig.

Jetzt war die Sache gemacht und ihm nun auch die Zukunft verschlossen. Mochte man immerhin neue Aktien zugunsten der Rentiers ausgeben, er war nicht mehr der Rentier. An seiner Stelle erschien ein anderer mit den Papieren, welche er halb verschenkt hatte. Die großen Spitzbuben, Prinzen, Herzöge und Bankiers erschienen dreist als Staatsgläubiger. Stürze dich also in die Seine oder stirb auf dem Strohsacke, Rentier!

Die Geriebenen aller Provinzen und ganz Europas, von den Gaskognern, Dauphinois und Savoyarden gar nicht zu reden, faßten schon früher Posto, mieteten die Läden, um Bureaus zu errichten. In der ganzen Länge der engen Straße drängte sich über den Rinnstein die Menge der Käufer, Verkäufer, Tauscher, Spekulanten, Betrogenen, Gauner, keine vornehmen Herren, aber eine Menge Edelleute, Gerichtsmenschen, Mönche, selbst Doktoren der Sor-

bonne. Keine Spur von Scham, die unverhüllte Wut, Schimpfreden, Tränen, Gotteslästerungen, lautes Lachen. Mancher Abbé gab Begräbnisscheine für Bankscheine. Manche Damen spielten sich selbst aus, als fleischgewordene Aktien, und bezahlten mit „Müttern" und „Töchtern". Wenn die Abendglocke die Straße schloß, so stürzte sich dies entfesselte Babel brausend in die Kaffeehäuser, zu den Traiteurs der benachbarten Straßen, in die fröhlichen Häuser, wo die schalkhaften Damen den Gewinner von seinem Portefeuille befreiten.

Sehen wir ab vom bestohlenen Spieler oder dem bleichen Rentier, so war Paris sehr heiter. Dreißigtausend Fremde, die zum Spielen gekommen waren, gaben Geld aus und kauften, ohne zu feilschen.

Wo war Law in dieser Zeit? Verfolgt man seine Schritte im „Journal de la Régence", so findet man ihn überall, wo er unnütz war. Er war in beständiger Bewegung und Aufregung.

Wo war er an den entscheidenden Tagen, als das verkündete System Anwendung finden, eine Wirklichkeit oder eine niederträchtige Täuschung werden sollte? Er ging in den Pflanzengarten, in die Salpêtrière und sagte zu den Direktoren dieses großen Hospitals: „Ich gebe Ihnen eine Million. Treten Sie mir für den Mississippi einige hundert von Ihren Mädchen ab. Ich übernehme ihre Aussteuer." (September.)

Komischerweise nötigten ihn die allmächtigen Spitzbuben, die Prinzen, Herzöge usw., von Minute zu Minute, Lehen, betitelte Güter zu kaufen, die für einen Mann seiner Art lächerlich und unnütz waren, und zwar zu unsinnigen Preisen. Die Millionen flossen wie Wasser durch seine Hand. Er wurde Herzog in Mercoeur, Herzog am Mississippi usw.

Wie sah es in Laws Innerem aus? Wüßte man das, so würden viele dunkle Sachen klar werden. Man weiß

indes, daß dieser noch junge Mann, der so sehr in Sicht war und beobachtet wurde, vergeblich von einer Menge feuriger, hübscher und furchtbarer Frauen belagert und verfolgt wurde. Er sah nichts, der galante Ruf, den er mitgebracht hatte, verflog. Er gab sich ganz der großen Jagd der Geschäfte hin.

In Wirklichkeit lastete der Roman, die Liebestragödie, die wundersame Schöne, die er entführt hatte, auf seinem häuslichen Herde. Die Zeit brachte darin keine Änderung hervor. Sie beherrschte ihn wie einen Liebhaber und einen Mitschuldigen. Sie hatte Grund, zufrieden zu sein. In ihrer zweideutigen Stellung (nicht verheiratet) sah sie die Prinzessinnen und die Herzoginnen, ja die tugendhaften Frauen, ihr demütig den Hof machen. Ihr Sohn tanzte mit dem König, der Nuntius war in ihre Tochter vernarrt, liebkoste sie, spielte mit ihrer Puppe. Madame Law stand auf ihrem Höhepunkte. In dieser Höhe nahm sie kaum noch die Erde wahr.

Law hatte einen wunderbaren Instinkt. Er hörte Gedanken, die man noch nicht aussprach. Unter der Erde rückte und rührte sich noch nichts, bald aber sollte sich alles rücken und rühren. In dem Boden, der im Begriffe ist einzustürzen, findet man nie Ratten. Im Dezember wird man sehen, daß die klugen Realisierer das System ganz sachte verlassen, das Papier weggeben und solide Häuser, gute Patrimonialgüter suchen werden.

Einen Augenblick dachte Law daran, sich wegzubegeben, nach Rom zu gehen. Das wissen wir durch Lemontey, der so gut unterrichtet war und Aktenstücke in Händen hatte, die jetzt zerstreut oder schwer zugänglich sind. Die Sache ist höchst wahrscheinlich. Ich glaube sehr stark, daß er nicht bloß seinen Feinden, sondern besonders seinen Freunden, seinen gewaltsamen Beschützern, dem großen Troß der Spieler dieser Hausse, die ihn stürzte, entfliehen wollte.

Er fühlte im Rücken den schrecklichen, blinden Druck einer ungeheuren Masse, die wütend vorwärtsdrängte.

Die ökonomistischen Schriftsteller wollen alles durch seine systematische Verranntheit, die Übertreibung seiner Theorien erklären. Wie kann man aber wohl das schreckliche Gedränge übersehen, das ihn vorwärtstrieb? Worauf wird er schließlich stoßen? Auf eine Mauer? einen Dolch? einen Abgrund? Ohne noch klar zu sehen, wußte er doch, daß die Sache kein gutes Ende nehmen würde. Er blickte also rechts und links umher, ob er nicht beiseitespringen könnte. Alles im Stiche zu lassen, Größe und Vermögen, sein Hab und Gut zu opfern und frei und arm sein früheres Gewerbe als Spieler in Rom oder Venedig aufzunehmen, das war das größte Glück, welches er zu hoffen hatte.

Zu diesem Zwecke hätte er eines Morgens allein abfahren müssen, ohne daß irgend jemand, selbst seine Frau nicht, die geringste Ahnung davon gehabt hätte. Sie war die stärkste Kette, die ihn an Paris fesselte. Wie würde sie ihn bei ihrem Hochmut und ihrem Ehrgeize behandelt haben, wenn er von Abreise gesprochen hätte! Alles im Stich zu lassen, aus einer Kaiserin eine Bettlerin zu werden! Ehre, Pflicht, Vaterland verlassen zu haben, um nun auch Frankreich zu verlassen, das sie in Händen hatten, ein so unermeßliches Vermögen, um in einer Dachstube von Venedig vom Zufalle zu leben!

Law, dessen Geist immer jung blieb, glaubte fest und immerdar, daß irgendein Herrscher, der Zar oder der Kaiser sich glücklich schätzen würde, ihn zu gebrauchen. Gerade dadurch bekam aber Madame Law gutes Spiel, indem sie ihm vorhalten konnte, daß er von solchen Kartenhäusern träume und hier das herrliche, schon fertige Gebäude im Stich lassen wolle. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß er große Resultate erlangt hatte und im Begriff stand, noch andre zu erlangen. Sein schöner

Plan der Steuergleichheit war keineswegs aufgegeben worden. Sein Plan, die Geistlichkeit zum Verkaufe eines Teils ihrer Güter zu nötigen, konnte dem Regenten nur zusagen. Seine Indische Gesellschaft entwickelte eine ungeheure Tätigkeit. Im März 1719 hatte sie erst sechzehn Schiffe, im Dezember dreißig; im März 1720 kaufte sie zwölf. Im Juni ergab ihre Bilanz, daß sie dreihundert Schiffe besaß oder im Bau hatte. Gleichzeitig baute sie diesseits des Ozeans den Hafen von Lorient, jenseits New Orleans. Welcher Ruhm für das System, und wie mochte man das alles im Stiche lassen? Wie die Sachen auch kommen mochten, Law konnte sich trösten, sich die Grabschrift jenes morgenländischen Königs setzen lassen: „Was liegt am Tode! An einem Tage habe ich zwei Städte gebaut."

Aber das Schönste, wovon man am wenigsten sprach, was ihn indes mehr als alles andere zurückhalten mußte, das war die Umwandlung Frankreichs. Seit dem Oktober hatte er mit einem Schlage die Ansichten Boisguilberts verwirklicht, war Turgot und Necker vorausgeeilt. Die alten Schranken der innern Zollinien zwischen den Provinzen fielen wie durch Zauber, die hundert lächerlichen Tyranneien, durch welche das Reich in einem Zustande dauernder Zerstücklung erhalten wurde. Die freie Zirkulation des Getreides, der Lebensmittel begann, das Getreide verfaulte nicht mehr in dieser oder jener Provinz, während in der danebenliegenden Hungersnot herrschte. Die Menschen zirkulierten ebenfalls frei. Der Arbeiter konnte überall arbeiten ohne Rücksicht auf munizipale Hemmnisse. Ein Pariser Tischlermeister war, wenn er wollte, auch Meister in Lyon. Der arme erstickte Körper Frankreichs erhielt so zum erstenmal die beiden Sachen, ohne welche es kein Leben gibt: Zirkulation und Respiration. Die Folgen zeigten sich sofort. In allen Richtungen mußte man große Straßen eröffnen, ein großartiges Schauspiel.

Wie hätte der Urheber das alles im Stich lassen, seine angefangene Schöpfung aus Schwäche und Feigheit verlassen können! Er wäre der niedrigste der Menschen gewesen und selbst von den Seinigen verachtet worden. Ich stehe dafür, daß seine Frau ihn nicht geschont hätte.

Noch weniger ließ es das Palais-Royal an Anerbietungen, Schmeicheleien, Bitten fehlen. Beim ersten Worte von Abtreten, welches er fallen ließ, fiel der Regent vor Staunen und Schreck hintenüber. Welche furchtbare Katastrophe würde ein so zerschmetterndes Abtreten herbeigeführt haben? Man sagte ihm, er würde nicht nur bleiben, sondern auch Colberts Stelle erhalten, Generalsekretär werden, man würde alles tun, was er nur wolle.

Die Finanzen waren in diesem Augenblicke das erste Ministerium, das Königtum selbst. Damit aber der neue König seinen Besitz antreten könne, war eine Kleinigkeit erforderlich: er mußte wie Heinrich IV. glauben, daß Frankreich eine Messe wert sei, er mußte den Salto mortale machen. Das war nach des Regenten Ansicht keine große Sache. Das war auch für Law keine große Sache, der wenig Engländer, mehr Italiener war, der nur Rom und Venedig liebte, der den Prätendenten und den Nuntius zu Freunden hatte und sich von Abbé de Tencin den Hof machen und bekehren ließ. Auch Madame Law war für das Entgegenkommen dieser Priester, für die Gewandtheit, mit der sie ihre Stellung regelten, empfänglich.

Tencin wurde die Sache nicht sehr schwer. Law machte mit ihm einen Spaziergang und wurde sofort bekehrt. Nach seiner Rückkehr, noch am selben Tage beichtete er flüchtig in Saint-Roch, und am Abend veranstaltete er einen Ball.

Zur selben Zeit gewann Law Beschützer mit allen Mitteln, Geschenken, Pensionen, Erkaufungen. Unter den vornehmen Herren wurde gewissermaßen ein Bund für ihn, für das System geschlossen. Der große Verteiler war der

Regent, die Schenkmaschine. Der große Hahn der Finanzen wurde aufgedreht und ließ alles ausfließen. Das Palais-Royal machte seinen Schnitt, aber noch mehr die Feinde des Regenten (La Feuillade eine Million, Dangeau eine halbe Million), dann beliebige vornehme Herren: Châteauthers, Rochefort, La Châtre, Tresmes erhielten jeder etwa 500000 Fr. Wer ablehnte, wurde schlecht angesehen. Mailles, der sparsame Minister, war der Hund, welcher das Mittagessen seines Herrn verteidigte, zuletzt aber doch zufaßte. Saint-Simon wurde verfolgt, man suchte ihm begreiflich zu machen, daß es unanständig sei, nichts zu nehmen. Endlich besann er sich, daß der König seiner Familie Gott weiß was für Geld schuldig sei, er ergab sich und griff auch zu.

Die lächelnde Grausamkeit einer Regierung von Spielern riß alles mit sich fort. Die Partei der Hausse wirkte unwiderstehlich. Um die Baisse zu verhüten, schickte man sechs Henker nach Nantes. Man richtete ein Schafott auf. Um die Hausse zu befördern, um den Glauben an Kolonisation zu erwecken, die Mississippi-Aktien zum Steigen zu bringen, griff man auf den Plätzen diejenigen auf, welche die „Inseln" bevölkern sollten. Warum vorzugsweise in Paris? Damit die Fremden, die 30000 Spieler, Spekulanten, welche aus ganz Europa hierher geströmt waren, sich mit eigenen Augen überzeugen konnten, daß die Sache keine Schimäre war.

Law bot den Auswanderern Ausstattungen und Belohnungen. Drüben gab er jedem Ehepaare 300 Morgen. Hätte er Bestand gehabt, so würde sich seine glückliche Kolonie durch freie Einwanderung ergänzt haben. Aber alles wurde auf eine barbarische Weise überstürzt, der Schaustellung und Inszenesetzung wegen, da die Börse notwendig einen Effekt brauchte.

Ein Gemälde von Watteau, welches sehr hübsch und sehr

grausam ist, gibt von dem allen eine Anschauung. Ohne Zweifel bestellte es ein Reichgewordener, ein Glücklicher des Tages, welcher diese Sachen komisch fand, und der kranke Künstler, in seiner herben und trockenen Stimmung, brachte einen scharfen Stachel darin an. Man sieht, wie die Polizei ihre Opfer nach Gutdünken aufgriff. Ein Polizeischerge, ein schrecklicher Orang-Utan mit der Miene und dem Spotte gräßlicher Galanterie, steht einem jungen Mädchen gegenüber. Es ist nicht ein öffentliches Mädchen, sondern ein Kind oder eines jener schwachen Geschöpfe, die schon so viel gelitten haben, daß sie immer Kinder bleiben. Das Mädchen ist zu der schrecklichen Reise durchaus nicht angetan, man fühlt, daß es daran sterben wird. Es fährt erschreckt zurück, aber ohne Schrei, ohne Empörung, sagt, — daß man sich täusche, bittet. Sein sanfter Blick durchbohrt das Herz. Seine Mutter oder vielmehr Quasimutter (denn die Armut muß eine Waise sein) steht hinter ihm und vergießt heiße Tränen. Nicht ohne Ursache. Der bloße Transport von Paris bis zur See war so hart, daß viele in Verzweiflung gerieten. In La Rochelle erlebte man es, daß ein Haufe zu sehr mißhandelter Mädchen sich empörte. Da sie keine andern Waffen hatten, so griffen sie die bewaffneten Männer mit den Zähnen und Nägeln an. Sie suchten den Tod. Die Barbaren schossen in sie hinein, verwundeten eine große Anzahl, töteten sechs.

Es ist lehrreich, Watteaus Bild ein anderes, nicht weniger betrübendes zur Seite zu stellen: das Porträt des Generalkontrolleurs Law. Es ist ein großer, feierlicher, düstrer Kupferstich. Wie viele Jahrhunderte scheinen verflossen seit dem köstlichen kleinen Porträt von 1716, welches so weiblich, so sanft ist und im Glanze der Liebe und Hoffnung schwimmt? Nach dem letzten Bilde möchte man glauben, daß von allen Opfern des Systems sein Urheber das unglücklichste gewesen sei. Er ist mehr als abgefallen,

er ist traurig zusammengezogen, zusammengebrochen, es hat den Anschein, als ob diesem Kopfe unter einem zu harten Drucke mit Hammer- und Keulenschlägen der Schädel abgeplattet worden sei.

In dem Augenblicke, wo seine Ernennung ihn so hoch stellte, auf dem Thron Colberts hatte er das Gefühl, daß der Boden unter seinen Füßen wich. Seine Freunde, seine Getreuen, die Tapfern der Hausse entäußerten sich, während sie Kühnheit und Zuversicht zur Schau trugen, heimlich der Aktien — nicht gegen Geld, das hätten sie nicht gewagt — aber für Liebhabereien, die sie plötzlich bekamen: ein Landgut, ein schönes Haus, Kleinodien für die Gattin, Diamanten für die Mätresse.

Er sah es, und da er es nicht hindern konnte, war er sorgenvoll. Aber gräßlicher noch war es, daß, je mehr diese Verräter durch ihre geheime Desertion die Baisse herbeizuführen drohten, sie desto mehr zur Hausse drängten. Sie verherrlichten das Papier, um es mit größerem Vorteile loszuschlagen. Ein wie großer Systematiker Law auch sein mochte, ein Narr war er nicht, gewiß war ihm der einfache und elementarische Umstand nicht verborgen, daß, wenn es in seinem Interesse lag, den Kurs zu halten, doch durch die Übertreibung einer schon unsinnigen Hausse seine Gefahr und die Tiefe seines Falls nur vergrößert werden konnte. Aber er wurde auf eine grausame Weise gedrängt, gleich einem zitternden Equilibristen, den man mit einem Dolche in den Rippen einen Mastbaum hinaufzieht; mag er wollen oder nicht, er muß höher steigen, die letzte Sprosse erklimmen.

Seine Herren, die Haussiers, welche schon ungeheure Summen herausgezogen hatten, Bourbon, Conti und andere, veranstalteten dies unwürdige Schauspiel am 30. Dezember. Sie verteilten, der Regent an der Spitze, am 30. Dezember unter der Versammlung der Aktionäre die Divi-

KARIKATUR AUF JOHN LAWS AKTIENSCHWINDEL

Nach einem zeitgenössischen Kupferstich

dende. In dieser leichtgläubigen Herde, wo aber schon manche starken Geister aufzustehen drohten, erzwang man den Glauben durch Kühnheit, ungeheure Kühnheit, durch das Übermaß der Abgeschmacktheit. Law entehrte sich. Der unglückliche Marktschreier ging so weit, auszurufen: „Ich habe nur zwölf Prozent versprochen, ich werde vierzig geben."

Als der zum Generalkontrolleur ernannte Law sich in den Tuilerien vorstellen wollte, schloß man das Gitter vor ihm. Sein Wagen wurde nicht eingelassen, eine berechnete Beleidigung. Am selben Tage hatte das Parlament durch eine Vorstellung über die hohen Preise der Lebensmittel das Volk aufgeregt und kühn gemacht. Man hoffte, Law würde beim Aussteigen angesichts der Menge verhöhnt und ausgepfiffen werden (am 10. Januar 1720).

Selbst im Palais-Royal und an der Tafel des Regenten wurde er ins Gesicht beleidigt. Einer der Roués, Broglio, warf ihm einen unheimlichen Scherz zu: „Monseigneur," sagte er zum Regenten, „Sie wissen, daß ich ein guter Physiognom bin. Nun, aus den Regeln ersehe ich, daß Herr Law in einem halben Jahre gehängt sein wird." — Der Regent lachte und drückte seinen Zweifel aus. „Und zwar auf Befehl Ew. Hoheit."

Die Engländer wünschten, hofften den Sturz Laws. Im März (man durfte es hoffen), am verhängnisvollen Tage der Auszahlung der Dividende, würde Law, der seine unbesonnenen Versprechungen nicht halten konnte, gestürzt werden. Sein schrecklicher Fall, eine ungeheure Baisse würden alle Kapitalien in die Flucht treiben, sie nach London führen.

Der erste Punkt war, den Mississippi zu untergraben, dies ungeheure Blendwerk, welches die Aktien so in die Höhe

getrieben hatte. In London wurde laut bekanntgemacht, es würden in beiden Häusern lebhafte Vorstellungen erfolgen über die französischen Niederlassungen, die in das Gebiet der beiden Karolinas übergriffen. In Paris schrieb und sagte Dubois, man habe unrecht, tropische Waren aus der Louisiana zu erwarten, dies große, überschwemmte Land würde nur eine Art Holland sein und sich höchstens zur Viehzucht eignen.

Das waren keine persönlichen Angriffe, derartige Mitteilungen untergruben aber um so sicherer den Kredit. Man wußte auch, daß Law, obwohl er versprochen hatte, die Zahl der Bankscheine nicht zu vermehren, den Bedarf nur durch Fabrikation neuer bestreiten konnte, vom Februar bis Mai beinahe 1400 Millionen. Schon am 28. Januar gab er ihnen Zwangskurs, nötigte, sie als Geld anzunehmen. Gleichzeitig wurde dem Metallgelde nachgestellt, sowohl durch die Schwankungen, die man es erleiden ließ, wie durch die Wiedereinführung der alten herabgesetzten Münzen.

Ein so gewaltsamer Zustand konnte nicht von langer Dauer sein. Kurz vor der Auszahlung der Märzdividende mußte man einen Beschluß fassen. Es boten sich zwei Wege: man konnte die eine oder die andere der beiden Anstalten retten, entweder die Kompagnie oder die Bank, man konnte die Aktie oder den Schein halten. „Aber (so ist sehr richtig gesagt worden) die meisten Aktienbesitzer waren Menschen, welche frei spekuliert hatten. Die Inhaber der Scheine dagegen hatten sie gezwungen angenommen, infolge der Edikte als obligatorische Münze, ohne Aussicht auf Gewinn, ihr Recht war heilig. Man mußte also die Aktie, nicht den Bankschein fallen lassen, man mußte die Bank anstatt der Kompagnie retten." Wenn man diese opferte, schnitt man freilich die Hoffnung ab, man opferte die Kolonisation und den wiederaufblühenden Handel.

Am 22. Februar verschmolz man die beiden Anstalten. Die Bank wurde der Kassierer der Kompagnie und diese der Bürge der Bank. Die gebrechlichste, baufälligste der beiden Anstalten wollte also die andre stützen.

Um dieser Vermählung durch die Miene vornehmer Strenge ein Ansehen zu geben, wurde gesagt, es sollten keine Scheine mehr gemacht werden oder doch nur unter Beobachtung vieler Formen, auf Vorschlag der Kompagnie und durch Verfügung des Konseils. Es wurde gesagt, der König verzichte auf seine Aktien (er hemmte den Lauf seiner unbegrenzten Freigebigkeit) und er werde nur im Verhältnis der von ihm deponierten Fonds aus der Kasse entnehmen gleich jedem andern Aktionär.

Die Verfolgung des Geldes wurde mit großer Härte betrieben. Alles, was man auszuführen versuchte, wurde konfisziert. Man zwackte so Duverney, welcher sieben Millionen in Lothringen in Sicherheit zu bringen suchte. Man zwackte einem Engländer, wie es hieß, 24 Millionen ab. Am 24. Februar erging das Verbot, mehr als fünfhundert Livres im Hause zu haben. Nun fanden strenge Beschlagnahmen statt, und alle Sicherheit hörte auf. Der Angeber erhielt die Hälfte der Beschlagnahme. Ein Sohn verriet seinen Vater. Eine große Anzahl furchtsamer Leute wollten lieber die Angst los sein und tauschten willig ihr klingendes Geld gegen Scheine um.

Aber die Verfügung vom 22. Februar, welche die Bank mit der Kompagnie verschmolz, hat den Schlüssel an diese ausgeliefert und ihr das Inkasso eröffnet. Vor Ende des Monats fand sich ihr großer Aktionär Conti mit drei Packwagen im Hofe ein. Er wollte seine Aktien in bares Geld umsetzen. Eine ungeheure Schamlosigkeit, das Geld fortzuschleppen, das seine rechtmäßigen Besitzer mit solchem Bedauern, um dem Gesetze Folge zu leisten, herbeibrachten. Zu wollen, daß Law das Gesetz, welches er gestern erlassen hat,

heute abändre! Nichts half indes. Man mußte ihn ausbezahlen, seine drei Wagen füllen. Bei hellem Tage, vor den Augen der verdutzten Menge, fuhr er mit vierzehn Millionen ab.

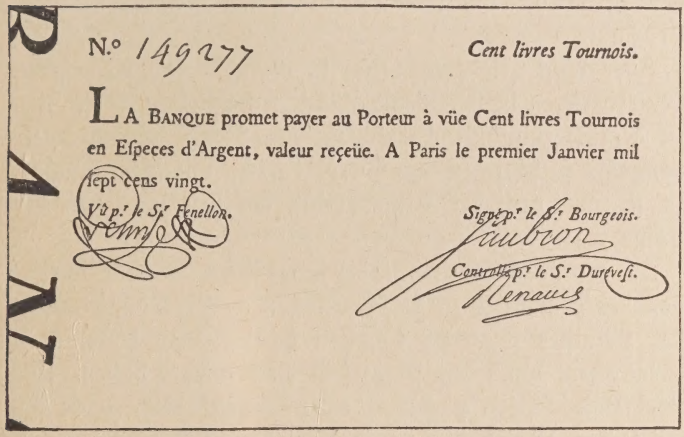
Der Regent war sehr unwillig darüber, noch mehr aber der Herr Herzog, dem es leid tat, daß er nicht ebenso gehandelt. Am 2. März entschloß er sich und fiel ebenfalls über die Bank her. Er, Laws Protektor, plünderte ihn vollständig aus und machte reinen Tisch. Er, der im September 8 Millionen, im Oktober 30 Millionen, wie man sagt, hat realisieren können, dieser Henker reichte der Kasse für 25 Millionen Papier ein, welches auf der Stelle in Gold umgesetzt werden sollte. Dieser barbarische Streich des Führers der Hausse gab auf eine schimpfliche Weise das Signal zur Baisse.

Law erwiderte diesen Streich durch einen andern, einen verzweifelten, den kühnsten des Systems. Er ging bis zum Äußersten, um die Diebe zu treffen und ihren Diebstahl zu zerstören. Er schaffte das Gold und Silber ab, nahm ihnen den Kurs und erließ das Verbot, sich ihrer zu bedienen.

Die Louisdore werden im März noch 42 Livres, im April 36 Livres gelten. Und im Mai? Nicht einen Heller. Das Silber hatte noch eine Gnadenfrist. Es wird etwas länger leben als das Gold, bis zum Dezember, und wird im Januar begraben werden.

Diese sonderbare, kühne Maßregel war indes schwer zur Ausführung zu bringen und konnte nicht aufrechterhalten werden. Wie sich aber auch die Zukunft gestalten mochte, für den Augenblick hatte sie eine gewaltige Wirkung auf die Realisierer, machte sie wütend. Ihr Gold konnte weder aus Frankreich heraus (das hatte man aus Duverneys Beispiel ersehen) noch zu Käufen verwendet werden, wenn nicht mit großem Verluste. Man trug Bedenken,

dieſe gefährlichen Metalle anzunehmen, die bald nicht mehr zu benutzen wären. Die Reichen des Syſtems, denen es die Taſchen gefüllt hatte, wurden bald ſeine grauſamſten Feinde, feurige Apoſtel der Baiſſe, beleidigende Verfolger Laws und des Papiers. Auf ihren Orgien verbrannten ſie, da ſie Law nicht verbrennen konnten, die Scheine, um dem Publikum die Überzeugung zu geben, daß es nur Lumpen ſeien.


N.° 149177 *Cent livres Tournois.*

LA BANQUE promet payer au Porteur à vüe Cent livres Tournois en Eſpeces d'Argent, valeur reçeüe. A Paris le premier Janvier mil ſept cens vingt.

Vû p.r le S.r Fenellon. *Signé p.r le S.r Bourgeois.*

Controllé p.r le S.r Durévelt.

John Laws Papiergeld
oder
Auch dieſer Schein trügt

Ihre ſüßeſte Hoffnung war die, daß das Parlament, welches ſchon im Auguſt 1718 Law hatte hängen wollen, ihren Wunſch endlich erfüllen, die Zeit richtig wählen und an einem Tage der Unruhe ihm ſchnell den Prozeß machen würde. Die Mitglieder des Parlaments haßten Law ſowohl wegen ſeiner ſchlechten wie wegen ſeiner guten Seiten. Er war die neue Welt, die ihren ganzen Ideenkreis ſtörte.

Die Baiſſe überſtürzte ſich.

Auf den Leichenbegängnissen der Alten wurden die Toten oft mit Blumenkränzen geschmückt. So machte es der Regent mit Law. Er gab ihm den Titel eines Oberintendanten der Finanzen, welchen Colbert nicht gehabt hatte. Es war ein Leichentitel.

Die Straße Quincampoix, deren Aussehen immer tragischer wurde, zeigte nur noch bleiche Gesichter. Mehr als ein Verzweifelter sann beim Spiele des Morgens über den Selbstmord am Abend. Die Fluten der Seine rollten Ertränkte.

Aber nicht alle fügten sich in Geduld. Die vornehmen Leute gerieten in Streit mit glücklichen Spielern und faßten zu dem Degen. Man beschloß, die Straße Quincampoix nächstens zu schließen, die überdies höchst unangenehm war, da sie nur noch der Tummelplatz der Spekulationen der Baisse war.

Am vorletzten Tage wollte der junge Horn, der ohne Zweifel von der demnächst zu veröffentlichenden Verfügung wegen des Schlusses Kenntnis erhalten hatte, seinen letzten Rest daransetzen, um jeden Preis sein Geld wieder haben. Mit zwei Bösewichtern packte er einen Spekulanten, lockte ihn mit seinem Portefeuille in ein Wirtshaus und erdolchte ihn. Er wurde verhaftet, lachte aber nur. Er behauptete, man habe ihn angelockt und angegriffen, er habe sich nur verteidigt. Er war fest überzeugt, daß man der Sache keinen Fortgang geben würde, daß er als Verwandter des Regenten nichts zu fürchten hätte. In der Tat holte der Kriminalleutnant den Befehl des Regenten ein. Schon wurde dieser von den dringendsten Verwendungen der vornehmen Welt, von den fremden Prinzen bestürmt. Wenn er sich aber schwach zeigte, so entstand eine große Gefahr. Zwanzig- bis dreißigtausend Fremde hielten sich in Paris auf, viele zugrunde gerichtet, verzweifelt, zu allem fähig, viele verdächtig und von schlechtem Ruf, unheimliche Gestalten, wie sie in großen Menschen-

ansammlungen herumzuschleichen pflegen. Es wurden viele Verbrechen mit gräßlicher Kühnheit verübt. Und die Polizei, die sich bei den Abführungen nach dem Mississippi so furchtbar zeigte, verhütete keinen Mord. Morgens fand man auf den Prellpfählen Arme und Beine, die ohne Umstände zur Schau gestellt wurden. Mit einem Zuge wurden siebenundzwanzig Leichen von Ermordeten (Männer und Frauen durcheinander) in den Netzen von St. Cloud gefischt. Ebenso ging es außerhalb von Paris zu. Vier tapfre, bis zu den Zähnen bewaffnete Offiziere wurden im Walde von Orleans angegriffen, umzingelt und schließlich ermordet. Selbst in der Nacht, die auf die Verurteilung Horns folgte, fand man in der Nähe des Temple eine umgestürzte Kutsche ohne Pferde, und drinnen eine arme Dame, welche man mit aller Bequemlichkeit zerstückelt hatte.

Horn, der am 22. festgenommen worden war, wurde am 26. hingerichtet, gerädert auf dem Grèveplatz zum allgemeinen Staunen, einem sehr ernsten Staunen, welches unter Ludwig XIV. nicht möglich gewesen wäre. Es war dies ein bemerkenswerter Sieg der modernen Sittlichkeit, der Sieg des unbeugsamen Gesetzes gegen das Vorrecht.

Man nahm Law das Versprechen ab, seine Kolonien mit Missionaren und Jesuiten zu versorgen. Man ließ ihn in Saint-Roch beichten und das Abendmahl nehmen. Dadurch glaubte er den unter dem dummen Volke umlaufenden Gerüchten zu begegnen, daß er Hugenott, Freigeist sei, nicht an Gott glaube.

Seine Feinde spielten mit verschiedenen Mitteln gegen ihn ein Spiel, das ihn aufreiben mußte. Einerseits schien das Parlament, wenn die Lebensmittel teuer wurden, die Hallen gärten, ihn als Aushungerer des Volkes zu bezeichnen, indem es sagte, er habe in einem halben Jahre

mehr Unheil angerichtet als der ganze Krieg in zwanzig Jahren. Andrerseits trieb die Polizei ihr Wesen fort, vermehrte die Abführungen wider Laws Willen, gegen seine Ansicht und seine förmliche Opposition.

Law hatte nie geglaubt, daß die faulen Bummler von Paris gute Landbauer werden würden. Aus der Salpêtrière nahm er nur Mädchen, denen er eine Ausstattung verhieß. Seine Kompagnie warb im März vortreffliche Auswandrer, arbeitsame Schweizer, Deutsche und schickte sie ab (mit Werkzeugen, Lebensmitteln, Unterhalt für das erste Jahr). Sie kaufte sogar Neger, vorzügliche Arbeiter für dieses Klima, aber sie wollte nichts von den französischen Landstreichern wissen. Gerade aber in diesem Augenblicke kehrte sich die Polizei nicht daran. Sie ließ patentierte Fänger in glänzendem Kostüm (Bandouillers du Mississippi) los. Um das Aufsehen zu vergrößern, erhielten sie eine Prämie von zehn Franken für jeden Aufgegriffenen. Dadurch wurden sie so befeuert, daß sie nach Gutdünken 5000 Personen aufgriffen, Mägde, welche in Paris Dienste nehmen wollten, kleine zehnjährige Mädchen, ansässige Leute, angesehene Bürger. Sie trieben es so weit, daß man in manchen Vierteln diese Bandouillers totschlug. Unterdes besuchte eine Kommission des Parlaments die Gefängnisse, setzte die armen Aufgegriffenen in Freiheit, ließ sich von ihrem Schicksal rühren, beklagte Laws Tyrannei.

Eine seltsame Verfolgung! Alles Sträuben half ihm nichts. Den ganzen Mai hindurch bis zum Juni griff man für ihn Menschen auf, transportierte man menschliche Herden nach den Häfen, schiffte sie ein.

Law wollte um jeden Preis seine Popularität wiederherstellen. Die Gräßlichkeit seiner Lage hatte nur seine Erfindungskraft gesteigert. Auf vielen Punkten geschlagen, stürzte er sich in einen neuen Traum. Die Kompagnie sollte der große Industrielle Frankreichs werden, sollte

selbst fabrizieren und verkaufen. Mit Unterdrückung der zahlreichen faulenzenden und schmarotzenden Mittelglieder, welche alle an dem Arbeiter verdienten, würde sie die Ware direkt zu sehr billigem Preise liefern. Schon hatte er in Versailles, in seiner schönen Kolonie, mit 100 aus England berufenen Uhrmachern einen ersten Versuch gemacht. Einen weitern machte er in seinem Schlosse Tancarville mit der Fabrikation von Stoffen und der Anfertigung von Kleidern. Aus Flandern hatte er einen geschickten Mann, Van Robais, kommen lassen, der das Volk fast umsonst bekleidet hatte. Law wollte es auch ernähren. Er kaufte Ochsen in Poissy. Er schlachtete, detaillierte, verkaufte das Fleisch billig, legte den Schlächtern Taxen auf, nötigte sie, zu festgesetztem Preise zu verkaufen.

Vergebliche Mühe! Gleichzeitig vertrödelte er die Zeit damit, eine lange Apologie in Briefen zu diktieren und durch den Abbé Tenossan schreiben zu lassen, welche in den „Mercure" eingerückt wurde. Aber die große und schreckliche Furcht vor dem Ruin verschloß ihm alle Ohren. Laws Feinde merkten wohl, daß ihm das alles nichts helfe, daß er reif sei und man zuschlagen könne. Der letzte Brief ist vom 18. Am 21. erfaßten sie den Augenblick und brachten ihm den tödlichen Streich bei.

Sicherlich mißbrauchten viele die Lage, zwangen ihre Gläubiger, als Bezahlung für tausend Livres anzunehmen, was nur noch fünfhundert wert war.

Das Edikt, das die Reduktion bestimmte, begann sehr tückischerweise mit einem Lobliede auf den Ruhm des Systems, ein gutes Mittel, den Glauben zu erregen, daß Law dieses Aktenstück verfaßt und ausgearbeitet habe. Es war hier derselbe Fall wie mit den Abführungen nach dem Mississippi. Man fädelte die Sache so ein, daß das, was er zurückwies, was ihn zugrunde richtete, auf seine Rechnung gesetzt wurde.

Würde er unterzeichnen? Der Regent bat, befahl — der Mann, welcher sich schon längst nicht mehr angehörte und sich verloren fühlte, unterzeichnete seinen Totenschein.

Die Wirkung war schrecklich. Jeder glaubte sich jetzt zugrunde gerichtet. Es erhob sich gegen Law ein einstimmiger Schrei. Wenig fehlte, so wäre er in Stücke gehauen worden. Am 25. Mai brachen Unruhen aus, man warf seine Fenster mit Steinen ein. Der Regent erbarmte sich seiner, er nahm ihn zu sich und zeigte sich mit ihm am Abend in der Oper in derselben Loge.

Das Parlament erörterte seine Lieblingsfrage, Law und die Häupter der Kompagnie zu hängen. Der Regent geriet in solche Unruhe, daß er nicht nur das Edikt zurücknahm, sondern auch beim Parlament eine Kommission beantragte, die sich mit ihm über die öffentlichen Angelegenheiten verständigen sollte. Er ließ Law entschieden fallen, entsetzte ihn seiner Stellen, gab ihm eine Wache, um ihn gefangenzuhalten (29. Mai 1720).

Die Wirkung war da, das Vertrauen unwiederbringlich verloren, die Börse in Grund gebohrt.

Die ganze Spekulation wanderte über den Kanal. Blounts Aktie stieg im Mai von 130 auf 300! Im August bis 1000! Jetzt stand er auf der Marktschreierbühne, und er schrie lauter als Law. Law versprach 40 Prozent, Blount versprach 50 Prozent!

Die Börse siedelte im Juni auf den prächtigen Vendomeplatz über. Die großartigen Paläste des Vendomeplatzes, die des Kanzlers, die stolzen Paläste der Generalpächter blickten auf das Schauspiel der finanziellen Niederlage. Es war das Gebiet der Baisse. Unter elenden Leinwandzelten, welche einigen Schutz gegen die Sonne gewährten, bewegten sich die elenden Spekulanten.

In der Nähe der Zelte erhoben sich die übelduftenden Buden der kleinen Traiteure, dann leichtgezimmerte Krambuden, in welchen alle möglichen Waren feilgeboten wurden, und wo man das schlechte Papier mit großem Verluste loswerden konnte. Mehr und mehr verschlang der Schacher die Spekulation. Für einen Schein, welcher nicht viel wert war, bot der Trödler einen Rock, welcher gar nichts wert war. Die geriebene Verkäuferin von Toilettengegenständen erkannte beim ersten Blick den Geschädigten, von dem sich Nutzen ziehen ließ. Für sein dünnes Portefeuille gab sie ihm einen falschen Diamanten, schlechte Spitzen, vielleicht sogar eine Schöne, mit der er zu Abend essen, scherzen konnte, ehe er sich ertränkte. Hübsche, neugierige Dämchen strömten nach dem Vendomeplatze. Sie erheiterten diesen Schauplatz der Ruinen. Ein Verzweifelter sah eine vornehm aussehende, elegante Dame vorübergehen. Er sagte nur: „Hundert Louisdore! Mein Wagen!" Sie sah ihn an, — wurde gerührt, lächelte und sagte: „Warum nicht?" Sie stieg leichtfüßig ein. Er war getröstet.

Das erinnerte durchaus an Machiavelli, an seine traurige Schilderung der Pest, wo der Tod die Rolle des Kupplers spielte, wo der Fremde, die Witwe, beide in Trauer, sich beim ersten Worte verständigten. Die Ähnlichkeit ist vollkommen. In Marseille herrschte die Pest, in Paris der Ruin. Während auf zwei Punkten der Tod hauste, spielte man, suchte zu lachen zwischen der Gottesgeißel der Provence und den in Paris zugrunde Gehenden.

An den Türen der Bank, berichtet ein Augenzeuge, fand ein Gemetzel statt. Man drängte sich, man trat sich unter die Füße, um die Auszahlung eines kleinen Scheins von zehn Franken zu erlangen.

Schon um zwei oder drei Uhr nachts fanden sich die armen Leute an den Toren der Bank ein und warteten hier auf ihre Ausbezahlung, ihr Brot. Schon am 3. Juni wurden

hier mehrere erstickt; am 3. Juli wurden wiederum zwei Männer und zwei Frauen erstickt. Am 5. hätte man die Türen eingestoßen, wenn die Truppen nicht gefeuert hätten. Statt der Bezahlung gab man den Hungrigen Pulver und Blei.

War die Kompagnie zugrunde gerichtet? Hatte sie schlechte Geschäfte gemacht? In keiner Weise. Am 3. nahm Law in dem so bedrohten Palaste eine Bilanz auf, gewissermaßen ein Testament. Er bewies, daß die Kompagnie sehr reich war, daß sie ungeheure Hilfsquellen hatte, aber die zerstreuten Warenschätze, der zu verkaufende Grund und Boden, die dreihundert Schiffe gewährten der Kasse nicht die Mittel, die Menge zu beruhigen.

Am 5., angesichts dieser schrecklichen Szenen, des Belagerungszustandes, den die Bank aushielt, betrachtete er seine Frau als Witwe und erlangte vom Regenten, nicht als Gunst, sondern als Restitution, den Titel einer Rente, welche genau dem Kapital entsprach, das er nach Frankreich gebracht hatte, „eine Rente, welche unter keinem Vorwande mit Beschlag belegt werden konnte" (Brief von Madame Law, am 5. April 1724). Er stipulierte also keinen Gewinn, keinen Vorteil. Für die ungeheure fünfjährige Anstrengung erhob er keinen Anspruch.

Der Juli war ein Monat des Schreckens. Buvat sah als Beamter der königlichen Bibliothek die Vorkommnisse aus nächster Nähe, da er tagtäglich durch diese schreckliche Tür eintrat. Der Garten führte zur Bibliothek und zur niedrigen Galerie, wo sich die Bureaus und Kasse der Bank befanden. Die kräftigen Arbeiter stellten sich, um bessere Plätze zu erhalten, auf das Gartengitter und sprangen von da aus blindlings auf die Schultern der Menge; die Schwachen stürzten, kamen unter die Füße, wurden erdrückt, zerquetscht. Buvat wurde einmal wie in einem eisernen Schraubstocke gepreßt. Ein andermal wurde neben ihm ein Kutscher durch einen Schuß getötet.

In der Nacht vom 16. zum 17. waren hier 15000 Personen versammelt. Man wurde gedrängt, man drängte. Am Tage sah man schaudernd, daß man Tote drängte. Man holte zwölf bis fünfzehn heraus, man rückte mit ihnen vor Laws Hotel, dessen Scheiben eingeworfen wurden. Man brachte einen weiblichen Leichnam nach dem Louvre, zum kleinen Ludwig XV. Villeroy, der Angst bekam, ging hinunter, bezahlte die Beerdigungskosten. Mit drei Leichen wanderte man nach dem Palais-Royal. Es war sechs Uhr morgens. Der Regent, weiß wie sein Halstuch, kleidete sich eiligst an. Zwei Minister gingen hinunter, hielten Anreden an das im Grunde leichtgläubige und gutmütige Volk. Unterdes waren verkleidete Soldaten in den Palast eingezogen. Um neun Uhr ließ der Regent, der nun stark genug war, das Gitter öffnen, und der wütende Strom ergoß sich hinein, hierauf schloß sich das Gitter wieder, und der Haufe wurde so zerteilt. So kam man mit heiler Haut weg.

Law wagte um zehn Uhr auszufahren. Als er erkannt und angehalten wurde, stieg er aus und sagte mit geballter Faust: „Gesindel!" Man trat zurück. Als er das Palais-Royal betreten hatte, zertrümmerte man seinen Wagen, verwundete seinen Kutscher. Law wagte nicht mehr auszugehen und schlief beim Regenten.

Die Verwünschungen und Flüche der großen Massen haben eine schreckliche magnetische Kraft, mit Ohnmacht, Verblendung und Stumpfsinn zu schlagen. Law und der Regent versuchten nun Gott weiß was für unnütze, kindische Geschichten, erließen Edikte auf Edikte, von denen das eine immer dümmer als das andere war. Zum Beispiel verfiel Law darauf, die Kaufleute einzuladen, sie möchten Depositen bei der Bank machen, nach holländischer Weise ihre Rechnungen bei der Bank abmachen, man werde für sie einnehmen und auszahlen. Als ob es irgend wahrscheinlich wäre, daß bei solchem Mißkredit diese elende Kasse

das Geld gleich der alten, ehrwürdigen, soliden Kasse von Amsterdam an sich ziehen würde.

Ein zweiter lächerlicher Versuch war folgender: Man verfiel — etwas spät — darauf, die Kompagnie von der Bank zu trennen, man glaubte, nachdem man die zweite auf eine grausame Weise zugrunde gerichtet, würde man die erste isolieren und als bloße Handelsgesellschaft in Blüte bringen können. Wer sah aber nicht, daß diese beiden Ertrunkenen, die nun einmal fest miteinander verbunden waren, denselben Stein am Halse hatten, der sie auf den Grund zog?

Den Vendomeplatz hatte man gereinigt. Spekulation und Trödel, der gesamte Unrat, wanderten zum Prinzen von Carignan, in die Baracke, welche dieser Spekulant in seinem Garten von Soissons (Getreidehalle) errichtet hatte und zu 500 Fr. monatlich vermietete. Aber auch hier überwucherte der Trödelkram die Börse. Man mußte diese Kloake schließen.

Seit dem 21. Juli war keine Zahlung erfolgt, und es entwickelte sich daraus ein unerträglicher Notstand. Da selbst die kleinen Scheine von zehn Franken nicht mehr ausbezahlt und nicht gewechselt wurden, so starb man Hungers. Daher die Wutausbrüche, die Todesdrohungen gegen Law und den Regenten. Das Pariser Volk trat so weit aus seinem Charakter heraus, daß es Frauen beleidigte und verfolgte. In den Champs-Élysées erkannte man Laws Livree, man warf Steine in die Kutsche, in welcher seine Tochter spazierenfuhr, das Kind wurde verletzt.

In London machte man Wetten, und sogar sehr hohe, daß der Regent nicht über den 26. September hinauskommen würde. In einem gewissen Sinne traf das zu. Dieser einst so geistvolle Mann war jetzt schwerfällig, apoplektisch und in allen seinen reizenden Eigenschaften tot. Die Liebenswürdigkeit, selbst die Höflichkeit war verschwunden. Als die

„vier Gewerke" von Paris und der Großhandel bei ihm Klage führten, geriet er in Hitze, überhäufte diese ehrwürdige Körperschaft mit gemeinsten Schimpfworten.

Der Regent ist so tief gesunken, daß ihm selbst von der Eigenschaft, die man für unverwüstlich hätte halten können, dem Mute, nichts übriggeblieben ist. Die Menge kannte zu gut den Weg nach dem Palais-Royal, am 24. September schlief der Regent im Louvre unter dem Schutze des kleinen Königs. Seine Furcht war so groß, daß man eine geheime Treppe herstellen mußte, auf welcher er jeden Augenblick in den unangreifbaren Ort, das Schlafzimmer des Königs, hinabsteigen konnte.

Und Law?

Law stieg in eine schöne, mit sechs Pferden bespannte Kutsche mit dem Kanzler des Hauses Orleans und einer jungen, hübschen, kühnen Dame, welche sicherlich ein großes Interesse daran hatte, daß er entschlüpfte. Es war die Marquise de Prie.

Außerhalb Paris wartete ein anderer Wagen des Herzogs von Bourbon, ein schneller Reisewagen, um ihn an die nächste Grenze zu bringen. Ein Sohn d'Argensons, der an dieser nördlichen Grenze Intendant war, hielt ihn in Maubeuge an und fragte in Paris an, was mit ihm geschehen solle. Die Antwort lautete: „Ihn durchlassen, aber seine Kassette einbehalten." Es war das Juwelenkästchen seiner Frau, die letzte Hilfsquelle des Geächteten.

Montesqieu spricht irgendwo von einem Stücke der damaligen Zeit: „Äsop am Hofe", und sagt, als er aus demselben herausgekommen, hätte er in sich die stärkste Aufforderung gefühlt, ein ehrlicher Mann zu sein. Dieses Stück hatte auch Eindruck auf Law gemacht. Durch das System zugrunde gerichtet, schrieb er 1724: „Man hat ein

Muster der Uneigennützigkeit in der Person des Äsop auf die Bühne gebracht. Seine Feinde beschuldigten ihn, in einem Koffer, den er oft besichtigte, Schätze zu haben. Sie fanden darin nur den Rock, den er getragen, bevor er Minister wurde. Ich bin nackt abgegangen, ich habe nicht einmal meinen Rock gerettet."

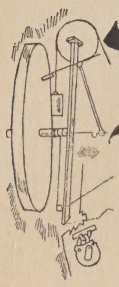
Das ist schön, aber nicht genügend. Nackt abzugehen ist nicht genug, das Wesentliche ist, rein abzugehen. Äsop fand etwas Besseres wieder als seinen Rock, die Ehre.

Law ist 1729 in Venedig als trauriger Bittsteller, als zitternder Apologist, der sich an die Schuldigen, an die Urheber seines Ruins wendete, gestorben. Die Schuld lag in seiner großen Schwäche und seinen beiden Liebschaften. Einerseits wollte die stolze Engländerin, welche er entführt hatte, nicht arm bleiben, sie ließ ihn schreiben, sie selbst schrieb an den großen Spitzbuben, den Herrn Herzog, um das Vermögen ihrer Kinder wiederzuerlangen. Er anderseits, der arme Mann, ist derselbe geblieben, ein hartnäckiger, schimärischer, in seine große Idee verliebter Spieler, und so töricht verliebt, daß er glaubte, die Spitzbuben, die ein so großes Interesse hatten, ihn fernzuhalten, würden ihn zurückberufen, einen neuen Versuch mit ihm machen, ihm Genugtuung geben.

J. Michelet.

Das Perpetuum mobile

Joh. Ernst Beßler-Orffyré



Dieser sonderbare Mann, den die Natur mit nicht gemeinen Gaben ausgerüstet hatte, stieg vom gemeinen Bauernjungen bis zum Hessen-Kasselschen Kommerzienrate und machte zu seiner Zeit großes Aufsehen. Orffyré oder, wie er eigentlich hieß, Beßler, wurde in der Zittauer Gegend im Jahre 1680 geboren. Er zeigte als Knabe schon so viel Talente, daß ihn der Vater auf das Gymnasium brachte.

Unter allen Wissenschaften zogen die mathematischen vorzüglich ihn an, und der Mechanik huldigte er leidenschaftlich, weil er in ihr die mannigfaltigsten Hilfsmittel zu einem guten Fortkommen in der Welt zu sehen glaubte.

Ohne einen bestimmten Zweck und Beruf ging er von der Schule gleich auf Reisen oder vielmehr auf die Wanderschaft. Stein- und Glasschleifen, Schmelzen, Drechseln, Uhrmachen, Malen, Kupferstechen, Lackieren, in Wachs Bossieren usw. waren abwechselnd seine Beschäftigungen und Erwerbsmittel. Nicht selten spielte er auch den Musiker, den Geometer, den Astronomen, und — was ihm am meisten eigen zu sein schien auch sogar den Pulver- und Windbüchsenmacher — denn er war flüchtig wie Schießpulver, und Wind charakterisierte alle seine Arbeiten und Pläne.

Endlich trat er sogar in ein Kloster ein, nahm die Tonsur, legte die Kutte an, lebte nun so herrlich und in Freuden, daß er bald die Folgen davon empfand, und geriet sogar in Händel, die mit Wunden für ihn endigten.

Mit zerbläutem Rücken setzte er seinen Stab weiter und durchwanderte Böhmen, Mähren und Österreich. Auf dieser Reise wurde er, vermutlich aus Mangel, Soldat, desertierte aber bald und hatte auf seiner Flucht das sonderbare Glück, einem Chemikus, der in einen Brunnen gestürzt war, das Leben zu retten. Zum Dank dafür machte ihn der Gerettete mit seinen geheimen Wissenschaften bekannt, welche auch Orffyré so trefflich zu Wunderkuren zu benutzen wußte, daß er Ansehen und Geld erwarb.

Sonder Zweifel ward er dadurch mit einem reichen Kavalier bekannt, der ihn mit nach Italien nahm. Hier sah Orffyré unter andern in einem Mönchskloster einen sich selbst bewegenden Bratenwender und geriet dadurch auf den Einfall, ein Perpetuum mobile zu erfinden, womit er in der Folge viel Aufsehen machte.

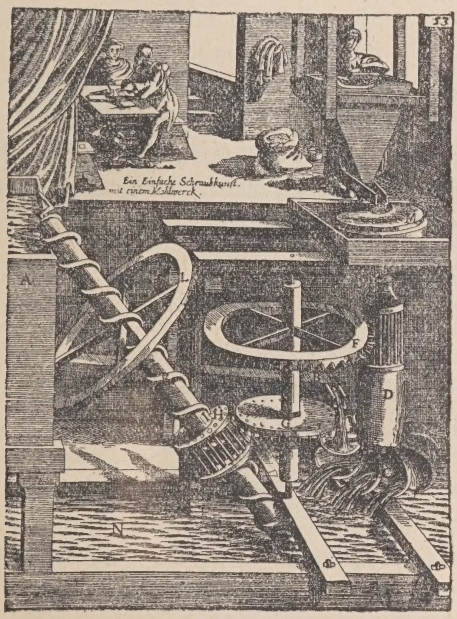
In Verbindung mit einem Jesuiten zu Augsburg, den er auf der Rückreise aus Italien im Jahre 1700 kennenlernte, und unterstützt von einem dortigen Rabbiner, der auch auf Mechanik sich verstand, arbeitete nun Orffyré eifrig an Ausführung seiner Idee, wovon er sich goldene Berge versprach. Ja er lernte sogar von dem Rabbiner Hebräisch, um ihn in allem besser begreifen zu können.

Mit steten Gedanken an das Perpetuum mobile ging Beßler im Jahre 1703 nach Dresden, wo er bei mechanischen Künstlern als Geselle arbeitete, von da aber nach Holland, England und Irland, wo er bald diese, bald jene Rolle, am meisten den Marktschreier und Uhrmacher spielte. Endlich, als er nach Deutschland zurückkam, geriet er sogar unter Schatzgräber, die ihm aber wenig eingebracht haben müssen, denn er schrieb davon selbst:

„Ihr Leute (glaubet mir nur frei)
Schatzgraben ist Betrügerei."

Orffyré glaubte, er sei ein auserwähltes Rüstzeug Gottes, bestimmt, das Perpetuum mobile zu erfinden. Durch

Kenntnis der Struktur der Orgel aber meinte er am leichtesten seinem Ziele sich zu nähern. Deshalb nahm er einen jungen Orgelbauer zu sich und ging förmlich bei demselben in die Lehre. Sobald er das Nötigste begriffen hatte, brütete er Tag und Nacht über seiner neuen Erfindung



Das Perpetuum mobile
Nach einem zeitgenössischen Stich (1661)

und wandte so viel Geld darauf, daß er nicht selten in die größte Verlegenheit geriet.

Doch wußte er sich immer bald wieder zu helfen. Ohne je eine Universität besucht, noch viel weniger in Doctorem promoviert zu haben, machte er sich selbst zum Doktor und verrichtete unter dieser Firma eine Menge Wunderkuren, die ihm zwar Geld, aber nicht Ehre und Ruhe

brachten. Denn er mußte oft der Patienten wegen, die er geprellt hatte, flüchtig werden, ja sogar seinen Namen verändern, wenn er der Obrigkeit nicht in die Hände fallen wollte. Dazu kam noch ein Nebenunglück. Er ward bestohlen. Kleider, Wäsche, Bücher — kurz seine ganze Habe kam in spitzbübische Hände — so reiste er arm wie eine Kirchenmaus auf gutes Glück ins sächsische Erzgebirge, und in kurzer Zeit hatte er einen vollen Beutel und eine junge Frau.

Beides verschaffte ihm eine glückliche Kur, die er zu Annaberg an Jungfer Schuchmann, der Tochter des dortigen Stadtphysici und Bürgermeisters, verrichtete. Das Mädchen hatte den Mann liebgewonnen, der ihr die Gesundheit wiedergegeben, und belohnte seine große Kur mit Herz und Hand.

Weder Armut, noch Reisen, noch Heiraten hatten indes den sonderbaren Mann in seinem großen Plane, das Perpetuum mobile betreffend, irremachen können. Kaum verehelicht, zog er mit seiner jungen Frau 1712 nach Gera und stellte hier seine Maschine zum erstenmal zur Schau aus. Außer den Nachrichten, welche er selbst davon gab, findet man sie auch beschrieben in Actis Erudit. 1715. Jan. 1718 Nov. 3. in der Breslauer Sammlung von Natur-, Medizin-, Kunst- und Literatur-Geschichte 1718. T. II p. 1122 fgde.

Die Maschine war $2^1/_2$ Leipziger Ellen im Durchmesser, 4 Zoll dick, konnte einige Pfund heben und ward, wie dies gewöhnlich mit neuen Erfindungen der Fall ist, von dem einen gelobt, von dem andern getadelt. Manche stellten sogar öffentliche Zeugnisse aus, daß sie alle Forderungen und Erwartungen befriedige, indes andere den Künstler einen Narren, ja wohl gar einen Betrüger nannten.

Orffyré aber ließ sich durch nichts stören, vergrößerte sein Kunstwerk bis zu fünf Ellen Höhe und sechs Zoll Dicke,

brachte es dahin, daß es in einer Minute fünfzigmal umlief und vierzig Pfund einige Klaftern in die Höhe hob. Er zog mit seiner Maschine nach Draschwitz bei Zeitz (1713) und spielte daneben den Wunderdoktor, womit freilich mehr zu verdienen sein mochte, als mit dem Vorzeigen einer Maschine.

In demselben Jahre setzte Peter der Große einen Preis von 30000 Rubeln auf die Erfindung eines Perpetui mobilis, welchen besonders der berühmte Ingenieur Schlüter zu verdienen strebte. Entweder wußte Orffyré von jenem Preise nichts, oder er traute sich nicht, sein Werk einer Untersuchung zu unterwerfen. Überhaupt rechnete man damals das Perpetuum mobile mit zu den acht geheimen Zimmern im großen Palaste der Natur, wohin sie noch keinen der Klopfenden zu lassen beliebet. Jene geheimen Zimmer aber waren 1. der Lapis Philosophorum, 2. der Liquor Alkahest, 3. die Kunst, das Glas weich zu machen, 4. das ewige Licht, 5. eine Linea Hyperbole in einem Brennspiegel, 6. die Longitudo maris, 7. die Quadratura circuli und 8. das Perpetuum mobile.

Wie ein Mensch, den das böse Gewissen verfolgt, hatte Orffyré an keinem Ort lange Ruhe. Von Draschwitz, wo er sein Kunstwerk in Stücke schlug (wahrscheinlich, weil es nichts einbrachte und schwer zu transportieren war), wendete er sich nach Obergreislau bei Merseburg, und endlich nach Merseburg selbst. Schon sein stetes Ziehen von einem Ort zum andern erweckte ihm keine günstige Meinung. Mehr noch schadete ihm bei den Vernünftigen sein wichtiges, geheimnisvolles Wesen. Der gemeine Haufe hielt ihn, seiner sonderbaren Kuren wegen, geradezu für einen Hexenmeister und — Orffyré widersprach wenigstens nicht.

In Merseburg, und zwar vor dem Sixttore in dem sogenannten grünen Hofe, baute er ein neues und weit größeres Perpetuum mobile von 6 Ellen im Durchmesser

und ließ es den 31. Oktober 1715 vor einer herzoglichen Kommission und einer Menge Zeugen seine Kraft beweisen. Allein trotz dem guten Zeugnisse, welches die Kommission ausstellte, fand das Werk doch weit mehr Widersacher, als Bewunderer. Der bekannte Modellmeister Andreas Gärtner in Dresden, welcher in Verbindung mit dem berühmten Juwelier Dinglinger selbst den Versuch gemacht hatte, ein Perpetuum mobile zu erfinden, reiste mit dem Müller Borlach bloß der Orffyréschen Maschine wegen nach Merseburg, und das Resultat ihres Beschauens derselben war — eine Schrift nebst Abbildung, worin sie dem Erfinder schuld gaben, daß er seine Maschine durch einen Strick in Bewegung setze. Ja Gärtner bot ihm sogar in einer späteren kleinen Schrift 1000 Taler an, wenn er imstande wäre, sein Rad nur vier Wochen laufen zu lassen. Noch schlimmer machte es Christian Wagner, ein Leipziger Advokat und Mathematikus, welcher behauptete, es stecke ein verkleideter Bratenwender in der Maschine. Der Meiningsche Küchenmeister, ehedem Uhrmacher, Mahn machte ihm endlich ganz die Ehre der Erfindung streitig, indem er schon 20 Jahre an einer ähnlichen Maschine gearbeitet zu haben behauptete.

Noch andere legten ihm verfängliche Fragen vor, z. B.: ob er das Innere seines Werks schon irgendeinem hohen Potentaten gezeigt? ob er dies auf Verlangen wohl tun werde? ob er einen Teil seiner Maschine in ferne Gegenden zu senden geneigt sei? ob letztere große Kälte vertrage oder nicht? vielleicht gar einfriere? ob er auch als Christ auf die Erfindung gekommen, oder ob nicht gar böse Geister ihm die Gedanken dazu eingeblasen hätten usw. Die Fragen beantwortete er aber immer so, daß er einen Rückenhalt behielt.

Der Zudrang, seine Maschine zu sehen, war so groß, daß er endlich, wie er behauptete auf Freundes Rat, eine

Büchse an die Tür hing, in welche die geehrten Zuschauer etwas zum Besten der Armen legen sollten. Daß er aber darunter wohl eigentlich nur sich selbst verstand, war fast keine Frage, ihm auch nicht zu verdenken, denn er befand sich mitten unter Gaffern, Bewunderern und Tadlern, in den betrübtesten Umständen und hatte oft kaum, um sich und die Seinigen zu sättigen.

Auch der Merseburger Rat betrachtete Orffyrés Perpetuum mobile als eine Finanzspekulation und belegte es deshalb täglich mit sechs Groschen Akzise, was den Künstler so verdroß, daß er sein Werk zerstören wollte. Vorher hatte er jedoch einen „Gründlichen Bericht von dem glücklich inventierten Perpetuo ac per se mobili, nebst dessen accurater Abbildung" (Leipzig 1715, in 4°) ausgehen lassen.

In dieser für ihn so trüben Periode lächelte ihm, ganz unerwartet, ein neuer Glücksstern. Der Landgraf Karl von Hessen-Kassel beschied ihn im Jahre 1716 an seinen Hof, gab ihm außer Reisekosten auch den Titel eines Kommerzienrates und die Erlaubnis, auf dem Schlosse Weißenstein sein Perpetuum mobile zu errichten. Dies geschah denn auch, und sobald Orffyré damit zustande war, machte er sein Werk durch eine Schrift unter folgendem ebenso kurzen als bescheidenen Titel bekannt: „Neue Nachricht von der curieusen und wohlbestellten Lauff-Probe des Orffyreischen, auf dem Schloß Weißenstein bey Cassel vom neuen erbauten Perpetui mobilis, welche es seit d. 2. November 1717 bis jetziges 1718 Jahr acht Wochen lang in einem von Ihro Hochfürstl. Durchl. dem Herrn Landgrafen von Hessen Cassel dem Herrn Orffyrés dazu eingeräumten, auch sobald das Perpetuum mobile zu lauffen angefangen, verschlossenen und versiegelten, sodann mit Wachen von aussen besetzten Gemach, mit grosem Vergnügen des Herrn Landgrafens Hochfürstl. Durchlaucht und aller Kunstliebenden vortrefflich gemacht, also, daß nunmehro denjenigen, welche aus Zwei-

fel der Richtigkeit des Perpetui mobilis eine Wette von tausend Thalern zu verschiedenen mahlen ziemlich höhnisch ausgeboten, eine Wette von zehntausend Reichsthalern gegen zehntausend Reichsthalern angeboten wird." (Lipsiä. 1718, in 4°.)

Auch gab er im Jahre 1719 (Kassel, in 4°) ein: „Triumphans perpetuum mobile" heraus.

Nächst diesen Schriften suchte Orffyré auch noch durch ein Attestat des Landgrafen (vom 27. Mai 1718) zu imponieren, worin es unter anderm heißt: „der Landgraf habe in seiner und seiner Minister Gegenwart zweimal die Maschine sechs Wochen lang verschließen, Türen und Fenster versiegeln lassen, und sie dann bei Öffnung des Zimmers immer noch in ihrem alten, ununterbrochenen Motu befunden." Doch muß es mit diesem ununterbrochenen Motu nicht so ganz richtig gewesen sein, denn schon im Jahre 1722 zerstörte Orffyré seine so stark ausposaunte Maschine wieder und zog nach Karlshaven, wo ihm der Landgraf Haus und Hof geschenkt hatte, unter der Bedingung, ein weit größeres und zu mannigfaltigem Gebrauche anwendbares Perpetuum mobile zu bauen.

Allein jetzt trat allmählich die Zeit ein, wo Orffyrés Kunst, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, anfing, betteln zu gehen. Seine eigne Magd, Anna Rosina Mauersberger von Drehbach bei Annaberg, welche seit 1711 bei ihm gedient hatte, ward sein Verräter, und da kamen denn unter andern ebenso interessante als abscheuliche Dinge mit zum Vorschein.

Orffyrés angeblich sich selbst bewegendes Rad hatte sich nämlich nicht einen Augenblick selbst bewegt, sondern war gleich anfänglich zu Gera, nachher auch anderwärts, mittels geheimen Zusammenhanges bald von ihm selbst, bald von seinem Bruder Gottfried, bald von seiner Frau oder Magd gedreht worden. Letztere bekam für jede Drehstunde zwei

Gründlicher Bericht/

Von dem

Durch den anitzo zu Merseburg sich befindenden

MATHEMATICUM

Herrn ORFFYREUM

Glücklich inventirten

PERPETUO

ac per se

MOBILI,

Nebst dessen accurater

Abbildung/

Wie solches seit dem Monath Junio dieses 1715ten Jahres zu gedachten Merseburg von einer grossen Menge Hoher Standes-Personen, gelehrter Leute, Künstler und Curiosorum in Augenschein genommen, und genau examiniret, auch allda noch zu sehen ist.

Cum Censura & Approbatione.

Gedruckt Mens. Decembr. 1715.

und zu haben

Bey JOHANN THEOD. BOETIO zu Leipzig.

Titelblatt der im Jahre 1715 erschienenen Abhandlung des Orffyreus über das Perpetuum mobile

Groschen und mochte, wie auch Bruder Gottfried, ein hübsches Sümmchen damit verdienen, denn es mußte Tag und Nacht gedreht werden, damit, wenn ja jemand unvermutet kam, die Maschine durch Stillstand nicht an ihrem guten Rufe verlieren möchte.

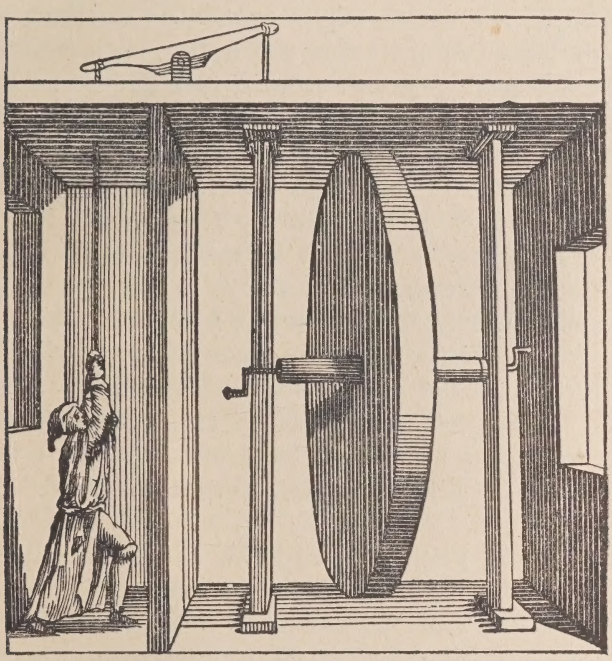
Zu Weißenstein geschah dies Drehen in Orffyrés Schlafkammer, hinter seinem Bette, wo die Maschine einst acht Wochen stets in Bewegung bleiben mußte, und zwar mitten im Winter, welches die Magd so aufbrachte, daß sie nur mit großen Verheißungen am Drehrade erhalten werden konnte. Über die Verbindung, wodurch die Maschine im Nebenzimmer in Bewegung gesetzt ward, konnte die Magd nicht deutlich genug sich ausdrücken. Sie sagte nur: „Die Pfosten (der Maschine) wären hohl und darin ein langes schmales Eisen mit Widerhaken gewesen, welche in den Zapfen der Drehwelle eingegriffen hätten. Am schwierigsten sei das Drehen gewesen, als Orffyré die Wasserschnecke daran gehängt habe."

Die nötigen Zeichen, wann und wie man in der Kammer drehen sollte, wenn Fremde die Maschine besahen, gab Orffyré durch Husten, Räuspern, Ausspucken.

Damit aber die genannten lebendigen, bewegenden Ursachen des Perpetuum mobile die Betrügerei nicht verraten möchten, ließ sie Orffyré sämtlich einen fürchterlichen Eid schwören, welcher für die Magd also lautete:

„Ich Anna Rosina Mauersbergerin, die ich hier stehe, ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen diesen leiblichen Eid an Euch, meinen angehörigen Herrn, Johann Elias Orffyré, schwöre teuer und mit gutem Vorbedacht bei dem dreieinigen Gott, daß ich von dieser Stunde an bis in meinen Tod, ja in Ewigkeit von Euch, meinem bisherigen Herrn, der Ihr hier vor mir stehet, nichts Böses reden, schreiben und zeugen und zu einiger Kreatur, sie lebe oder lebe nicht, von Eurem Tun und Lassen, Künsten und Geheimnissen

etwas entdecken, offenbaren, reden oder schreiben, sondern alles und jedes, was ich weiß und bei Euch Geheimes gesehen oder gehöret, ich in mir verschwiegen und verborgen halten will, so wie Ihr von mir begehret oder verlanget. Ja, ich schwöre hoch und teuer ein vor allemal zu



So wird's gemacht
Nach einer zeitgenössischen Karikatur von Joh. George Borlach auf Orffyreus und sein Perpetuum mobile

Gott, daß ich auch sonst zu keinem Menschen von Euren Sachen, Maschinen und Geheimnissen etwas gesagt oder gezeuget, als bloß und allein zu der Mademoiselle .....*), und

*) Diese ist nirgends genannt. Sie wußte aber um das Geheimnis und war der geheimen Dreherinnen eine, welche aber dazu gemacht werden mußte, weil die Mauersberg ihr die ganze Betrügerei verraten hatte. Wahrscheinlich stand Orffyré mit ihr auch sonst noch, das Perpetuum mobile abgerechnet, in geheimen Verhältnissen.

reuet mich von Herzen, daß ich es getan habe, weil ich doch nichts Rechtes und Gewisses davon zu sagen gewußt. Darum vergebt mir's, es soll nicht mehr geschehen, und ich will vor Gott und Menschen, vor zeitlichem und ewigem Gericht zeitlich und ewig verflucht, verdammt und verloren sein, wofern ich mit Vorsatz, Wissen und Willen von Euch und Euern Geheimnissen, Künsten und Sachen gegen jemanden etwas offenbare, sage und entdecke, oder Euch in Schande und Unglück zu bringen suche, oder Euren Namen, Ehre und Leben verletze, oder wenn ich von Euch etwas Böses mehr sage, schreibe oder zeuge, oder sonsten jemanden Ursache gebe Euch zum Schaden oder Verderben; sondern ich will und werde bei aller Gelegenheit das Beste von Euch reden, schreiben und zeugen, Gott gebe, ich bin bei Euch oder sonstwo. Und wofern ich diesen Eid nicht halte oder solchen aus Argliſt anders deute, oder auf einige Art zu verdrehen, oder etwa geringe und nichtig zu halten suche, so lasse Gott meine Seele des ewigen Todes sterben und nehme mich nimmermehr zu Gnaden an, sondern lasse mich ein unseliges Kind ewiger Vermaledeiung sein und bleiben. Amen. Verflucht bin ich, wenn ich diesen Eidschwur breche, selig, wenn ich diesen Eidschwur halte und nimmer breche. Ich schwöre, daß ich ihn halten und nicht brechen will. Dieses sei mit gutem Bedachte geschworen, versiegelt und fest versprochen mit Mund, Hand und Herzen, frei und ungezwungen, aus lauterlichem Mute von mir Anne Rosine Mauersbergerinn an Euch Johann Elias Orffyré, meinen angehörigen Herrn. Amen. Amen."

Als diese Mauersbergerin wahrscheinlich nicht im besten Vernehmen Orffyrés Dienste verließ, führte sie letzterer vorher in eine Hinterstube, verriegelte die Tür, warf ein paar geladene Pistolen auf den Tisch und legte ihr nochmals den fürchterlichsten Eid vor, mit Drohung, sie den Augenblick zu erschießen, wenn sie sich zu schwören weigere.

Als hierauf die Magd erinnerte, daß ihr Tod den seinigen zur Folge haben werde, antwortete er keck: das schade nichts, er müsse ohnedem sterben. Als sie sich aber ferner auf den bereits geleisteten Eid berief, sagte er: Er merke wohl, sie wolle an ihm zur Verräterin werden, doch möge sie darauf ja nicht pochen, denn das Geheimnis, um welches sie wisse, sei nicht der Rede wert, weil er das Drehen nur deshalb angewandt, um die Maschine zu schonen. Läge aber in dem verborgenen Drehen irgend etwas Unrechtes oder Unerlaubtes, so habe sie sich dadurch ja selbst straffällig gemacht.

Dies wirkte nun. Die Magd leistete den Eid und ward beim Abschiede mit einer strengen Ermahnung, ihn auch zu halten, entlassen. Doch — Gezwungenheit ist Gott leid — ein abgenötigter Schwur kann nicht binden — so kalkulierend entdeckte endlich die Magd alles, was sie gesehen, gehört, getan hatte. Gleich dieser aber hatte Orffyré noch sechs Personen durch Eid verbunden, sein Geheimnis nicht zu verraten. Aus den Geständnissen derselben ergab sich denn noch so manche interessante Einzelheit.

Orffyré trug nämlich stets geweihte Hostien und Gift bei sich, letzteres wahrscheinlich, um, wenn einmal alles unglücklich ausgehe, seinem betrügerischen Leben schnell ein Ende zu machen. Seine eigne Frau ließ er fünf Eide auf Verschwiegenheit leisten. Diese, welche ihren Mann selbst einen desperaten Menschen, der sich um gar nichts bekümmere, nannte, entdeckte dessenungeachtet den ganzen Plunder einem in Eid und Pflicht stehenden Manne, vermutlich um dem ihrigen dadurch zu entkommen und jenem anzuhangen. Allein letzterer erklärte sich nicht nur für das Geheimnis, sondern legte ihr sogar die Entdeckung desselben sehr übel aus.

Daß Orffyré aus diesen Enthüllungen besonderer Nachteil erwachsen, außer sofern er seine Maschine nun aufgeben

mußte, findet man doch nicht. Solange Landgraf Karl lebte, den er auch fleißig mit Beglückwünschungsgedichten ansang, scheint er eine gewisse Gunst und Unterstützung desselben genossen zu haben. Orffyré konnte und wußte denn doch so manches, und noch mehr wußte er den Schein zu erwecken, daß viel hinter ihm stecke. Auch mag die hessische Regierung damals keine Lust gehabt haben, es zu publik zu machen, wie sehr sie sich mit dem Perpetuum mobile hinters Licht führen lassen.

Nach dem Tode des Landgrafen (1730) mögen zunächst die Unterstützungen aufgehört haben, und scheint auch, daß um das Jahr 1733 eine Untersuchung gegen Orffyré und eine Verhaftung desselben vorgenommen worden. Er muß sich aber wieder herausgewickelt haben, denn man findet ihn noch lange zwar in abnehmenden Glücksumständen, doch in Freiheit an dem Wohnorte, den ihm Landgraf Karl geboten, und unablässig mit Entwürfen und deren marktschreierischem Auspofaunen beschäftigt.

Es konnte nicht fehlen, daß unter den vielen gläubigen und staunenden Gaffern, welche das Perpetuum mobile in Augenschein nahmen, auch so manche Ungläubige sich einstellten, welche dem Betrug auf die Spur zu kommen trachteten. Doch wußte sich Orffyré dann immer durch List zu helfen. Als z. B. ein gewisser General von H... kam, in der Absicht, die Maschine auszuheben und die Kommunikation derselben mit der versteckten bewegenden Ursache zu untersuchen, fand er die Maschine zerlegt — weil der Meister von dem verfänglichen Besuche Wind bekommen hatte. Ein andermal, als Orffyré erfuhr, daß einige Baumeister sein Werk untersuchen wollten, legte er sich geschwind ins Bett und spielte den Kranken.

Als pfiffiger Kopf konnte Orffyré sich wohl vorstellen, daß das alte Sprichwort: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er den Henkel verliert", an seinem Perpetuum

mobile sich auch bewähren werde, besonders da in kurzer Zeit nacheinander die besten bewegenden Ursachen desselben wegfielen. Denn sein Bruder Gottfried ging nach England — seine Magd auf und davon — und seine Frau gar ins bessere Leben über.

Darum dachte er nun auf andere mechanische Spielereien und kündigte sich 1738 mit drei großen, bis jetzt nie gesehenen Kunststücken an. Diese waren 1. eine aus stillem Wasser unaufhörlich springende Fontäne, 2. eine große, selbstspielende Turm-Orgel, 3. ein sogenanntes Orffyréisches Schiff, oder eine unverbesserliche Konservations-Maschine, durch deren Hilfe man gestrandete Güter, Schiffe und Menschen retten könne.

Diese Maschine pries er 1739 noch ganz besonders durch ein gedrucktes Oktavblatt an, unter dem Titel: „Der durch allmächtigste Wundermacht ohnmächtig gemachte Neptunus", worin er unter anderm behauptete: daß man durch Hilfe dieser Maschine, wenn man von Seeräubern, Sturm oder Unglück bedroht werde, augenblicklich sich im Wasser verbergen, sogar bis auf den Grund fahren, nach Belieben stunden-, ja tagelang daselbst verweilen und nicht bloß notdürftig sehen, sondern auch lesen, sprechen, essen, trinken, aufrecht stehen, gehen, sitzen, liegen, ruhen, schlafen oder andere Verrichtungen abtun, nach Belieben hervorkommen, wieder untertauchen, im Wasser ungesehen herumschwimmen könne usw. Schon der Titel seiner Erfindung, aber noch mehr das Anpreisen ihrer Wirksamkeit verrät den Marktschreier, der sein großes Werk nur „Kaisern, Königen und großen Seemächten unter raisonnablen Accord eröffnen wollte".

Endlich, als es auch damit nicht nach Wunsch ging, pfuschte er sogar ins philosophisch-moralisch-religiöse Fach, indem er zu Karlshaven eine sogenannte Gottesburg, d. h. Tugend- oder Weisheitsschule stiften wollte, worin Men-

schen aller Konfessionen, sogar Türken, wenn sie nur wenigstens an einen Gott glaubten, als Gottesbürger aufgenommen werden sollten. Die Gottesfurcht aber, die er hier auf die Bibel gegründet zu lehren beflissen war, stand gewiß nur im Hintergrunde. Die Hauptsache scheinen geheime, besonders mechanische und mathematische Künste gewesen zu sein, denen er nun einmal mit Leib und Seele anhing.

Schon früher, in den Jahren 1723 und 1724, hatte er an einem Religions-Vereinigungs-Werke mitgearbeitet und zu diesem Zweck sogar einige Schriften herausgegeben, welche aber nicht das mindeste fruchteten. „Der Rechtgläubige Orffyréer: oder die einige Vereinigung der uneinigen Christen in Glaubenssachen, sie nennen sich gleich Evangelisch-Lutherisch, Evangelisch-Reformiert, Römisch-Katholisch oder Papistisch" (Kassel 1723, in 4°.) und „Kurz verfaßter und unumstößlicher Inbegriff der allerreinsten Christen-Religion ..." usw. (1724, in 4°.)

Eine scharfe Widerlegung der erstgenannten Schrift, und zwar von einem Katholiken, der sich Johannes de Petra Petri nannte, besitzt die Kasseler Bibliothek im Manuskript.

Auch ins Fach der Poesie pfuschte der Wundermann Orffyré, doch bestanden hier seine Schöpfungen meist nur in Gelegenheitsgedichten auf den Landgrafen Karl von Hessen, welche meist sehr wäßrig ausfielen.

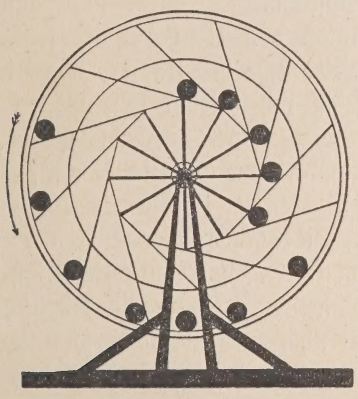
Soviel nun auch Orffyré Projekte entwarf, glückte doch keins, und er geriet zuletzt in die dürftigsten Umstände. Noch wollte er, um sich zu helfen, im Braunschweigischen 1743 eine Marmorplatten-, Juchten- und Saffianfabrik gründen, auch Windmühlen bauen. Allein er starb darüber zu Fürstenberg den 30. November 1745. Seine Leiche schaffte man nach Karlshaven, wo er sich, als er noch in besserer Lage war, ein Erbbegräbnis gebaut hatte.

Seine Schriften sowie einen Abriß seiner Biographie findet

man in Ottos „Lexikon Oberlausitzer Schriftsteller und Künstler" und in F. W. Striebers Werke: „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte" (1794, Bd. 9).

Die Kasseler Bibliothek besitzt von Orffyré 141 Holzstiche von Figuren, die er zu einem Traktat, welcher sein Perpetuum mobile bekräftigen sollte, bestimmt hatte. Auf dem ersten Blatte findet man von seiner eigenen Hand geschrieben: „Lauter Demonstrationes wegen der Möglig- und Unmöglichkeit des mobilis perpetui"; und darunter: „N. B. 1733 den ersten May habe wegen des Arrests alle die Formen verbrannt, welche jetzt vergraben, und welche die Möglichkeit demonstriren. Die Demonstrationes und Experimenten aber habe liegengelassen, weil niemand so leicht was daraus von einem motu perpetuo ersehen oder lernen kann, wiewohl doch etwas überhaubt darinnen gutes stecket, obgleich keine Figur per se den motum in sich fasset; aber wenn verschiedene Figuren zusammenkommen und ein penetranter Verstand dazu, so ist in selbigen würklich ein movement zu suchen und daraus endlich auch zu finden."

Richard Roos.



Der König von Korsika

Theodor von Neuhof

Theodor von Neuhof verdient durch die ansehnliche Rolle, welche er in den Ereignissen seiner Zeit gespielt, und an welche er zwar mehr Abenteurer als Held, doch den Mut, die Standhaftigkeit und den Geist eines Helden gewandt, in unserem Andenken nicht vergessen zu sein. Sein Leben ist in Betracht der wechselvollen Verhältnisse und unaufhörlichen Irrfahrten, denen er ausgesetzt war, nicht ohne geschichtlichen Reiz, und aus der reichen Gruppe vielfacher Abenteurer, die wir mit und nach ihm in allen Gestalten über die glänzendsten Schauplätze der europäischen großen Welt wandeln sehen, leuchtet er immer noch als einer der außerordentlichsten hervor.

Theodor Stephan Freiherr von Neuhof, aus einem altadligen und angesehenen Geschlechte der Grafschaft Mark in Westfalen abstammend, wurde in Frankreich geboren. Sein Vater Anton von Neuhof hatte früher als Hauptmann in der Leibwache des Bischofs von Münster gedient, allein, unbefriedigt mit diesem beschränkten Lose, eine gründliche Verbesserung desselben durch die Heirat mit der Tochter eines Kaufmanns aus Viset im Hochstift Lüttich gesucht, der durch Lieferungen im Kriege ein großes Vermögen gewonnen hatte. Die adligen Verwandten aber sahen durch eine solche, damals noch hartbeurteilte Mißheirat den Stolz ihres Namens mehr als durch ein wirkliches Verbrechen entehrt, und Neuhof hatte deshalb so bittere Anfeindung und gehässige Verfolgung zu erdulden, daß er es vorzog,

die Heimat zu verlassen und sein weiteres Glück in Frankreich zu suchen. Er fand in Paris eine wohlwollende Beschützerin an der Herzogin von Orleans, welche als geborne pfälzische Prinzessin ihre deutschen Landsleute mit Vorliebe aufnahm. Ihre Fürsprache verschaffte ihm auch alsbald die Kommandantenstelle eines kleinen Forts im Gebiete von Metz, wo er fortan zufrieden lebte und mit seiner Gattin zwei Kinder bekam, einen Sohn und eine Tochter, die sein im Jahre 1695 erfolgter Tod unmündig in der Welt zurückließ. Die Herzogin von Orleans nahm sich jedoch der beiden Kinder, die von ausgezeichneter Schönheit waren, lebhaft an und ließ sie an ihrem Hofe auferziehen. Die Tochter, namens Elisabeth, wurde in der Folge Hofdame der Herzogin und schloß dann eine ansehnliche Heirat mit dem Grafen von Trevoux. Der Sohn aber, Theodor Stephan, empfing als Page der Herzogin sogleich alle Vorteile jenes Unterrichts, der zumeist die Persönlichkeit ausbildet und in der großen Welt von überwiegendem Nutzen ist. In allen ritterlichen Übungen zeigte er Mut und Gewandtheit, Waffen und Kriegswesen waren seine früheste Beschäftigung, während zugleich die Gewöhnung des Hoflebens den Sinn bedeutender Verhältnisse und geselliger Feinheit in ihm ausbildete. Aber auch die eigentlich geistige Entwicklung wurde nicht vernachlässigt. Er faßte eine leidenschaftliche Vorliebe für das Studium der Geschichte, doch entzog ihn der Reiz leichtsinnigen Jugendlebens in dem reichen Glanze der französischen Hauptstadt allzu leicht dieser strengeren Richtung, und er gab sich allen Zerstreuungen und Vergnügungen hin, welche in dem Wetteifer müßiger Verkehrtheit auch noch den Ehrgeiz anregen und befriedigen. Er machte sich in diesem Kreise bemerklich und gewann durch seine Anmut und Klugheit viele angesehene Freunde und teilnehmende Gönner. Der Marquis von Courcillon, Oberst eines Reiter-

regiments, machte ihn bald zum Rittmeister; sie lebten einige Jahre in vertrauter Freundschaft, bis ein ausgebrochener Zwist dieselbe trübte und nun ihm auch die Dienstverbindung lästig wurde, die er daher ohne Bedenken verabsäumte. Er blieb in Paris und lebte mit ziemlichem Aufwande, wozu sein Glück im Spiel die reichlichen Mittel gab. Bald aber spielte er unglücklich, verlor mehr als er besaß, und geriet in Verlegenheiten, welche die Fortdauer seines bisherigen Wandels unmöglich machten.

Unzufrieden mit seinen nunmehr in Frankreich beschränkten Aussichten, gedrängt von den Zerrüttungen seiner Lage und mächtig angezogen von dem strahlenden Ruhme des kriegerischen Königs von Schweden, der selbst als wirklicher König und Held mehr noch den kühnen Abenteurer hervorzukehren schien, nahm Theodor seine Entlassung aus französischen Diensten, eilte nach dem Norden und wurde Offizier im Heere Karls XII. Hier zeichnete er sich bei mehreren Gelegenheiten aus. Der Freiherr von Görz, Ratgeber und Freund Karls XII., erkannte in dem jungen Offizier die vorherrschenden Talente, zu deren vorteilhaftem Gebrauche die großen Entwürfe und betriebsamen Tätigkeiten des Ministers leicht Rat wußten.

Görz wußte in kurzer Zeit durch geschickte Anordnungen die gebrochene Kraft Schwedens so weit herzustellen, daß es möglich schien, den äußern Frieden schon unter günstigeren Bedingungen zu erlangen, als bis dahin denkbar gewesen. Diesen Frieden ehrenvoll und vorteilhaft herbeizuführen, war eine Aufgabe, zu deren Lösung die politischen Verhältnisse fast aller Staaten in gewaltige Bewegung gebracht werden mußten. Schon war die Gesinnung des Zaren Peter von Rußland vermittelst kluger Unterhandlungen zu erwünschtem Einverständnisse umgestimmt; in Wien, im Haag, in Paris standen die eifrigsten Tätigkeiten damit in entsprechendem Zusammenhange. Nun kam es noch

darauf an, den König von Großbritannien, auf welchen Karls XII. ganzer Haß sich geworfen, in politisches Unheil zu verstricken, und hiezu dünkte der Versuch, den Prinzen Karl Eduard, als Erben der Stuarts, dem Hause Hannover auf dem englischen Throne entgegenzusetzen, ein unfehlbares Mittel, dem die Teilnahme des Hofes von Madrid entscheidenden Nachdruck geben sollte. Hier führte die Zügel allmächtiger Ministerherrschaft der Italiener Alberoni, ein Staatsmann, auf dessen Willen und Einsicht Görz rechnen durfte. Um die beiderseitigen Entwürfe, die aus Norden und Süden solchergestalt auf ein gemeinsames Ziel zusammentrafen, in völliges Einverständnis zu bringen, fand Görz eine geheime Sendung nach Madrid notwendig, für welche niemand geeigneter schien als Theodor, dessen reiche persönliche Hilfsmittel in solchen Angelegenheiten schon bewährt waren; seine Fähigkeiten ließen jedes Gelingen hoffen, seine noch dunkeln und untergeordneten Verhältnisse im Fall eines Unglücks wenig Aufsehen befürchten.

Theodor empfing demnach seine Beglaubigungen und Aufträge und reiste nach Spanien. Er verschaffte sich bei dem Minister geheimes Gehör und trug ihm seine Sachen so geschickt vor, daß Alberoni für das große Unternehmen mit neuem Eifer beseelt wurde. Mit glücklichem Erfolge seiner Sendung, die ihm sogar Beweise der Huld von seiten des Königs von Spanien selbst eintrug, kehrte Theodor nach Schweden zurück, wo Karl XII. ihn wohlzufrieden aufnahm.

Görz glaubte nunmehr, zu besserer Leitung seiner ausgebreiteten Verbindungen sich selbst in die Mitte der angelegten Fäden versetzen zu müssen, und ging nach dem Haag, wohin Theodor ihn begleitete, jetzt völlig eingeweiht und mittätig in den verwegenen Betreibungen seines Meisters. Der schwedische Gesandte in London, Graf von Gyllenborg, war eines der Hauptwerkzeuge, deren sich Görz bediente, um die Anhänger des Hauses Stuart in Großbritan-

nien aufzuregen. Theodor wurde die Mittelsperson des lebhaften und gefahrvollen Verkehrs, den Görz mit Gyllenborg unterhielt; er machte mehrmals geheime Reisen zwischen dem Haag und London und hatte das Glück, immer unentdeckt zu bleiben; die Sachen gediehen bald zu einer förmlichen Verschwörung der Jakobiten, und Theodor hatte öfter Zusammenkünfte mit den Häuptern derselben. Durch die Unvorsichtigkeit der Partei wurde jedoch der Anschlag, bevor er zur Reife gedeihen konnte, der englischen Regierung kund, und diese versicherte sich im Februar des Jahres 1717 plötzlich der Person Gyllenborgs und aller seiner Schriften. Theodor befand sich bei diesem unvermuteten Schlage gerade in London, flüchtete aber im ersten Augenblick und entkam nach Holland.

Neue Schrecken erwarteten ihn. Karl XII. wurde in Norwegen vor der Festung Friedrichshall durch verräterische Hand erschossen und unmittelbar darauf sein Minister und Freund in Stockholm verhaftet. Theodor sah durch Görzens Fall nicht nur jede Hoffnung plötzlich entschwunden, sondern auch sich selbst von Gefahren umringt, denen nur durch schleunige Flucht zu entrinnen war. Zu rechter Zeit wählte er diese, um nicht vielleicht das traurige Schicksal seines Gönners zu teilen, der bald nachher zum Tode verurteilt und enthauptet wurde! Theodor begab sich nach Spanien, wo ihm die Gunst Alberonis einen neuen Anhalt versprach; er fand dieselbe in vollen Maßen bewährt und wußte sich nur immer mehr darin zu befestigen. Der allvermögende Minister verschaffte ihm eine Oberstenstelle im spanischen Kriegsdienst und setzte ihm nebenher noch eine ansehnliche Besoldung aus. Dem neuen Günstlinge wurden von allen Seiten Auszeichnungen und Geschenke zuteil, er galt als der sicherste Weg, um für allerlei Gesuche die Gewährung des Ministers zu erlangen. Einen neuen Gönner und Freund fand er in diesem Kreise

an dem Freiherrn von Ripperda, nachherigen Herzoge und ersten Minister, der schon damals am spanischen Hofe in großem Ansehen stand. Auch dieser merkwürdige Emporkömmling, ein geborner Niederländer, vereinigte bedeutende Eigenschaften mit geringfügiger Sinnesart; als Kriegsmann, Gesandter, Fabrikunternehmer, Höfling und Staatsminister, abwechselnd in niederländischen, spanischen und endlich sogar marokkanischen Diensten, nach Umständen Katholik, Protestant und Bekenner des Islam, war er überall, wo er auftrat, durch glänzende Persönlichkeit und gewandtes Benehmen für eine Zeitlang des vorteilhaftesten Eindrucks und des größten Erfolges gewiß, nur sichre Dauer blieb seinen Glückesloſen versagt. Er faßte für Theodor, in welchem er den Geistes- und Schicksalsverwandten leicht erkennen mochte, eine lebhafte Zuneigung, die sich auch in der Folge durch allen Wechsel treu erhielt. Er wünschte eifrig, das Glück seines Freundes zu fördern, und gab ihm in dieser Absicht den Rat, sich um die Hand der Lady Sarsfield zu bewerben, eines Frauenzimmers von vornehmer irländischer Abkunft, einer Tochter des Lords Kilmarnock und nahen Verwandten des Herzogs von Ormond; sie entbehrte zwar aller Vorzüge der Schönheit und Liebenswürdigkeit, im Gegenteil, sie war häßlich und stolz, allein als Hofdame der Königin stand sie bei dieser Fürstin in hoher Gunst und schien ihrem Gemahl eine glänzende Beförderung zu sichern. Doch diese Heirat, zu der sich Theodor bereden ließ, entsprach nicht im geringsten den gehegten Erwartungen, vielmehr sah er sich nach einiger Zeit vom Hofe vergessen, durch Alberoni und Ripperda kaum noch gestützt, von seiner Gemahlin mit hochfahrendem Dünkel behandelt. Als noch überdies bald darauf Alberonis plötzlicher Sturz eine Veränderung aller Verhältnisse ankündigte, fühlte er jeden Boden unter seinen Füßen gewichen; unfähig, so gehäuftes Unheil zu ertragen, entschloß er sich

rasch, und eines Tages, da seine Gemahlin mit dem Hofe nach dem Eskorial gefahren war, raffte er seine Gelder und Kostbarkeiten zusammen, verließ Madrid, setzte sich in Cartagena zu Schiff und landete in einem französischen Hafen, von wo er sogleich nach Paris eilte. Seine Gemahlin blieb schwanger in Spanien zurück und gebar späterhin einen Sohn, mit dem sie in der Folge gleichfalls nach Frankreich kam.

Ein Abenteurer andrer Art stand damals in Paris auf dem Gipfel der Gunst und des Einflusses: der Schottländer Law. Als Theodor mit ihm bekannt wurde, stand Law noch in allem Schimmer des Reichtums und der Macht. Die wahlverwandten Geister zogen auch hier sich gegenseitig an, und es entstand zwischen beiden ein vertrauliches Verhältnis, welches für Theodor sogleich ersprießlich wurde. Von der bedeutenden Geldsumme, die er aus Spanien mitgebracht, verwandte er einen Teil zur Befriedigung alter Gläubiger, mit dem übrigen spielte er in den Aktien der Mississippi-Gesellschaft, welche Law gestiftet hatte. Sein anfänglicher Gewinn, vermehrt durch Laws verschwenderische Freigebigkeit, gab ihm Mittel zu glänzendem Aufwand, er lebte angesehen in der großen Welt und machte bedeutende Bekanntschaften, die seinen tätigen Geist mannigfach in Bewegung setzten. Aber dieser täuschende Zustand sollte nicht lange dauern! Law selbst rettete in dem beschleunigten Zusammenbruche seines Systems, durch den das ganze Königreich erschüttert wurde, kaum noch das Leben, und Theodor sah durch den Verlust seiner ganzen Habe sich plötzlich verarmt und inmitten allen Prunks in neue Verlegenheiten gestürzt. Bei seinem Aufwande war er manche Summen schuldig geblieben, deren Bezahlung jetzt unmöglich fiel, aber nur um so dringender eingefordert wurde. Zu den alten, nicht ganz befriedigten Gläubigern gesellten sich neue, und Theodor fand sich ihren vereinten Angriffen und

zugleich dem drückenden Mangel des Augenblicks bloßgestellt. In dieser Bedrängnis fand er Hilfe bei seiner Schwester, der Gräfin von Trevoux, die ihn mit zärtlicher Liebe aufnahm und mit beträchtlichen Summen unterstützte. Zugleich benutzte sie ihre genaue Verbindung mit dem schwedischen Gesandten Grafen de la Mark, um auch diesen für den Bruder in Tätigkeit zu setzen. Es gelang den vereinten Bemühungen, einen Beschluß des Parlaments zu erwirken, durch welchen die Gläubiger in ihrem Verfahren gegen Theodor gehemmt wurden. Doch kaum war dies geschehen, so verhalf derselbe Graf de la Mark, der plötzlich von Eifersucht entzündet in Theodor einen Nebenbuhler zu sehen wähnte, den Gläubigern durch seinen Einfluß zu einem versiegelten Verhaftbriefe, gegen welchen der Beschluß des Parlaments ohne Wirkung blieb. In Gefahr, seine Freiheit zu verlieren, und begierig, neue Glückswege aufzusuchen, hatte Theodor keine andere Wahl, als Frankreich zum zweitenmal zu verlassen.

Ohne festen Plan und sicheres Ziel durchirrte er hierauf mehrere Länder. Der Unstern, welcher ihn bisher verfolgt und aus allen Verhältnissen, die ihm eine dauernde Lebensrichtung geben konnten, in Sturm und Zerstörung vertrieben hatte, schien ihm ein Recht zu verleihen, sein Heil und Fortkommen mehr dem Ungefähr zu überlassen, als an ein überlegtes Vorhaben zu knüpfen. Er begab sich zuerst nach England, dann nach Holland, von wo er eine Reise nach der Levante gemacht haben soll, man weiß nicht, mit was für Mitteln noch in welcher Absicht. Vielleicht versuchte er eine Handelsunternehmung, denn in Amsterdam hatte er von portugiesischen Juden ansehnliche Geldsummen erlangt, und seinem regen Kopfe blieb kein Gebiet gewinnreicher Tätigkeit verschlossen. Ohne zuverlässige Einkünfte wußte er fast immer in großem Aufwande zu leben und, wenn einige Hilfsquellen versiegten, andre zu eröffnen.

Unerschöpflich war sein Talent im Schuldenmachen, überall flößte er Teilnahme und Vertrauen ein, sein Geist erfand unaufhörlich neue Gebilde und Aussichten, die er einleuchtend vorzustellen wußte, in seiner ganzen Persönlichkeit lag ein Zauber, der die Menschen zu seinen Gunsten bestach. Man glaubte, alles von ihm erwarten zu können und eher das Glück beschuldigen zu müssen, als ihn selbst, wenn irgendeine seiner Zusagen nicht eintraf. In der wechselnden Bewegung, seinen alten Gläubigern auszuweichen und neue zu finden, vergingen mehrere Jahre. Er zeigte sich verschiedentlich in Paris, darauf an mehreren Orten Italiens. Ihn müssen jedoch auf seinen Irrfahrten außer jenen Verwicklungen auch angesehene Verhältnisse berührt und ihm das Gebiet der höheren Staatsgeschäfte neu eröffnet haben, denn im Jahre 1732 sehen wir ihn unvermutet zu Florenz in der Eigenschaft eines Residenten Kaiser Karls VI. auftreten. Hier mußten für ihn in den damaligen Ereignissen vor andern die Angelegenheiten von Korsika der Gegenstand ernstlicher Aufmerksamkeit und Beschäftigung werden.

Der Zustand der Korsen unter den Genuesern war in der Tat höchst bedauernswürdig. Sie sollten elende Sklaven sein und wurden demgemäß behandelt. Jedes Verhältnis auf der Insel war einzig für den Vorteil der Gebieter eingerichtet. Die Erzeugnisse des Bodens durfte der Landmann weder verkaufen, noch selbst in der Insel mit andern austauschen, er mußte sie ungenützt verderben sehen oder sie zu niedrigstem Preise einem Genueser überlassen, der dann mit übermäßigem Vorteile sie vielleicht dem Nachbar verkaufte. Kein Korse war fähig, irgendein Amt zu bekleiden, einer Gemeinde oder einem öffentlichen Geschäfte vorzustehen. Statt gesetzlicher Verwaltung schaltete rücksichtslose Willkür genuesischer Staatsdiener, die in ihren Erpressungen und Grausamkeiten durch nichts gezügelt waren, sie konnten nach Gutdünken zum Tode verurteilen ohne irgendeine

Rechenschaft. Die Abwesenheit aller Rechtspflege gab der Selbsthilfe das freieste Feld, in manchen Jahren stieg die Zahl der Ermordungen in der kleinen Völkerschaft nah an tausend, und die schändliche Habsucht der Genueser besteuerte das Verbrechen, statt ihm zu wehren, der öffentliche Schatz in Genua rechnete auf den Ertrag der Gnadenbriefe, die für begangenen Meuchelmord verkauft wurden, oft schon im voraus für zukünftigen!

Solch schmachvoller Druck hatte endlich nach vielen Jahren dumpfer Erbitterung die Verzweifelten zu den Waffen getrieben. Im Jahre 1729 war ein Aufstand ausgebrochen, der für die Genueser bald gefährlich wurde. Mehrere Versuche, die Empörung durch Friedensvorschläge beizulegen, scheiterten an der Treulosigkeit der Genueser selbst, welche keinen Vertrag hielten, sobald sie im Vorteile zu sein glaubten, und keinen Verrat scheuten, um Vorteile zu erlangen. Inzwischen fühlte die Republik sich bald zu schwach, durch eigne Kriegsmacht das tapfre Inselvolk, dem überdies die Höfe von Versailles und Madrid fast offene Unterstützung gewährten, wieder zum Gehorsam zu bringen, sie rief den Beistand des deutschen Kaisers an, und dieser als Bundesgenosse konnte nicht umhin, aus Mailand eine Anzahl Truppen unter dem General Wachtendonck nach Genua vorrücken zu lassen, welche, nach Korsika übergesetzt, dort unter wechselnden Ereignissen kämpften. Ihnen folgte bald eine größere Macht unter dem Prinzen Ludwig von Württemberg, gegen welche jeder Widerstand der Korsen unzureichend werden mußte. Doch wollte der Kaiser diese Dazwischenkunft seiner Waffen nicht sowohl zur unbedingten Unterwerfung der Korsen unter die Willkürherrschaft der wut- und rachentflammten Genueser, als vielmehr zur angemessenen Beilegung des Krieges durch gesicherte Verträge bewilligt haben, und der Prinz von Württemberg war hauptsächlich dahin angewiesen, eine bil-

lige Übereinkunft, welche die beiderseitigen Rechte festsetzte, zustande zu bringen.

Der Prinz fand die Forderungen der Korsen in allen Stücken wohlbegründet. Durch seine Vermittlung kam der Entwurf eines Vertrages zustande, der zur Genehmigung des Kaisers nach Wien gesandt wurde. Doch die Genueser wollten unbedingte Unterwerfung ohne allen Vertrag. Ihre Abgeordneten zu Corte, der inneren Hauptstadt des Landes, wo die Verhandlungen unter der Aufsicht des Prinzen von beiderseitigen Bevollmächtigten geführt wurden, traten unvermutet mit dem aus Genua empfangenen Befehl hervor, vier der angesehensten korsischen Abgeordneten, unter dem Vorwande, daß sie neue Unruhen zu stiften suchten, zu verhaften und nach Genua zu führen. Der Prinz vermochte diese Verhaftung, da die Genueser im Vollgebrauch ihrer obrigkeitlichen Rechte zu handeln behaupteten, nicht zu verhindern, wie laut er auch seine Mißbilligung aussprach. Andre Verhaftungen geschahen gleichzeitig mit dieser, die Korsen, ihrer Anführer beraubt, zum Teil schon entwaffnet, schienen keines Widerstandes mehr fähig, und Genua sah unbesorgt den Prinzen bald nachher mit den meisten deutschen Truppen aus Korsika heimkehren.

In dieser Lage der Dinge beginnt Theodor, für die korsischen Angelegenheiten tätig aufzutreten und ihnen eine Teilnahme zu widmen, welche fortan sein ganzes Leben erfüllen und alles Glück und Unglück desselben bedingen sollte. In Florenz und Livorno, wo er als Resident des Kaisers abwechselnd sich aufhielt, hatte er Gelegenheit, viele Korsen, und unter ihnen die bedeutendsten, persönlich kennenzulernen, die sich mit ihm häufig von den Verhältnissen ihres Vaterlandes unterhielten. Der lebhafte Anteil, den er ihnen bezeigte, wurde von ihnen eifrig erwidert, die bedeutenden Gesichtspunkte, die er für sie aufstellte, die entschlossenen Ratschläge, die er erteilte, er-

warben ihm unter ihnen ein hohes Ansehen, seine freigebige Großmut verpflichtete ihm ihre Dankbarkeit. Seine Bemühungen bei dem Prinzen von Württemberg, seine fortgesetzten Berichte und die tätigen Verwendungen, die er nach allen Seiten in Bewegung setzte, trugen wesentlich zu der günstigeren Gesinnung bei, welche sich bei der Vermittlung des Vertrages, der das künftige Verhältnis zu Genua festsetzen sollte, für die Korsen wirksam zeigte. Als die Genueser jene gehässige Verhaftung ausgeführt hatten und die Korsen, jetzt häufiger die Insel verlassend, ihren entrüsteten Schmerz dem bewährten Freunde zu klagen kamen, begnügte er sich nicht, an ihrem Unwillen müßig teilzunehmen, sondern gab ihnen das kühne Versprechen, den Gefangenen die Freiheit zu verschaffen. Dies war jedoch so leicht nicht zu bewirken; der Hof von Wien, obgleich den Genuesern zürnend, hielt seine Entscheidung noch zurück, und die Genueser versäumten kein Mittel, dieselbe zu ihren Gunsten zu wenden. Theodor hatte in kaiserlichen Aufträgen mit der Republik über diese Angelegenheit zu verhandeln. Ungewiß, ob einzig als Theodors Werk, aber gewiß nicht ohne seinen Anteil, erfolgte bald nach seinem erteilten Versprechen eine glückliche Änderung in dem Benehmen des kaiserlichen Hofes. Der Kaiser drohte der Republik mit feindlicher Truppenüberziehung, wenn nicht die gefangenen Korsen freigelassen und der unter seiner Gewähr errichtete Vertrag in Korsika vollzogen würde, worauf die Genueser bestürzt in beides willigten.

Durch diesen Erfolg, den die Korsen kaum zu hoffen gewagt, stieg Theodors Ansehen unter ihnen nur um so höher. Seine Zusage war erfüllt, sein vermögender Einfluß durch die Tat bezeugt, man verehrte ihn als einen Wohltäter und Beschützer. Wenn gegründet wäre, was später behauptet worden, daß sein Verdienst bei diesem Vorgange lediglich in der Einbildung bestanden, die er

den Korsen über seinen Anteil an jenem Erfolge vorzuspiegeln gewußt, so würde wenigstens der Ruhm seiner Geschicklichkeit dabei nichts verlieren; denn die Wirklichkeit dürfte hier kaum schwieriger hervorzubringen gewesen sein, als der Anschein, durch welchen die verschiedenartigsten, scharfsinnigsten und verhältniskundigsten Männer dauernd getäuscht bleiben sollten! Genug, die Korsen zweifelten nicht an Theodors entschiedener Einwirkung und wandten dafür ihm vorzugsweise ihr Vertrauen und ihre Dankbarkeit zu, deren Ausdruck durch Abgeordnete des Volks aus Korsika ihm eigens nach Florenz überbracht wurde. Bei den fortgesetzten Zusammenkünften und Beratungen, welche die korsischen Eiferer mit ihm hatten, wußte er die Gemüter stets inniger zu fesseln und ihre Einbildungskraft stärker in Flug zu setzen. Die Überlegenheit seines Geistes gebot ihnen Ehrfurcht, sie staunten seine kühnen Gedanken an und hielten ihn jeder großen Unternehmung fähig.

In einer Unterredung mit den erwähnten Abgeordneten begann Theodor, die korsischen Angelegenheiten mit ernstem Nachdruck gründlich vorzunehmen. Der Frieden, stellte er ihnen vor, den Genua eingegangen, verdiene diesen Namen nicht und sei bloß eine Täuschung. Die Genueser würden ihre Gesinnung gegen Korsika nie verändern. Die kaiserliche Gewährleistung könne unter nichtigen Vorwänden, an welchen es nie fehle, umgangen werden und die alte Unterdrückung ungestraft wieder emporsteigen. Daher würden sie wohl tun, ihre Angelegenheiten ernstlich zu erwägen und, durch die Vergangenheit gewarnt, mit Vorsicht ihre Zukunft wahrzunehmen. Er führte ihnen zu Gemüte, welch schönes und glückliches Land ihre Insel sein könnte, wenn sie nicht mehr, wie bisher, eine Beute der habsüchtigen Fremden, sondern unabhängig von diesen, in freiem, eignen Bestehen sich selbst angehörte. Er schloß damit, nur in einer völligen Umänderung all ihrer Verhältnisse, in der gänz-

lichen Losagung von Genua und in der Annahme einer bestimmten Staatsform dürften sie ihr dauerndes Heil erwarten. Es stünde nun bei ihnen, ob sie lieber einen Freistaat errichten oder einen König wählen wollten, zu einem von beiden aber müßten sie sich entschließen. Die Korsen erwiderten hierauf mit Seufzen und Wehklagen, daß sie ihren Zustand vollkommen einsähen und wohl wüßten, was ihnen von den Genuesern bevorstünde. Sie bekannten, daß sie die Augen auf ihn geworfen hätten, als den Nächsten und Fähigsten, ihr Anführer und Befreier zu sein. Er möchte daher sich an ihre Spitze stellen und zum Lohne des glücklichen Erfolgs die Krone auf sein Haupt nehmen!

Das außerordentliche Anerbieten kam Theodor vielleicht nicht unerwartet; ein Abenteuer, dem eine Krone zum Preise gestellt war, mußte seinen Ehrgeiz mit unwiderstehlichem Zauber hinreißen, doch zögerte er, sich entscheidend zu erklären. Erst nach einigen Tagen, als die Korsen nicht aufhörten, ihn bittend zu bestürmen und ihm die Versicherung gaben, daß ihr Unternehmen den allgemeinen Beifall ihrer Landsleute haben würde, ergab er sich in ihren Antrag, an den freilich zunächst nur Gefahren und Hindernisse geknüpft erschienen. Auch kamen die nun Verbündeten bald überein, daß für das Gelingen ihres Werkes der Beistand einer auswärtigen Macht unentbehrlich sei, nicht allein wegen der Feinde, die sie würden bekämpfen müssen, sondern auch wegen der Korsen selbst, damit ihr Oberhaupt, außer der Macht und dem Ansehen, welche der Volkswille ihm leihen würde, auch durch eigengehörige Stärke desto überlegener Ehrfurcht und Vertrauen einflößte. Diesen Beistand versprach Theodor mit Zuversicht, und er schmeichelte sich, in den Verwicklungen der europäischen Staatshändel die Mittel zu finden, den Eifer irgendeines Hofes in den korsischen Angelegenheiten für seine Absicht tatkräftig

zu beteiligen. Seine Kenntnis so mancher Verhältnisse und Menschen und seine Geschicklichkeit in ränkevollen Anschlägen mußten vor allem ihm diese Aufgabe erleichtern.

Der künftige König mußte vor allem eine Anleihe machen. Dazu war zu allen Zeiten Not und Rat. Der jüdische Wechsler Jabach in Livorno übernahm die Sache, demütigend war nur die Geringheit der Summe, welche nicht über einige tausend Lire stieg. Mit jenen geringen Mitteln, durch die Zuschüsse einiger Korsen nur wenig erhöht, begab sich Theodor auf die Reise. In Rom, wo er bedeutende Verbindungen hatte, versuchte er zuerst den Gedanken anzuregen, daß Korsika ein unabhängiger Staat würde, wobei sich mancherlei die römische Kirche Ansprechendes, die schon in früherer Zeit die Oberherrlichkeit von Korsika gehabt, ins Spiel setzen ließ. Allein er fand diesen Boden nicht günstig und ebensowenig den der andern Regierungen von Italien, obgleich manche Gesinnungen insgeheim den Genuesern entgegenwirkten und andre bald gegen Frankreich, bald gegen den Kaiser neue Verwicklungen gewünscht hätten. Nachdem er nacheinander die Höfe von Wien, Versailles und Madrid angegangen und nirgends die Gelegenheit günstig gefunden, mußte er wohl einsehen, daß bei keinem der europäischen Fürsten unter den waltenden Umständen für Korsika öffentlicher Schutz und Anhalt zu hoffen sei.

Diese Widerwärtigkeit schlug indes seinen Mut nicht nieder. Im sechzehnten Jahrhundert hatte Sampiero, ein berühmter korsischer Anführer, in ähnlicher Bedrängnis den Beistand der ottomanischen Pforte mit gutem Erfolge angerufen, und den Korsen war diese Gemeinschaft mit den Ungläubigen nicht anstößig erschienen. Diesem Beispiele beschloß nun Theodor zu folgen, und seinem Sinne widersprach nicht, daß Bemühungen, die in Rom angefangen, in Konstantinopel enden sollten! Er schiffte sich nach der

Theodor von Neuhof

Nach einem Kupferstich von Werner

Levante ein und gelangte glücklich nach Rodosto, einem Hafen am Meer von Marmara.

Schon früher hatte Theodor auf seinen Reisen den Fürsten von Siebenbürgen Franz Rakoczy kennengelernt, einen Mann von kühnem Geist und bedeutenden Schicksalen. Im Aufstande gegen den Kaiser Leopold I. war Rakoczy zu solcher Macht emporgestiegen, daß er das Königreich Ungarn von der österreichischen Herrschaft abzureißen drohte. Wechsel der Umstände und Wandel des Kriegsglücks aber vernichteten seine Macht ebenso schnell wieder, als sie entstanden war. Nach vergeblichen Bemühungen, Rußland und Polen für seine Sache gegen Österreich zu bewaffnen, beschloß er, sein Vaterland auf immer zu meiden. Nachdem er eine Zeitlang in Frankreich gelebt, hatte er sich endlich in die Türkei zurückgezogen, wo ihm noch die meiste Aussicht auf Befriedigung seines unauslöschlichen Hasses offen schien. Hier suchte ihn Theodor auf, um ihn über seine Anschläge zu Rate zu ziehen, und fand ihn in großem Ansehen, von der Pforte hochgeehrt, aber im Überdrusse der Untätigkeit und voll Begier, jeder neuen Unternehmung beizutreten. Rakoczy war bald entflammt von den unerwarteten Mitteilungen seines Freundes und eilte, denselben mit einem Manne bekannt zu machen, der durch unternehmenden Geist, abenteuerliche Schicksale und jetziges Verhältnis wohl befähigt war, bei den vorhabenden Angelegenheiten zu jenen beiden der dritte zu sein.

Dieser war Achmet Pascha, ehemals Graf von Bonneval, ein Franzose von vornehmer Herkunft, der mit glänzendem Kriegsmute den leidenschaftlichsten Leichtsinn verband, zuerst wegen übler Händel aus französischem Dienst entwichen, dann aus dem österreichischen Heere, nachdem er als General der Infanterie und Hofkriegsrat in großem Ansehen gestanden, wegen Ungehorsam schmachvoll entlassen worden und endlich nach Konstantinopel hingeraten war, wo

er den mohammedanischen Glauben angenommen und von dem Großherrn hohe Würden und große Reichtümer empfangen hatte.

Theodor erkannte sehr bald, mit was für Männern er zu tun habe. Seine Gewandtheit im Leben, seine einnehmende Art des Umgangs und die Leichtigkeit, seine Absichten mit fremden Vorstellungen und Neigungen zu verknüpfen, verschafften ihm hier, wie in allen ähnlichen Gelegenheiten, den entschiedensten Einfluß, seine Beredsamkeit wußte durch überraschende Wendungen in Erstaunen zu setzen, das Unwahrscheinlichste glaublich darzustellen. Er bemühte sich, die Rachsucht der beiden Freunde nur noch heftiger anzufachen. Der Plan, welchen er dann mitteilte, ging auf nichts Geringeres hinaus, als das Haus Österreich völlig zugrunde zu richten. Die Türken, sagte er, müßten zuvörderst ganz Italien erobern. Die Ausführung dürfte nach seiner Meinung gar nicht schwierig sein. Auf Korsika, dessen Besitz ihm durch türkische Hilfe gleich zuerst zu sichern wäre, würden die Truppen von Algier und Tunis ihren Sammelplatz haben, von wo sie leicht und ohne Gefahr auf den Küsten von Genua und Toskana landen könnten, während andere Truppen von Tripolis nach Kalabrien übersetzten und aus Albanien die Türken selbst in die Mark Ankona einfielen. Das Gelingen dieses dreifachen Angriffs war ihm augenscheinlich, man durfte gar nicht zweifeln. Hierauf ging er weiter. Durch die Eroberung von Italien, die schnell vollbracht sein mußte, bahnte sich das türkische Heer durch Friaul und Steiermark einen Weg in das Herz der österreichischen Länder. Mittlerweile drang ein zweites Heer, unter Rakoczys Anführung, durch Ungarn vor, und beide konnten zu gleicher Zeit vor Wien stehen, dessen Fall dann unvermeidlich war. An Kühnheit fehlte es diesem Plane nicht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Theodor mit einem solchen Entwurfe es

jemals ernst gemeint, daß er die Ausführung für möglich gehalten oder gar gewünscht habe, ihm konnte genügen, wenn nur die ersten Schritte versucht wurden, mit denen sein Ziel alsbald erreicht war.

Auch ging die Pforte, auf Bonnevals Betrieb, wohlgeneigt in Theodors Absichten ein. Ihm wurden ansehnliche Geldsummen und hinlängliche Truppenhilfe zugesichert. Da jedoch die Sachen in Konstantinopel, wo Geschäfte und Anordnungen sich drängten, leichter befohlen, als vollzogen wurden, so ließ Theodor durch seine Freunde einen Befehl des Großherrn an den Bei von Tunis auswirken, das auf Korsika gerichtete Unternehmen von diesem näher gelegenen Punkte mit allen Hilfsmitteln zu fördern. Die Pforte nahm die Sache wenigstens ernsthaft genug, um Theodor die Bedingung aufzuerlegen, als König von Korsika die türkische Hoheit anzuerkennen, eine Bedingung, die er unbedenklich gelten ließ, da ihre Erfüllung nur zur Sprache kam, wenn sein Ziel gewiß erreicht war, dann aber konnten die Umstände ihn derselben leicht überheben.

Er sah seine Angelegenheit aufs beste eingeleitet, mit dem Beistande des mächtigsten Herrschers der Erde schien er jeder europäischen Macht trotzen, nichts ihn auf seinem Thron erschüttern zu können. Mit einigen Geldsummen, die ihm sogleich ausgezahlt wurden, und mit dem Versprechen seiner Freunde, ihm aus Albanien einige tausend Mann Truppen zuzuwenden, reiste er, schwelgend in glücklicher Zuversicht und herrlichen Hoffnungen, von Konstantinopel nach Tunis ab. Hier wurde er sehr wohl empfangen und von dem Bei, den er schnell für sich einzunehmen wußte, in Gunst und Ehren gehalten.

Nichtsdestoweniger zogen sich die Anstalten für seine Unternehmung in die Länge. An Geld und Kriegsvorräten fehlte es nicht, aber Truppen und Schiffe waren nicht so schnell für ihn zusammenzubringen. Die Nachrichten, welche

aus Korsika über den dortigen Zustand der Dinge nach und nach eintrafen, mußten seine Ungeduld nur vermehren. Der Kampf war, wie vorherzusehen gewesen, nach kurzem Stillstande nur blutiger wieder ausgebrochen. Die Korsen hatten große Vorteile erfochten und ihren Feind wieder auf den Besitz weniger Punkte beschränkt, allein um diesen Gewinn zu befestigen und die weitere Fehde mit Erfolg zu bestehen, mußten sie nun ernstlich bedacht sein, ihrem Gemeinwesen eine geordnete Gestalt zu geben. Sie hatten die Insel unter den Schutz der Jungfrau Maria gestellt und nach mancherlei Beratungen bereits eine Art Verfassung zustande gebracht, in welcher eine Junta von Kriegsanführern mit Abgeordneten des Volks die oberste Staatsgewalt teilte. Wenn diese Verfassung sich ohne Theodors Zutun festsetzte und erhielt, so konnten seine Ansprüche leicht ausfallen und seine Hilfe zu spät kommen. Er mußte daher eilen, noch im günstigen Augenblick in Korsika aufzutreten. Ohne Truppen zwar, aber mit reichen Vorräten und ansehnlichen Geldsummen, zu denen auch Ripperda, der jetzt unter dem Namen Osman eine hohe Kriegswürde in Marokko bekleidete, eifrigst beigetragen hatte, durfte er noch immer den Korsen, welche den allergrößten Mangel litten, eine machtgebietende Erscheinung sein. Durch Briefe benachrichtigte er seine Freunde von seiner nahen Ankunft. Außerordentlich war die Freude über diese Nachricht, welche in öffentlicher Versammlung zu Corte verlesen wurde. Längst hatte man aufgegeben, von Theodors Bemühungen einigen Erfolg zu hoffen, nach langem Schweigen erscholl jetzt die Kunde von seinem Leben, seiner nahen Hilfe.

Nach mehrjährigen unermüdeten Anstrengungen erschien endlich Theodor am 13. März des Jahres 1736 vor dem Hafen von Aleria, auf der Ostseite der Insel. Der englische Konsul zu Tunis hatte ihm zu einem Kauffahrer verholfen, der zehn Kanonen und als Kriegsschiff englische Flagge

führte, ein Mißbrauch, wegen dessen sowohl der Konsul als der Schiffskapitän in der Folge zur Verantwortung gezogen wurden, und der dem letzteren das Leben kostete, indem er, um der Verhaftung zu entgehen, in der Levante sich mit einem Pistolenschuß tötete. Die vornehmsten Einwohner von Aleria und den umliegenden Ortschaften begaben sich zu Theodor an Bord und bewillkommneten ihn mit dem Titel Exzellenz und Vizekönig. Am folgenden Morgen stieg er ans Land, in sonderbarem Aufzuge, halb türkisch, halb europäisch bekleidet, er trug ein langes scharlachrotes, mit Pelz gefüttertes Gewand nach morgenländischer Art, dagegen war sein Haupt statt eines Turbans mit einer wohlfrisierten Perücke und einem dreieckigen Hute bedeckt, an der Seite hatte er einen spanischen Degen, in der Hand einen prächtigen Stock mit gewundenem Knopfe. Sein buntes Gefolge bestand in sechzehn Personen, unter welchen ein französischer Oberstleutnant, ein Sekretär aus Elba, ein Haushofmeister aus Livorno, ein Kaplan, mehrere Kammerdiener und Lakaien aus verschiedenen Gegenden und drei Mohren aus Tunis. Er ließ darauf seine mitgebrachten Vorräte ausschiffen, sechs zwölfpfündige Kanonen, siebentausend Flinten, eine Anzahl Bajonette, Pistolen und andere Waffen, eine große Menge von Pulver und Kugeln, ferner siebentausend Säcke Getreide, dreitausend Röcke und ebenso viele Paar Schuhe, überdies viele Kisten mit Geld, größtenteils afrikanischen Gepräges. Das Ganze wurde zum Betrag einer Million Skudi angeschlagen. Diese Hilfe erschien in der Tat für Korsika, wo stets an den notdürftigsten Dingen Mangel, ein Gewehr ein Schatz und ein Paar Schuhe eine Seltenheit waren, von außerordentlichstem Belang, sie überstieg alles, was von den Kräften eines auf Abenteuer ausgehenden Privatmannes zu erwarten stand, und es war sehr natürlich, daß sowohl die Korsen als die Genueser die Hand irgendeines mächtigen Fürsten im Spiele glaubten.

Der Eindruck, welchen Theodors wunderbare Erscheinung, das sonderbare und bedeutende Ansehen seiner Person und der Anblick der ausgeschifften Waffen und Schätze machten, wurde bei den Korsen schnell zur freudigsten Begeisterung. Nicht weniger staunte man im Auslande bei dem schnell verbreiteten Gerüchte eines solchen Ereignisses, die seltsamsten Vermutungen darüber durchliefen Europa.

Er trat bloß unter dem Namen Theodor auf, sein Zuname blieb eine Zeitlang verschwiegen, bald sollte er ein portugiesischer Prinz, der Prätendent von Großbritannien oder in dessen Namen ein englischer Lord, bald der Herzog von Ripperda, der Graf von Bonneval oder der junge Rakoczy, dann wieder ein berüchtigter Abenteurer Freiherr von Syburg sein. Erst nach und nach erhob sich der Name Theodor von Neuhof, und seitdem spürte man eifrigst der Herkunft und den bisherigen Lebensschicksalen des neuen Helden nach, eine Menge abenteuerlicher Erzählungen kamen zum Vorschein, und besonders waren die Genuesen beflissen, ihren Feind durch die schmachvollsten Ausstreuungen herabzuwürdigen.

Seine Angelegenheit nahm einen raschen und glücklichen Fortgang. Hundert verschiedene Gerüchte und Meinungen, durch seine Freunde ausgestreut, vergrößerten seinen Ruf und seinen Anhang. Bald hieß es, er komme als Gouverneur im Namen des Kaisers, bald wieder, ihn sende der König von Spanien oder der Bei von Tunis. Um keinen der Vorteile dieser entgegengesetzten Meinungen aufzugeben, hüllte er sich in Schweigen und ließ die auswärtigen Verhältnisse im ungewissen schweben, dagegen er für die inneren sogleich als Oberhaupt auftrat. Das Volk, im voraus bearbeitet, strömte aus der Umgegend herbei, jauchzte ihm Beifall, rief ihn als Vater und Befreier aus und wurde durch seine freigebigen Austeilungen und Geschenke nur noch mehr befeuert. Begleitet von der jubelnden Menge, zog er von

Aleria durch Tampoloro, wo er in dem bischöflichen Palaste seine Wohnung nahm. Sein Betragen war ganz den Umständen angemessen. Er umgab sich mit Wachen und ließ zwei Kanonen vor seiner Wohnung aufpflanzen. Seine Erscheinung war glänzend und prachtvoll, er speiste von Silber, in der Kirche war sein Platz mit kostbaren Teppichen und Kissen geschmückt. Dabei war er für jeden zugänglich, hörte jeden an und entließ niemand unbeschenkt, öfters auch streute er Geld unter das Volk aus. Indem er auf solche Weise immer mehr die Neigung der Korsen zu gewinnen suchte und den Ruf seiner Großmut und seiner Macht ausbreitete, versäumte er nicht, gleich zuerst auch eine Kriegsschar aufzubringen und so den Grund für größere Truppenmacht zu legen. Er ernannte demnach drei Obersten, sodann vierundzwanzig Hauptleute für ebenso viele Kompagnien, jede zu zweihundert Mann, binnen zwei Tagen schon waren diese aus den nächsten Bezirken vollzählig, jeder Gemeine erhielt eine Flinte, ein Paar Schuhe und eine Zechine, den Offizieren war ein ansehnlicher Sold festgesetzt. Ausgewählte vierhundert Jünglinge wurden zur Leibwache bestellt. Kaum waren diese Bewaffnungen geschehen, so rückte Theodor an ihrer Spitze vor, griff die nächsten genuesischen Posten an und schlug sie in die Flucht. Diese unbedeutende Begebenheit wurde durch die ganze Insel lobpreisend verkündet, die Freunde verdoppelten ihre Tätigkeit, seine Erhebung zur Königswürde durch das Volk förmlich aussprechen zu lassen. Durch ihre Bemühung kam endlich am 15. April zu Alessani eine allgemeine Consulta von Abgeordneten aus allen Bezirken zusammen. Einmütig wurde Theodor zum König erwählt. Die Bevollmächtigten überbrachten ihm den abgeschlossenen Wahlvertrag, den er unterzeichnete und beschwor. Er wurde hierauf unter freiem Himmel mit einer Krone von grünem Laube geschmückt, feierlich als Theodor I. König von Kor-

sika und Capraja ausgerufen und auf den Schultern der Vornehmsten im Triumph durch die ganze Gegend umhergetragen. Der unaufhörliche Jubel von mehr als 25000 Menschen begleitete den Zug, alle schworen ihm den Huldigungseid.

Theodors erste Sorge war, einen inneren Frieden in Korsika aufzurichten und von allen Einwohnern beschwören zu lassen, jeden Waffenstreit der Parteien und Faktionen, welche die Insel seit undenklicher Zeit zerrissen, verbot er bei Todesstrafe. Zwei Korsen, von der roten Faktion der eine, der andre von der schwarzen, welche bald nachher dennoch zu den Waffen gegriffen hatten, um den alten Haß im Blute zu kühlen, ließ Theodor dem Gesetze gemäß sogleich aufhängen. Dies Beispiel wirkte und gab dem neuen Herrscher ein schreckendes Ansehn selbst bei denen, welche ihn als ihr Geschöpf ansahen.

Inzwischen kamen mehrere Schiffe mit neuen Vorräten von Pulver und andrem Kriegsbedarf sowohl aus Livorno als aus Barcelona für Theodor an, wodurch die Vermutung, daß eine große Macht ihn unterstütze, neuen Glauben gewann. Nach allen Seiten wußte er Entwürfe und Vorschläge anzuspinnen, bald durch Wahrheit bestechend, bald durch Täuschung überzeugend. Sein mannigfacher Briefwechsel richtete sich an Staatsmänner und andre einflußreiche Personen, leitete Handelssachen, erteilte Aufträge und Weisungen, berief Freunde und Verwandte. Auch meldete er den auswärtigen Mächten, besonders dem Kaiser und dem Könige von Frankreich, in eigens erlassenen Schreiben seine Erhebung auf den Thron und bat um Anerkennung und Beistand.

Das nötigste Ziel indes blieb zunächst, die Genueser vollends von der Insel zu vertreiben, und Theodor ließ dasselbe nicht aus den Augen. Die nach seiner Anordnung errichteten Truppen führte er sogleich ins Feld, und schon

am 23. April, acht Tage nach seiner Krönung, nahm er im südlichen Teile der Insel den Seeplatz Portovecchio und am 24. Sartene weg, wo die genuesische Besatzung gefangengemacht und viel Pulver und Blei erbeutet wurde. Nachdem er hierauf in Casinca bis zu 15000 Mann versammelt, stand er plötzlich am 3. Mai mit dieser Macht vor Bastia.

Als die Republik Genua die ernsthafte Wendung sah, welche Theodor der korsischen Sache gab, ergriff sie auch ihrerseits entschlossene Maßregeln. Sie erließ die heftigsten Beschlüsse gegen ihn, nannte ihn einen Aufrührer und Hochverräter, setzte auf seinen Kopf einen Preis und verbot ihren korsischen Untertanen jede Gemeinschaft mit ihm. Zugleich gab sie von seiner Herkunft und Person die gehässigsten Nachrichten, schilderte ihn als einen verlaufenen Abenteurer und landflüchtigen Betrüger, der bald als Spieler, bald als Marktschreier aufgetreten sei und nunmehr die Einfalt der Korsen zu der lächerlichsten Posse mißbrauche. Ihre Kundmachungen wurden bald auf Korsika verbreitet. Als Theodor hörte, daß die Genueser ihn für einen Marktschreier ausgäben, sagte er lachend: „So will ich denn nächstens meine Schaubühne auf dem Marktplatze zu Bastia aufschlagen und ein Stück darauf spielen, das ihnen vielleicht nicht ganz gefallen wird."

Inzwischen hatte die Republik aus eigner Anstrengung ihre Besatzungen auf Korsika verstärkt, und von Bastia, S. Fiorenzo und Algajola geschahen glückliche Ausfälle, die den Korsen großen Nachteil zufügten. Während dieser Unfälle hielt Theodor, der vielen schon ganz verloren dünkte, mit großer Geisteskraft seinen Mut aufrecht und vertröstete seine Freunde auf nahe Hilfe. Wirklich kam gegen Ende des Juni zu Isola Rossa für ihn ein Schiff an, welches zwar keine Truppen, aber vier achtpfündige Kanonen mit allem Schießbedarf, fünfhundert Flinten und

viele andre Gegenstände überbrachte. Zu gleicher Zeit trafen von Kadix bedeutende Wechsel für ihn ein. Hierdurch gestärkt, erschien Theodor schnell wieder im Kriegsfelde. Er schlug bei Zilia im Bezirk von Balagna eine feindliche Schar von 1800 Mann, drei Tage darauf bei Isola Rossa eine andre, die 2000 Mann stark war, auch nahm er den Genuesern zwei Schiffe weg, die sie in der Eile zurücklassen mußten, und auf welchen sich eine Kriegskasse und fünfzig Fässer Pulver fanden. Ein Hauptgefecht fand im Juli bei Furiani statt, wohin die Genueser mit 1500 Mann aus Bastia vorrückten, Theodor warf aber den Feind nach einem hitzigen Gefechte von mehreren Stunden bis unter die Mauern von Bastia zurück.

Theodor fühlte, daß alles auf die Einnahme von Bastia ankäme, und zu dieser verschwand jede Aussicht. Der Eifer der Korsen, welche den Fall von Bastia nicht erfolgen und ebensowenig die verheißene Hilfsmacht erscheinen sahen, erkaltete sichtbar, die Häupter wurden verlegen, das Volk murrte und klagte laut. Die genuesischen Einflüsterungen, die man anfangs verächtlich zurückgewiesen, wurden jetzt begierig aufgenommen, man trug sich mit den nachteiligsten Gerüchten, viele Korsen fingen an, sich zu schämen, das Spiel eines gemeinen Betrügers zu sein, den sie unbesonnen zu ihrem Fürsten gemacht. Unter diesen Umständen fand Theodor angemessen, durch eine große Staatshandlung sein wankendes Ansehn neu zu befestigen. Er berief eine allgemeine Consulta auf den 2. September nach Casacconi, wo die Abgeordneten aller Bezirke, die nicht in genuesischen Händen waren, sich einfanden. Hier sprach er mit Beredsamkeit von seinen bisherigen Erfolgen, seinen künftigen Hoffnungen, ermahnte zur standhaften Ausdauer im Kampfe für die Freiheit, im Vertrauen auf das selbstgewählte Oberhaupt, erneuerte seine Versprechen und wiederholte seine Zusicherungen wegen nah bevorstehender Truppenhilfe. Die

Abgeordneten waren aber so übel gestimmt, daß seine Rede von geringer Wirkung blieb, sie erhoben vielmehr Zweifel gegen seine Versicherung und warfen ihm in beleidigenden Ausdrücken vor, daß er sie schon seit mehreren Monaten durch Täuschungen hinhalte. Man sprach davon, ihm den Gehorsam aufzusagen, und nach unangenehmen Erörterungen und heftigen Streitigkeiten endigte die Versammlung damit, daß Theodor freiwillig erklärte, wenn mit dem Ende des Oktobers die versprochene Hilfsmacht nicht einträfe, wolle er der Königswürde entsagt haben.

Auch von diesem niederbeugenden Vorgange ließ Theodor sich nicht aus der Fassung bringen. Er begab sich nach Portovecchio, wo er mehrere Befestigungen des Hafens anordnete und häufig mit Fernröhren auf das Meer hinaussah, ob die versprochene Hilfe noch nicht erschiene. Auch bereitete er große Briefschaften an Könige, Minister und andre bedeutende Personen. Seine Gegner sahen in allem diesen nur eitle Vorspiegelungen, doch waren sie es nicht ganz; er hatte allerdings gegründete Hoffnungen, wenn auch nicht in dem Maße und nicht von den Mächten, wie er die Menge glauben ließ. Um indes die Korsen mit neuen Dingen zu beschäftigen und zugleich die Mittel seines Einflusses zu vermehren, eilte er, den Artikel des Wahlvertrags in Ausführung zu bringen, der die Errichtung eines korsischen Adels vorschrieb. Er hatte den Charakter der Korsen schon hinlänglich kennengelernt, um hoffen zu dürfen, durch Verleihung von Titeln und Würden ihre Anhänglichkeit noch auf einige Zeit zu fesseln. Er begab sich demnach, begleitet von einer starken Leibwache, denn schon wagte er nicht mehr, ohne diese zu erscheinen, von Portovecchio nach Sartene und stiftete daselbst am 16. September einen neuen Ritterorden, den er den Orden der Befreiung nannte. Der König war Großmeister, dem die Komture und Ritter den Eid der Treue schwuren. Sie sollten den Adel des Landes

bilden und außerordentliche Vorrechte genießen. Als Ehrenmitglieder durften auch geeignete Personen des Auslandes aufgenommen werden. So groß war die Begierde nach dieser neuen Auszeichnung, daß der Orden in kürzester Zeit vierhundert Mitglieder zählte, deren jedes bei der Aufnahme tausend Skudi erlegen sollte, die jedoch den Eingebornen meist erlassen und nur von den Fremden bezahlt wurden, deren zahlreicher Zutritt eine ansehnliche Geldhilfe brachte, welche Theodor großenteils zur Unterstützung der unbemittelten korsischen Ritter anwandte. Viele der Ordensritter erhielten zugleich die Titel von Grafen und Marchesen, die sich zum Teil noch lange nachher behauptet haben.

Seine Truppen siegten wieder in mehreren Scharmützeln, und unvermutet kam nun auch sein Vetter Drost mit Waffenvorräten aller Art und vieler Barschaft an. Seine Haupthoffnung beruhte jedoch auf den Freunden in der Levante, von denen Rakoczy zwar inzwischen gestorben, aber Bonneval noch in voller Tätigkeit stand und ihm Truppen aus Albanien verhieß, deren Erwartung seine Ungeduld aufs höchste spannte. Ein entscheidender Schlag wurde in der Tat mit jedem Tage notwendiger. Die Genueser, im Besitz von Bastia, S. Fiorenzo, Ajaccio und anderen Hauptorten an der Küste, waren zwar in diese Plätze meistens wieder eingeschlossen, allein ihre bloße Anwesenheit war genug, um die Insel in beständiger Unruhe zu erhalten. Die Verstimmung gegen Theodor dauerte nicht nur fort, sondern nahm in manchen Bezirken zu. Die Einnahme von Bastia, die völlige Vertreibung der Genueser oder die Erscheinung bedeutender Hilfsmacht hätte diese Gärung völlig niedergehalten, aber da nichts von dem allen erfolgte und Theodors Ansehn immer mehr zusammensank, so war ein Ausbruch unvermeidlich. In den Bezirken von Rostino und Orezza erhob sich eine mächtige Partei, die weder von Genua noch von Theodor mehr hören wollte, sondern das Heil des

Vaterlandes auf eignen Wegen zu suchen dachte. Kaum erfuhr Theodor dieses Unternehmen, dessen ganze Gefahr er einsah, als er in heftigem Zorn die letzten Kräfte seines Ansehns zusammenraffte, jene Verbündeten sämtlich für Verräter und Empörer erklärte und an der Spitze der ihm verbliebenen Truppen gegen Orezza anrückte. Sie wurden aber völlig geschlagen; flüchtig mit wenigen Getreuen, sah Theodor von nun an sogar sein Leben bedroht, neben den genuesischen Dolchen hatte er jetzt auch die korsischen zu fürchten.

In dieser Lage der Dinge erhielt Theodor endlich Nachricht aus der Türkei, daß die Pforte, mit dem Kriege gegen Rußland vollauf beschäftigt, jetzt nichts für ihn zu tun vermöge, und gleich darauf die andre Nachricht, daß ein Regiment von 2000 Albanesern, die für ihn in Dienst genommen waren, durch ihren Anführer, einen berühmten Parteigänger namens Kurafa, in Hoffnung besseren Gewinnes dem Könige von Neapel zugeführt worden. Dieser letzte Schlag erschütterte Theodors standhaften Mut, er selbst gab nun alle Hoffnung auf, sich länger in seiner Rolle zu behaupten. Die Sache der Korsen erschien verzweifelt, noch mehr aber die seinige. Jeden Augenblick war ein allgemeiner Aufstand zu fürchten. Die Bande des Gehorsams waren längst gelöst, alles ging einer wilden Verwirrung entgegen. Theodor sah keine Rettung mehr und beschloß, von Korsika zu scheiden.

Sein Glück hatte ihn verlassen. Er mußte weichen. Aber nicht als ein feiger Flüchtling, nicht insgeheim wollte er davongehen, sondern öffentlich und mit Würde sollte sein Abschied sein und ihm jede Zukunft offenlassen. Demzufolge berief er, trotz aller Abmahnung seiner Freunde, die seinen Tod dabei als gewiß ansahen, eine allgemeine Consulta nach Sartene und erschien am 5. November mitten in der Versammlung. Er kündigte der Versammlung mit

stolzem und zürnendem Tone an, daß er sich auf einige Zeit entfernen würde, um die ausbleibenden Hilfstruppen bei den Mächten, die sie ihm zugesagt, persönlich anzufordern. Das Reich sollte während seiner Abwesenheit durch ausgewählte Vorsteher verwaltet werden. Er ermahnte sie alle, treu und fest in ihrer Pflicht zu beharren, und warnte sie vor den Folgen ihrer Gesetzlosigkeit, ihrer Empörungen und Zwietracht. Seine starke Rede brachte eine außerordentliche Bewegung hervor, die Zuhörer waren gerührt, betreten; weit entfernt, ihn zu bedrohen, nahten sie ihm voll Ehrfurcht und drangen mit Bitten und Beteuerungen in ihn, sie nicht zu verlassen. Theodor jedoch, durch diese Stimmung des Augenblicks befriedigt, aber nicht geblendet, beharrte bei seinem Entschluß. Eine Verordnung, gegeben zu Sartene am 10. November, setzte die Zwischenregierung ein, welche das Reich verwalten sollte. Am folgenden Morgen verließ Theodor Sartene und ging nach Aleria, wo er eine provenzalische Tartane bestieg und sofort nach Livorno unter Segel ging.

Theodor stieg hier als Abbate verkleidet ans Land und begab sich bald nach Florenz. Eine Unterredung mit dem Großherzoge Johann Gaston von Toskana, den er um Hilfe für Korsika ansprach, blieb ohne Erfolg. Er wandte sich hierauf nach Rom, dann nach Turin, immer Verkleidung und Namen wechselnd, weil die Genueser ihm überall nachstellten. Die italienischen Höfe, deren einige feindlich genug gegen Genua standen, wagten in ihren eingeschüchterten Verhältnissen kein selbständiges Auftreten, Frankreich schien sich für Genua erklären zu wollen, die andern Mächte hielten sich zurück, auf Konstantinopel war nicht zu rechnen, aus Tunis kamen ungünstige Nachrichten, in Marokko sank mit Ripperdas Einfluß eine große Stütze, überdies hatte die Verbindung mit den Türken und Afrikanern auch in Korsika manches Ärgernis gegeben. Theodor verließ Italien, wo seine Geld-

mittel sich bald erschöpften und Gläubiger und Feinde ihn verfolgten, und ging nach Paris. Hier wurde er trotz seiner Verkleidung sogleich erkannt, die Regierung ließ ihm Gefangenschaft androhen, wenn er sich nicht entfernte, und ein Genueser schoß auf offener Straße eine Pistole in seinen Wagen ab, doch ohne ihn zu treffen. Der doppelten Gefahr weichend, eilte Theodor, indem er glauben ließ, er gehe nach Marseille, mit schnellen Pferden nach Rouen und bestieg ein Schiff nach Amsterdam. Hier wurde er erkannt und sogleich einem seiner Gläubiger verraten, der ihn wegen einer Wechselschuld von 5000 Gulden am folgenden Morgen verhaften ließ. Vergebens bot er Sicherheit durch einen Wechsel von 30000 Gulden, den er in Seeland auf Amsterdam erhalten. In dieser Not, da alle Hilfsmittel vergeblich schienen, verließ ihn seine persönliche Überlegenheit nicht. Er berief seine Gläubiger und einige andre Bekannte zu einer Unterredung, und so groß war die Macht seiner Beredsamkeit, so eindringend die Kraft seiner Vorstellungen, daß acht angesehene Kaufleute zusammentraten und ihn durch ihre Bürgschaft nicht nur aus dem Verhaft befreiten, sondern auch für seine weiteren Schritte mit neuen Geldsummen unterstützten. Die Genueser hatten inzwischen von Holland vergebens seine Auslieferung verlangt, ihre unermüdeten Nachstellungen zwangen ihn jedoch zu fernerer Verborgenheit.

Die Republik Genua versäumte unterdes kein Mittel, um den Sachen in Korsika eine andre Wendung zu geben. Durch rastlose Bemühungen brachte sie es dahin, daß ihr durch eine Erklärung der Höfe von Wien und Versailles der Besitz von Korsika zugesichert wurde. Weitere Verhandlungen bewirkten endlich die Zusage Frankreichs, eine bedeutende Truppenmacht nach Korsika zu senden, wofür die Republik eine erste Zahlung von 700000 Lire und eine zweite von zwei Millionen versprach. Die

Theodor von Neuhof verläßt als Mönch verkleidet Korsika

Nach einem Kupferstich von Werner

korsischen Häupter, nicht wenig bestürzt durch diese Nachricht, wandten sich mit dringenden und beredten Vorstellungen an den Französischen Hof, teilten ihm ihre Beschwerden mit und baten um Schonung und Schutz. Die Genueser ihrerseits machten gerade jetzt neue Vergleichsvorschläge, die durch ihre Billigkeit neben den Drohungen Frankreichs ein doppeltes Gewicht erhielten. Die Korsen, welche sich in der Erwartung, daß Theodor mit dem offenen Beistand einer großen Macht zu ihnen wiederkehrte, fortwährend getäuscht sahen, waren bald geneigt, auf die genuesischen Vorschläge einzugehen und, auf ihre Unabhängigkeit verzichtend, wenigstens ihre Unterwerfung an leidliche Bedingungen zu knüpfen. Schon glaubten sich die Genueser ihrer Sache gewiß, als ein Schreiben Theodors aus Amsterdam vom 21. Oktober plötzlich die ganze Stimmung veränderte. Er äußerte Zweifel, daß der König von Frankreich zur Herstellung der grausamen Gewaltherrschaft Genuas seine Truppen nach Korsika senden werde, wenn aber gleichwohl, was Gott verhüten wolle, der Fall einträte, so bliebe den Korsen reiflich zu überlegen, was ihnen zum Heil gereiche; wollten sie unter das Joch der Genueser zurückkehren, so habe er ihrem Geschicke fernerhin nur Tränen zu widmen, wollten sie aber, wie er hoffe und vertraue, ihre Freiheit standhaft verteidigen, so werde er baldigst mit starker Hilfsmacht in ihrer Mitte sein. Unglaublich war der Eindruck, den dieses Schreiben machte; in einer allgemeinen Consulta wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, Theodors Wahl unerschütterlich zu behaupten. Der neue Eifer bewährte sich durch die Tat, der Kampf begann zu Wasser und zu Lande mit verstärkter Wut.

Theodors nie rastende Tätigkeit wurde durch jene Vorgänge noch feuriger belebt. Zwar dünkte ihn die Lage der Dinge für seine Wiederkehr nach Korsika noch nicht reif, die Verhältnisse in Holland, auf welchen seine ganze Kraft beruhte, und die zahllosen Verbindungen und Hoff-

nungen, die er unaufhörlich bearbeitete, bestanden größtenteils nur durch seine wirksame Gegenwart. Desto unermüdeter und unerschöpflicher war er in Betreibung neuer Hilfsmittel und Absendung von Waffen und Vorräten.

Theodor hatte seine Anstrengungen in Holland zu einem bedeutenden Erfolge gebracht. Von einem Ausfluge nach Deutschland, wo er Offiziere und Soldaten geworben, war er zurückgekehrt und betrieb nun seine eigne Abreise nach Korsika. Eine Gesellschaft angesehener Kaufleute, unter welchen namentlich die reichen jüdischen Häuser Luca Boom Tronchain und Neuville angeführt werden, hatte ihm ihre Hilfsquellen eröffnet und ihn instand gesetzt, jene bedeutenden Sendungen zu machen. Jetzt bewilligten sie zu einer Hauptunternehmung fünf Millionen Gulden, wogegen Theodor ihnen den ausschließlichen Handel mit Korsika zugestand und zur Sicherung die Häfen von Portovecchio und Ajaccio versprach. Man hatte die Generalstaaten von Holland in Verdacht, an der großen Ausrüstung, welche nun erfolgte und die Welt in Erstaunen setzte, nicht geringen Anteil zu haben. Mit einem Geschwader von drei Kriegsschiffen und mehreren Transportschiffen, unter holländischer Flagge, erschien am 13. September 1738 endlich Theodor selbst zum zweitenmal vor Aleria. Noch vom Schiffe sandte er einen Adjutanten mit einem Schreiben an die Reichsverweser nach Corte. Er benachrichtigte sie von seiner Ankunft und seinen Hilfsmitteln, diese würden noch größer sein, sagte er, wenn nicht der Sturm einen Teil seiner Schiffe zerstreut hätte; indessen wolle er nicht das Land betreten, bevor die Korsen ihm ihre Entschlüsse mitgeteilt, ob sie gesonnen wären, ihn als ihren König zu behaupten. Bald aber war das Meeresufer mit Volk erfüllt, das ihn zu sehen wünschte, und Einladungen bestürmten ihn, das Land zu betreten. Seine mitgebrachten Vorräte setzten alle in Erstaunen, sie waren in der Tat für Korsika ungeheuer, man zählte zwölf

vierundzwanzigpfündige und zwölf zwölfpfündige Kanonen, drei achtzehnpfündige Feldschlangen, 6000 Flinten, 1300 große Musketen, 2000 Bajonette, 2000 Paar Pistolen, 180000 Pfund Pulver, Blei, Eisen und Kriegsgeräte aller Art, dazu eine Menge Uniformen, Schuhe und achtzig Kisten eignes Gepäck. Minder groß war sein Gefolge, es bestand nur aus zwanzig Personen, worunter einige Offiziere. Der Beistand einer großen Macht schien bei solchen Mitteln dennoch unzweifelhaft, und die Vermutungen fielen teils auf Spanien, teils auf Holland.

Ungeachtet der großen Freudenbezeigungen des Volks und dessen entschiedener Zuneigung, blieb Theodor, durch das Ausbleiben der Antwort von seiten der Häupter, in beunruhigender Ungewißheit über seine Lage. Am Tage verweilte er zwar am Lande, aber jeden Abend kehrte er zum Schiffe zurück und schlief an Bord. Doch hier gerade war die Gefahr eines heimlichen Anschlags, den er meiden wollte, für ihn am größten. In der Nacht des dritten Tages nach seiner Ankunft konnte er, gegen seine Gewohnheit, nicht schlafen, kaum hatte er die Augen geschlossen, so fuhr er plötzlich aus dem Schlummer auf und empfand eine Unruhe, als stünde ihm ein Unheil bevor. Nach mehrmaligem Versuche wieder einzuschlafen, erwachte er aufs neue und mit so heftiger Bewegung, daß er sich getrieben fühlte, aufzustehen. Er weckte zwei Bediente und ging auf dem Verdecke spazieren, wo er bei dem Kapitän des Schiffes noch Licht bemerkte. Er machte demselben einen Besuch und fand ihn ganz angekleidet, zugleich aber ganz bestürzt und außer Fassung. Theodor sah ihm scharf ins Auge und beschuldigte ihn der Verräterei; sogleich stürzte der Kapitän zu seinen Füßen und bekannte, daß die Genueser mit Versprechung großer Summen ihn gedungen hätten, die Pulverkammer anzuzünden und das Schiff mit Theodor auffliegen zu lassen. Theodor verurteilte ihn zum Tode und ließ ihn morgens

am Mastbaum aufhängen. Diese wunderbare Rettung erschien dem Volk als eine unmittelbare Fürsorge des Himmels. Man erzählte, die heilige Julia, Beschützerin von Korsika, sei ihm in jener Nacht erschienen und habe ihm die Gefahr angezeigt. Aus nahen und fernen Bezirken kamen seine Anhänger, Abtrünnige, die bei den Genuesern gedient, flehten seine Verzeihung an, alle erneuerten ihm ihre Huldigung, ihre Treuschwüre. Er beschenkte alle, die ihm nahten, den einen gab er Geld, den andern Waffen, Pulver, Bekleidung.

Es kam hauptsächlich darauf an, einen festen Platz und sicheren Seehafen zu gewinnen. Theodor richtete sein Augenmerk auf Ajaccio und beschloß, diesen Platz von der Land- und Seeseite sogleich anzugreifen. Schon waren die Anstalten getroffen, allein gehäufte Unglücksfälle schlugen plötzlich seine ganze Hoffnung nieder. Französische und genuesische Kriegsschiffe nahmen an der Küste acht Fahrzeuge weg, welche ihm neue Unterstützung zuführten. Der härteste Schlag folgte nach: seine drei Hauptschiffe, von welchen die Kriegsvorräte noch nicht ans Land geschafft waren, lichteten die Anker und segelten nach Neapel. Der Kapitän war von den Kaufleuten in Amsterdam beauftragt worden, für seine Ladung korsische Erzeugnisse in Empfang zu nehmen, und da Theodor manche Gegenstände ausladen ließ, ohne daß zu dem versprochenen Ersatz irgendeine Aussicht erschien, so hatte jener vorgezogen, seine Ladung in Sicherheit zu bringen. Das Unglück war geschehen, und Theodor sah sich in dem Augenblick, da er ihrer am meisten bedurfte, aller Mittel beraubt. Theodor, hilflos und verlassen, jeden Augenblick in Gefahr, das Opfer irgendeines Verrats zu werden, hatte keine Wahl mehr, er mußte seinem Reiche nach kurzem Wiedersehen abermals den Rücken wenden. So schnell war die glänzende und staunenswürdige Ausrüstung, deren Betrieb jahrelange Arbeit ge-

kostet, und an welche sich die stolzesten Hoffnungen geknüpft, am Ziele selbst gescheitert und vernichtet.

Theodor kam auf einer korsischen Feluke gegen Ende November zu Neapel an, wo der holländische Konsul ihn bei sich aufnahm. Hier wurde er am 2. Dezember durch eine Abteilung Grenadiere verhaftet und in festen Gewahrsam nach Gaeta abgeführt. Die Genueser frohlockten bei dieser Nachricht und stellten Freudenfeuer und andre öffentliche Lustbarkeiten an; doch zu voreilig, wie sich bald ergab. Denn nach wenigen Tagen wurde er wieder in Freiheit gesetzt, doch mit dem Beding, das Königreich Neapel zu verlassen; er begab sich hierauf, bis zur Grenze des Kirchenstaats von einer neapolitanischen Reiterbedeckung ansehnlich begleitet, nach Terracina, wo er sich auf einem schwedischen Kauffahrer einschiffte und mit diesem, der sogleich seine Flagge veränderte, sich den Augen der Nachforschenden, man wußte nicht wohin, entzog. In neue Irrfahrten geworfen, teilte sich seine Anstrengung in das wechselvolle Bemühen, bald für sich selbst Verborgenheit, bald für Korsika neue Wirksamkeit zu suchen. Man wollte ihn im Laufe des Jahres 1739 abwechselnd in Livorno, in Rom, in Venedig gesehen haben, ja selbst in Tunis sollte er gewesen sein, jedoch war er zuverlässig am Ende des genannten Jahres, und vielleicht schon viel früher, in Holland, der bequemsten Stätte für seine Tätigkeit und Sicherheit.

Immer tätig, an dem Vergangenen festhaltend, auf die Zukunft hinarbeitend, in rastlosem Verkehr mit allen Betriebsamkeiten der kleinen und großen Welt, führte er ein unstetes, geheimnisvolles Leben. Er hatte Holland schon wieder verlassen und im Anfange des Jahres 1740 Venedig besucht, im Februar desselben Jahres aber sich in Köln am Rhein aufgehalten, wo er eine Zeitlang im Deutschen Hause bei dem Großkomtur des Deutschen Ordens, Freiherrn von Drost, heimlich gewohnt. Er empfing hier eine Menge

Briefe, auch schrieb er selbst unablässig. Mit Geldmitteln schien er reichlich versehen. Im Dezember des Jahres 1741 zeigte er sich in Chur bei seinem Freunde, dem General von Salis, wo er bei Gastmahlen, welche dieser den fremden Gesandten gab, unter dem Namen eines englischen Lords erschien. Die bedeutenden Zwischenzeiten dieser einzelnen Erscheinungspunkte liegen größtenteils im Dunkeln.

Inzwischen war im Oktober 1740 Kaiser Karl VI. gestorben und durch dieses Ereignis ganz Europa in Bewegung gebracht. Alle Mächte rüsteten sich zum Angriff oder zur Verteidigung des von dem Kaiser hinterlassenen, auf seine Tochter Maria Theresia übergehenden Staatenvereins. Spanien, Preußen, Bayern und Sachsen machten Ansprüche an die Erbschaft und wurden von Frankreich darin unterstützt. England und Österreich standen auf der Gegenseite, der sich späterhin mehrere Verbündete anschlossen. Theodor begab sich nach London, um die günstigen Verhältnisse, welche der Krieg zwischen Frankreich und England für seine Zwecke darbot, bei dem großbritannischen Hofe persönlich anzusprechen und zu bearbeiten. Seine Vorschläge, die Insel Korsika dem Einflusse Frankreichs und der Herrschaft Genuas für immer zu entreißen und unter dem Schutze Großbritanniens als eignen Staat zu behaupten, fanden bei den englischen Ministern guten Eingang, doch trugen diese Bedenken, mit ihm selbst amtliche Verhandlungen anzuknüpfen. Sie ließen ihm daher einstweilen nur Hilfe und Vorschub versprechen, ohne vor der Welt seine Sache förmlich vertreten zu wollen. Theodor ließ es jedoch bei diesem Versuche, seiner Sache durch die englische Regierung neuen Schwung zu geben, nicht bewenden, sondern bewog zugleich eine Gesellschaft englischer Kaufleute, ihm gegen das Versprechen künftiger Vorteile und ausschließlicher Vorrechte im Handel mit Korsika ansehnliche Unterstützung an Waffen und Geld zu verabfolgen, wobei die

Gunst und Teilnahme der Minister für jene schon größere Sicherheit gewährte.

So aufs neue ausgestattet mit reichen Hilfsmitteln und Aussichten, ging Theodor gegen Ende des Dezember im Jahre 1742 auf einem englischen Linienschiffe von siebzig Kanonen unter Segel und kam am 7. Januar 1743 glücklich in Livorno an. Er machte in Livorno die Bekanntschaft des österreichischen Generals Breitwitz und hielt demselben vor, welch wesentliche Vorteile für die Königin von Ungarn daraus entstehen würden, wenn sie die korsische Unternehmung begünstigte; vor allem aber versprach er, was in den damaligen Kriegsbedrängnissen allerdings wichtig sein mußte, die österreichische Hilfe dadurch zu vergelten, daß er die Korsen verpflichten würde, die Waffen für Österreich zu führen. Die Truppen, die man ihm, für kurze Zeit nur, zu vertrauen hätte, würden gleichsam eine Werbmannschaft sein, die viele Tausend tapfre Krieger jenes mutigen Volkes für die österreichischen Fahnen abzuholen käme. Der deutsche General, anfangs abgeneigt, war bald völlig einverstanden mit Theodors Ansichten; ganz durchdrungen zuletzt von den angebotenen Vorteilen, eilte er selbst nach Florenz, um dem Hofe — der Gemahl Maria Theresias, Franz Stephan von Lothringen, war seit dem Jahre 1737 Großherzog von Toskana — die gemachten Anerbietungen mitzuteilen, sehr betroffen, dieselben nur sehr kalt aufgenommen und endlich ganz abgelehnt zu sehen. Theodor fand sich hierdurch auf den Beistand zurückgewiesen, den ihm die Engländer gewähren mochten, und mußte mit diesen sein Heil versuchen. Der englische Vizeadmiral Matthews, welcher sich mit einem ansehnlichen Geschwader auf der Reede von Livorno befand, unterrichtet von Theodors Verhältnissen in London, noch mehr aber gewonnen durch Theodor selbst, gab ihm ein Kriegsschiff, auf welchem er mit einem Gefolge von Korsen, die

sich in Livorno ihm angeschlossen, am 30. Januar 1743 vor Isola Rossa anlangte. Eine Menge Volks befand sich am Ufer, als Theodor ans Land trat, und begrüßte ihn mit Jubelgeschrei als ihren König, Vater, Befreier. Er teilte Waffen, Pulver und einiges Geld aus, begab sich dann wieder an Bord und erließ von hier aus ein Manifest, welches in vielen Abdrücken über die Insel verbreitet wurde.

Es kamen Abgeordnete aus den nächsten Gegenden zu Theodor und erkundigten sich nach den näheren Umständen seiner Wiederkehr, besonders wünschten sie Auskunft, welches die Mächte seien, auf deren Beistand er sich berufe, und deren Schiffe und Truppen er ankündige. Seine Antwort, es seien der Mächte verschiedene, und die Truppen würden unfehlbar kommen, ohne daß er sie näher angab, überzeugte die Korsen, daß er auf keine Macht rechnen könne und ihnen nur aufs Geratewohl verspreche, was er selbst kaum hoffe erfüllt zu sehen. Hierauf ließ alle Beeiferung nach. Nachdem er noch eine Zeitlang an der Küste verweilt, kehrte Theodor, sehend und doch nicht glaubend, daß seine Rolle hier ausgespielt sei, auf dem englischen Schiffe nach Livorno zurück. Nach diesem dritten Scheiden sah er die Insel nicht wieder.

Die Genueser, voll Ingrimm, diesen verhaßten Feind immer aufs neue wieder auftreten zu sehen, setzten auf seinen Kopf einen Preis von 4000 Kruzaden und verfolgten ihn überall, wo sie seine Spur entdeckten, durch öffentliche und geheime Werkzeuge mit heftigstem Eifer. In Florenz, in allen italienischen Staaten, hatte Genua gegen Theodor geheime Kundschafter aufgestellt. Auch erscholl bald, vielleicht durch seine eigne Veranstaltung, das Gerücht von seinem Tode; einmal hieß es, er sei durch Gift aus der Welt geschafft, dann wieder, er sei zu Livorno beim Ausgang aus dem Schauspiel ermordet worden. Nachdem er sich einige Monate in Livorno und Florenz glücklich verborgen

gehalten, wurde er im Mai in letzterer Stadt gewarnt, daß abgeschickte Leute von Genua ihm auf der Spur seien und man ihn daselbst, wenn die Republik seine Auslieferung verlange, nicht schützen könne. Er suchte daher eine neue Freistätte und verbarg sich eine Zeitlang bei einem Pfarrer in Cigoli, fand aber auch hier seines Bleibens nicht, und von Gefahr zu Gefahr in wechselnder Zuflucht herumirrend, gelangte er endlich noch glücklich genug nach London.

Im folgenden Jahre finden wir ihn schon wieder unterwegs. Im März 1744 wurde er auf der Durchreise nach Italien in Augsburg gesehen; sein Gefolge bestand aus sechs Personen, er selbst aber war als Dominikanermönch verkleidet. Allen Gefahren trotzend, erschien er wieder in Toskana und suchte durch Boten und Briefe nach Korsika zu wirken.

Seltsam genug, erschien ihm in diesem Jahre noch unvermutet ein Nachahmer und Nebenbuhler. Der Graf von Beaujeu, ein französischer Offizier, fand Theodors Rolle, wie traurig sie auch sein mochte, noch reizend genug, um darin mit ihm zu wetteifern. Er machte sich einige Anhänger unter den Korsen, suchte Hilfe in Algier und Tunis und wollte eben an der Spitze seiner Unternehmung hervortreten, als die ganze Sache an Genua verraten wurde und für den Grafen von seinem großen Plane kein weiteres Ergebnis blieb, als der Spott und das Lachen seiner Landsleute.

Aufmerksam auf jede Bewegung, immer bereit, den dargebotenen Vorteil zu ergreifen, und unermüdet in Erweckung neuer Glücksfälle, beharrte Theodor standhaft auf seinem Posten in Italien, solange der Zustand von Korsika noch Gelegenheit gab, unvermutete Entwicklungen zu hoffen. Vielfacher Wechsel erging in kurzer Zwischenzeit über die beklagenswerte Insel. Der König von Sardinien erklärte sich zum Beschützer der Korsen und erregte sie zu neuem Aufstande gegen Genua. Die Engländer beschossen Bastia,

Der

Träumende Theodor,

oder

Vollkommene Abschilderung

des mit Glück und Unglück streitenden

Corsischen Königes,

Baron

Theodor Anthons

von Neuhoff,

und seines vermeinten Königreichs,

der rebellischen Insel CORSICA.

Aus beglaubtesten Nachrichten und Documenten
zusammen getragen,
besonders aber aus eigener Erfahrung,
durch die Feder, eines, in des Theodors Kriegs-
Diensten eine Zeit lang gestandenen Thüringers,
unpartheyisch beschrieben,
und mit saubern Kupfern
zum Druck befördert.

Franckfurt und Leipzig 1744.

Titelblatt eines zeitgenössischen Buches über Theodor von Neuhof

österreichische und piemontesische Truppen landeten, um Korsikas Freiheit gegen Genueser und Franzosen zu verteidigen. Eingetroffen waren endlich alle Verheißungen Theodors, der erklärte Beistand großer Mächte, die Erscheinung zahlreicher Hilfstruppen, nichts fehlte, was seine und der Korsen Sache glänzend erheben und dauernd stützen konnte, nie hatte sein Stern, so schien es, herrlicher geleuchtet. Aber dieser leuchtende Stern war nicht mehr der seine! Was er jahrelang mit heißen Wünschen und rastlosen Anstrengungen vergebens erstrebt und gehofft, trat jetzt, ohne sein Zutun, als Frucht der Umstände von selbst ein, aber, wie ohne sein Zutun, so auch ohne seinen Gewinn. Vergebens war er bemüht, in die Ereignisse einzudringen, seine Sache damit zu verflechten, am Erfolg mitzuwirken; die Mächte hielten seine Ungeduld mit allerlei Vorwänden hin, man bedurfte seiner nicht und fürchtete, durch ihn beim künftigen Frieden in Verlegenheit zu kommen. Die Engländer taten für ihn noch am meisten, ihn aber, wie er wünschte, nach Korsika überzusetzen, lehnten sie ab, weil die Verbündeten sich entschieden dagegen erklärt hatten. Die Königin von Ungarn war ihm abhold wegen seiner früheren Einverständnisse mit der Pforte, der König von Sardinien wünschte nicht, daß Korsika ein selbständiger Staat würde. Theodor empfand den tiefsten Schmerz über die Aufschlüsse, die ihm durch so bittere Erfahrung zuteil wurden, eine Gelegenheit, wie sie nie zu hoffen gewesen, noch je sich erneuen konnte, war für ihn nutzlos vorbeigegangen und jahrelange Arbeit und Erwartung vergeblich gemacht. Er verließ Toskana, wo ihm durch die Kriegsverhältnisse bisher wenigstens ein sichrer Aufenthalt gewährt gewesen, und begab sich im August des Jahres 1747 nach Holland. Hier brachte er den Winter zu, machte dann im März 1748 wieder eine Reise nach Deutschland, wo er in Bonn, Köln und mehreren Orten Westfalens ge-

sehen wurde. Er hielt seinen Aufenthalt meistens geheim und wechselte ihn beständig.

Von Amsterdam, wo er sich wieder eingefunden hatte, ging er im Juli des Jahres 1749 nach England, und hier sollten seine Irrfahrten endlich ein Ziel finden, jedoch kein erwünschtes. Der Friede von Aachen hatte die Kriegsstürme beigelegt, und die Mächte waren untereinander ausgesöhnt, nur Theodor blieb das preisgegebene Ziel der bittersten Feindschaft. Zwar hatte der König von England ihm einen Sicherheitsbrief erteilt und das Gesuch der Genueser um seine Auslieferung abgewiesen, aber Gastaldi, der genuesische Resident in London, wußte bald andren Rat zu finden. Er suchte Theodors Gläubiger auf, deren es überall genug gab, und reizte sie zur äußersten Strenge gegen ihren Schuldner, ja er benutzte dessen Not, um durch vertraute Mittelspersonen ihm gegen Wechsel neue Darlehen zuzuwenden. Kaum war Theodor einige Monate in London, als das Ungewitter ausbrach; einige Gläubiger, die er nicht befriedigen konnte, ließen ihn im September auf einem Landhause verhaften und durch einen Gerichtsboten in das Gefängnis der Kingsbench bringen. Doch schaffte er noch Aushilfe und wurde gegen Bürgschaft gleich wieder aus der Haft entlassen. Nun aber rückte Gastaldi mit immer stärkerem Andrange nach, und Theodor, die Gefahr ahnend, hielt sich in verborgener Eingezogenheit. Sein Aufenthalt wurde jedoch bald erspäht, er selbst durch falsches Vorgeben, daß ein Herr vom Hofe ihn zu sich berufe, hervorgelockt und im Dezember aufs neue in Verhaft gebracht. Die Summe seiner Schulden belief sich auf 15000 Pfund Sterling, doch die schlimmste Schuld, welche seine Wiederverhaftung zunächst veranlaßte und deren lange Dauer bestimmte, soll nicht mehr als 450 Pfund betragen haben. Seine Versuche, die Gläubiger zu einem Vergleiche zu bewegen, scheiterten an dem Bemühen seiner Feinde.

Theodor hielt sich im Gefängnisse während der ersten Jahre noch ganz stattlich und empfing zahlreiche Besuche, die er sogar bewirtete. Er selbst ging bisweilen in Gesellschaft eines Wächters aus, um seine Geschäfte zu besorgen, ein mißlungener Versuch zu entkommen zog ihm aber strengere Aufsicht zu. In allem Unglück zeigte er immer neue Hoffnung und Zuversicht. Bald sollten reichbeladene Schiffe aus Ostindien für ihn ankommen, bald die Korsen ihn durch Tilgung seiner Schulden auslösen. Unter den zahllosen Entwürfen, mit denen er sich beschäftigte, war auch die Aufsuchung der Mittel, durch welche die im Meere verlorenen Schätze sich wieder heraufholen ließen. Inzwischen nahmen seine Hilfsquellen mehr und mehr ab, und zu den Bedrängnissen, welche er in dieser Hinsicht empfand, gesellte sich Krankheit und der Verlust des einen Auges.

Lange schon war in England die Klage laut geworden über den schlechten Zustand der Gefängnisse und besonders über die enge und ungesunde Einrichtung des Hauses, in welchem Theodor gefangensaß. Das Parlament nahm endlich diese Angelegenheit in Beratung, und das Haus der Gemeinen ernannte einen Ausschuß, der am 27. Mai 1752 mehrere Gefangene selbst vernehmen wollte. Unter den Vorgeladenen war auch Theodor, und eine große Menge Zuschauer hatte sich eingefunden, um den merkwürdigen Mann zu sehen. Er trat mit Mut und Anstand auf und hielt eine heftige Rede voll bittrer Beschwerden über die Behandlung, die ihm in England widerfahren. Er berief sich auf seinen Rang und seine Würde, er sprach von den Verbindungen, die man mit ihm eingegangen sei, und von den Geldforderungen, die er zu machen habe. Hierdurch aber weckte er auf mancher Seite neuen Haß gegen sich, und seine Rede hatte keinen weitern Erfolg, als daß ihm ein besseres Zimmer eingeräumt wurde. Seine Bedürftigkeit stieg endlich zu wahrer Not, und er mußte

seine Zuflucht zu einer Anzeige in den öffentlichen Blättern nehmen, worin für eine Person, die ehemals große Figur in Europa gemacht habe, jetzt aber so unglücklich sei, als sie vorher angesehen gewesen, milde Beisteuern erbeten wurden, die ein bezeichnetes Wechselhaus in Empfang nehmen wolle. Einige Gaben erleichterten seine Lage. Im Februar des folgenden Jahres wurde ihm wieder erlaubt, unter Aufsicht auszugehen. Er versuchte noch immer ein Abkommen mit seinen Gläubigern zu treffen, wiewohl vergebens. Seine Umstände verbesserten sich indes durch Unterstützung vornehmer Engländer, auch widmete der Schauspieler Garrick ihm den vollen Ertrag eines Schauspielabends.

Die Erlaubnis auszugehen wurde ihm wieder entzogen, da er im Juni 1754 abermals zu entkommen gesucht; ihm wurde deshalb von dem Gerichtshofe der Kingsbench ein öffentlicher Verweis erteilt und für die Zukunft strengere Haft angekündigt. Seine Sache schien nunmehr ohne alle Hoffnung und sein Los für den Rest seiner Lebenstage unabänderlich bestimmt. Allein im Jahre 1755 erschien eine Akte des Parlaments, welche die Freilassung derjenigen Schuldner verfügte, deren Zahlungsunfähigkeit erwiesen wäre. Durch diese Gunst der Gesetzgebung kam auch Theodor, nach siebenjährigem Schmachten, da er selbst es am wenigsten hoffte, seine Feinde es nicht mehr befürchteten, wieder auf freien Fuß.

Zwar bedrängte ihn fortwährend die größte Dürftigkeit, aber die gerühmte britische Großmut, deren Zeiten und Bedingnisse mit denen des Wetters zu vergleichen sind, trat nach langer Gleichgültigkeit endlich mit regsamer Teilnahme für ihn hervor. Horatio Walpole schrieb zu seinen Gunsten einen beredten Aufsatz und veranstaltete eine Sammlung, deren Ertrag für seinen künftigen Unterhalt reichlich sorgte. Die Engländer fühlten sich geschmeichelt,

sagt ein französischer Schriftsteller, einem Könige Almosen zu reichen, und daß die Franzosen diesen König entthront, wurde ein Grund mehr, sich seiner anzunehmen. Theodor, obwohl gebeugt durch Alter, Krankheit und Elend, war so wenig in seiner Sinnesweise gedemütigt, daß er selbst dem peinlichen Augenblicke, da ihm der Ertrag der Sammlung überbracht wurde, eine Art von Haltung verlieh. Benachrichtigt von dem Erscheinen der abgeordneten Überbringer, unter welchen sich Lord Littleton und andre vornehme Herren befanden, ließ er dieselben ersuchen, eine Weile unten bei seinem Wirte einzutreten, bevor sie zu ihm in das vierte Stockwerk hinaufstiegen, und benutzte die Zwischenzeit, um sein ärmliches Zimmer in der Eile zuzurichten; unter dem Himmel seines weggeräumten Bettes auf einem Lehnstuhl sitzend, empfing er sodann mit Würde die Abgeordneten, die nicht wenig über sein Benehmen erstaunt waren.

Er lebte hierauf sehr eingezogen und zeigte sich ungern vor den Leuten. Seinen Gläubigern überwies er sein Königreich Korsika zum Zahlungspfand seiner Schulden.

Theodor genoß seiner verbesserten Lage nur wenige Monate. Bevor noch neue Plane in ihm reif werden konnten, denen er bei den fortwährenden Unruhen in Korsika schwerlich entsagt hätte, überraschte ihn der Tod am 11. Dezember 1756 im einundsechzigsten Lebensjahre. Er wurde auf dem St. Annenkirchhofe von Westminster begraben.

In Theodors Leben ist bereits seine Schilderung enthalten. Sie vereinigt gute und schlechte Züge und läßt zuletzt in Zweifel, ob in ihm ein Held zum Abenteurer oder ein Abenteurer zum Helden geworden sei. Voltaire nimmt ihn zu gering, Schlözer fällt ein günstigeres Urteil über ihn.

Theodor ist der Held einer Oper geworden, die, von Casti gedichtet und von Paesiello in Musik gesetzt, auf allen Bühnen lange Zeit ungeteilten Beifall gefunden hat.

K. A. Varnhagen von Ense.

Methusalem

Graf von Saint-Germain

Leben und Taten des Wundermannes Saint-Germain

Bei meiner Rückkehr nach Paris im Jahre 1759 besuchte ich die Witwe des Chevalier Lambert, die ich früher gekannt hatte, und nicht lange nach mir trat ein Mann ins Zimmer, von mittlerer Größe und starkem Körperbau, der zwar einfach, aber mit ausgewählter Pracht gekleidet war. Er warf Hut und Degen auf das Bett der Dame des Hauses, setzte sich auf einen Armsessel ans Kamin und unterbrach das Gespräch, indem er demjenigen, welcher das Wort führte, sagte: „Sie verstehen nicht, was Sie sagen. Ich allein kann mit Sachkenntnis über diesen Gegenstand sprechen, denn ich habe ihn von Grund aus studiert und völlig erschöpft, gleich der Tonkunst, die ich wieder aufgab, nachdem ich alles darin leistete, was zu leisten möglich ist."

Verwundert fragte ich meinen Nachbar, wer dieser Mann sei, und vernahm dann, es sei der berüchtigte Herr von Saint-Germain, der sich im Besitze der seltensten Geheimnisse befände, dem der König eigene Zimmer in Chambord eingeräumt habe, der in Versailles ganze Abende bei Sr. Majestät und der Madame Pompadour zubringe, und den, sooft er nach Paris komme, alle Welt aufsuche.

Madame Lambert lud mich auf den folgenden Tag zum Mittagessen ein, sie setzte mit stolzer Miene hinzu, ich würde den Herrn von Saint-Germain treffen, der, im Vorbeigehen gesagt, einer ihrer Töchter den Hof machte und im Hause wohnte.

Bei dieser Mahlzeit beobachtete ich anfangs aus Scheu vor der Ungezogenheit des vornehmen Gastes ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen. Nachher wagte ich einige Bemerkungen über Gegenstände der Malerei und sprach von mehreren Gemälden, die ich in Italien gesehen hatte. Was ich sagte, fand Gnade bei dem Herrn von Saint-Germain. Er wandte sich zu mir mit den Worten: „Ich bin mit Ihnen zufrieden, und Sie verdienen, daß ich Ihnen nach Tische ein Dutzend Gemälde zeige, dergleichen Sie in Italien nirgends gesehen haben."

Er hielt Wort, und in der Tat, die Gemälde, die er mir zeigte, trugen alle einen Charakter von Sonderbarkeit oder Vortrefflichkeit an sich, wodurch sie ungleich merkwürdiger als viele Stücke vom ersten Range wurden, eine heilige Familie von Murillo unter anderm kam an Schönheit jener von Raffael, die sich in Versailles befindet, gleich.

Er zeigte mir aber noch ganz andere Dinge, eine große Menge Edelsteine, und vorzüglich farbige Diamanten von erstaunlicher Größe und Vortrefflichkeit. Ich glaubte Schätze aus dem Feenreiche vor mir zu sehen. Unter anderm fand sich ein Opal darunter von einer riesenhaften Größe und ein weißer Saphir, so groß wie ein Ei, dessen Glanz alle anderen Steine übertraf, die ich zur Vergleichung ihm zur Seite legte. Ich darf mich rühmen, in Kenntnis von Juwelen nicht unerfahren zu sein, und ich kann versichern, daß das Auge keine Ursache fand, die Feinheit dieser Steine in Zweifel zu ziehen, um so mehr, als sie nicht gefaßt waren.

Ich blieb bis Mitternacht bei ihm und verließ ihn als sein erklärter Anhänger. Während sechs Monaten blieb ich sein treuer und folgsamer Jünger, ohne etwas anderes in seinem Umgange zu lernen, als die Manier und die Seltsamkeit seiner Scharlatanerie.

Das Talent, die Neugierde aufzuregen und die Leichtgläubigkeit der Zuhörer zu benutzen, besaß wohl nie jemand in solchem Grade. Seine wunderbaren Erzählungen wußte er jedesmal der Empfänglichkeit des Zuhörers anzupassen und

Graf von Saint-Germain
Nach einem Kupferstich von N. Thomas (1783)

nach Maßgabe derselben zu verbrämen; war es ein Schafskopf, dem er eine Begebenheit aus Karls V. Zeit erzählte, so erklärte er ohne Umschweif, er sei dabei zugegen gewesen, hatte er einen minder leichtgläubigen Menschen vor sich, so begnügte er sich, die geringfügigsten Umstände, die Mienen

und Gebärden der Einredner, bis auf das Zimmer und den Platz eines jeden, mit solchem Detail und so lebhaft auszumalen, daß man in der Tat glauben mußte, einen Menschen zu hören, der bei dem Vorfalle zugegen war. Bisweilen, wenn er Franz I. oder Heinrich VIII. sprechen ließ, spielte er den Zerstreuten, indem er sagte: Der König wandte sich gegen mich . . . aber schnell verschluckte er das ‚mich' wieder und vertauschte es, mit der Eile eines Menschen, der sich vergaß, gegen den Namen einer andern Person.

Von der Geschichte hatte er eine Menge kleiner Umstände genau inne und wußte viele Begebenheiten und historische Vorgänge so natürlich zu schildern, daß kein Augenzeuge ganz neuer Vorfälle diese mit solcher Lebhaftigkeit erzählen konnte, wie er Dinge erzählte, welche sich vor Jahrhunderten zugetragen hatten. „Die Pariser Schafköpfe", sagte er einst zu mir, „glauben, ich sei fünfhundert Jahre alt, und ich bestärke sie in dieser Meinung, weil ich sehe, daß sie ihnen so viel Vergnügen macht, nicht, daß ich nicht wirklich viel älter sei, als man nach meinem Aussehen denken sollte." — Denn er wünschte, auch ich möchte mich bis zu einem gewissen Grad zum Narren halten lassen. Die Torheit der Pariser blieb aber nicht dabei stehen, ihn einige hundert Jahre alt zu glauben, sie ging so weit, ihn zu einem Zeitgenossen des Heilands zu machen, und hier folgt, was ihnen Anlaß gegeben hat, dieses Märchen zu glauben.

Es lebte in Paris ein Spaßvogel, der Milord Gower hieß, weil er die Engländer vortrefflich nachzumachen verstand. Man hatte ihn während des Siebenjährigen Kriegs als Spion bei der britischen Armee gebraucht, und jetzt bedienten sich die Hofleute seiner für allerlei Nachäffungen und Mystifikationen. Diesen Milord Gower führten andere Spaßmacher unter dem Namen des Herrn von Saint-Ger-

main ins Marais-Quartier von Paris, um die Neugier seiner Damen und Maulaffen zu befriedigen, weil diese leichter zu täuschen waren, als die Leute vom Quartier des Palais-Royal. Der falsche Abenteurer spielte seine Rolle anfangs mit mäßiger Übertreibung, als er aber sah, daß hier alles eine bewundernde Aufnahme fand, stieg er von einem Jahrhundert zum andern bis zu Christus herauf, von dem er mit einer großen Vertraulichkeit, als wäre er sein Freund gewesen, sprach. „Ich kannte ihn", sagte er unter anderm, „sehr genau. Er war der beste Mann von der Welt, aber etwas romantisch und unüberlegt, ich warnte ihn mehrmals und sagte zum voraus, es würde ein schlimmes Ende mit ihm nehmen." Dann verbreitete er sich über die Dienste, die er ihm durch Vermittlung der Madame Pilatus, deren Haus er täglich besuchte, zu leisten trachtete. Er versicherte, die heilige Jungfrau, die heilige Elisabeth und auch ihre alte Mutter, die heilige Anna, besonders wohl gekannt zu haben. „Was die letztere betrifft", fügte er hinzu, „so habe ich ihr nach ihrem Tode einen nicht unbedeutenden Dienst geleistet, und ohne mich wäre sie nicht kanonisiert worden; glücklicherweise für sie war ich bei der Kirchenversammlung von Nicäa zugegen, und weil ich viele der anwesenden Bischöfe kannte, drang ich mit Bitten so viel in dieselben und wiederholte ihnen so oft, sie sei eine so gar gute Frau gewesen, und es koste sie so gar wenig, um eine Heilige aus ihr zu machen, daß der Gnadenbrief endlich ausgefertigt ward."

Diese ungereimte, in Paris jedoch ziemlich ernstlich nacherzählte Posse verschaffte Saint-Germain den Ruf, eine Arznei zu besitzen, durch die man sich verjüngen und unsterblich werden könne, woraus dann hinwieder die närrische Erzählung von der alten Kammerfrau entstand, deren Herrschaft eine Flasche des Göttergetränks be-

saß. Die alte Kammerzofe entdeckte den Schatz und nahm davon so viel Schlücke zu sich, daß sie zuletzt ganz jung und wieder ein kleines Kind ward.

Ob nun gleich alle diese Märchen und noch andere über das Alter von Saint-Germain verbreitete Sagen bei vernünftigen Leuten weder Glauben noch Aufmerksamkeit verdienen, so ist dennoch wahr, daß die Zusammenstellung dessen, was mir von glaubwürdigen Personen über die Ausdauer und beinahe unglaubliche Erhaltung seiner Gestalt versichert ward, ans Wunderbare grenzt. Rameau sowohl als eine alte Verwandte eines französischen Botschafters in Venedig bezeugten mir, sie hätten Saint-Germain im Jahre 1710 gekannt, wo er das Aussehen eines Mannes von fünfzig Jahren hatte. Im Jahre 1759 sah er einem Sechziger gleich. Damals erneuerte Herr Morin, welcher nachher mein Gesandtschaftssekretär ward, und für dessen Wahrhaftigkeit ich gutstehe, seine früher im Jahre 1735 während einer Reise durch Holland gemachte Bekanntschaft desselben in meinem Hause und wunderte sich außerordentlich, ihn kaum um ein Jahr gealtert zu finden. Alle Personen, die ihn seither bis an seinen, wenn ich nicht irre, zu Schleswig im Jahre 1780 erfolgten Tod sahen, und die ich Anlaß hatte, über sein Aussehen und vermutliches Alter zu befragen, antworteten mir, er sei ihnen als ein wohlerhaltener Sechziger vorgekommen. Da hätten wir also einen Fünfziger, der während siebenzig Jahren nur um zehn Jahre älter ward, und diese Angabe ist vermutlich das Außerordentlichste und Merkwürdigste in seiner Geschichte.

Er besaß manche chemische Geheimnisse, insbesondere für die Bereitung von Farben, Tinkturen und eine Art Similor von vorzüglicher Schönheit. Vielleicht hat er auch jene Juwelen selbst verfertigt, von welchen oben die Rede war, und deren Unechtheit die Feile allein dartun konnte. Hin-

gegen hörte ich ihn niemals von einer Universalmedizin sprechen.

Er lebte überaus mäßig, trank nie während des Essens, nahm öfters Abführungen aus Sennesblättern, die er selbst zubereitete, und dies war dann auch alles, was er seinen Freunden riet, wenn sie ihn fragten, was sie tun müßten, um lange zu leben. Überhaupt versicherte er nicht, wie andere Scharlatane, im Besitze übernatürlicher Kenntnisse zu sein.

Seine Philosophie war jene des Lukrez. Er sprach in mysteriösen Ausdrücken von den Tiefen der Natur und öffnete der Phantasie eine weite, dunkle und schwankende Aussicht über die Beschaffenheit seiner Einsichten, seiner Schätze und über den Adel seiner Herkunft.

Vorzüglich gern erzählte er Geschichten aus seiner Kindheit: wie er damals, von einem zahlreichen Gefolge umgeben, auf prächtigen Terrassen, in einem herrlichen Lande Spaziergänge machte, ungefähr gleich dem Erbprinzen eines Königs von Granada in den Zeiten der Mauren.

So viel ist gewiß, daß niemals irgend jemand, auch keine Polizei, entdeckt hat, wer er sei, sogar nicht einmal, welchem Land er angehöre. Er sprach sehr gut Deutsch und Englisch, das Französisch mit einer Piemonteser Aussprache, das Italienische vortrefflich, vorzüglich aber Spanisch und Portugiesisch, ohne den mindesten fremden Akzent.

Man versicherte mir, er hätte neben mehreren deutschen, italienischen und russischen Namen, unter denen er abwechselnd mit vielem Glanze in verschiedenen Ländern auftrat, ehemals auch den Namen eines Marquis von Montferrat angenommen. Ich erinnere mich, daß der alte Baron von Stosch mir in Florenz sagte, er habe unter der Regentschaft einen Marquis von Montferrat gekannt, der für den natürlichen Sohn der Witwe Karls II., die in Bayonne lebte, und eines Madrider Bankiers gehalten ward.

Herr von Saint-Germain war in dem Hause des Herrn von Choiseul, welches er öfter besuchte, wohl angesehen. Wir waren daher über einen Ausfall dieses Ministers gegen seine Gemahlin, wozu unser Held die Veranlassung gab, nicht wenig betroffen. Es war bei Tische, als er sie einst mit Heftigkeit fragte, warum sie nicht trinke. Auf ihre Antwort, daß sie, gleichwie ich, die diätetische Vorschrift des Herrn von Saint-Germain befolge und sich dabei wohl befinde, erwiderte er: „Was den Baron betrifft, so ist mir seine Vorliebe für Glücksritter wohlbekannt, und er kann seine Diät einrichten, wie ihm gutdünkt. Sie aber, Madame, wissen, daß Ihre Gesundheit einen großen Wert für mich hat, und ich untersage Ihnen, die Torheiten eines so zweideutigen Menschen zu befolgen." Um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, fragte hierauf Baillif von Solar den Herrn von Choiseul, ob es sich wirklich so verhalte, daß die Regierung die Herkunft eines Mannes nicht kenne, der auf einem so ausgezeichneten Fuß in Frankreich lebe. „Freilich kennen wir sie," antwortete Herr von Choiseul (er redete aber nicht wahr), „er ist der Sohn eines portugiesischen Juden, der die Leichtgläubigkeit von Hof und Stadt betrügt. Es ist unbegreiflich," fügte er noch lebhafter hinzu, „daß man den König öfters mit einem solchen Menschen beinahe allein läßt, während er immer nur von Garden umringt ausgeht, als wäre alles von Mördern voll." Sein Ärger rührte von der Eifersucht gegen den Marschall von Belle-Isle her, welchem Saint-Germain im höchsten Grade zugetan war, und dem er auch den Plan und das Modell der flachen Schiffe, die zu einer Landung in England gebraucht werden sollten, mitgeteilt hatte.

Die Folgen dieser Feindschaft und der Besorgnisse des Herrn von Choiseul entwickelten sich wenige Monate später. Der Marschall intrigierte emsig, um einen Partikularfrieden mit Preußen zu bewerkstelligen und das System

der Allianz zwischen Österreich und Frankreich, worauf der Kredit des Herzogs von Choiseul sich gründete, zu stürzen. Ludwig XV. sowohl als die Frau von Pompadour wünschten jenen Frieden. Saint-Germain beredete sie demnach, ihn nach dem Haag an den Herzog Ludwig von Braunschweig zu senden, dessen vertrauter Freund er zu sein vorgab, und durch den er eine Unterhandlung, deren Vorteile er mit vieler Beredsamkeit auszumalen wußte, durchzusetzen verhieß.

Der Marschall entwarf die Instruktionen, und der König übergab diese selbst nebst einer Geheimschrift dem Herrn von Saint-Germain. Dieser hielt sich bei seiner Ankunft im Haag berechtigt, den Minister zu spielen. Aber seine Unbesonnenheit verriet dem Herrn d'Affry, damaligen Botschafter in Holland, das Geheimnis seiner Sendung, der dann sogleich einen Kurier an den Herrn von Choiseul absandte und sich bitter beklagte, daß er einen alten Freund seines Vaters und den Charakter eines Botschafters der Beschimpfung preisgebe, wenn unter ihren Augen und ihnen unbewußt durch einen unbekannten Ausländer der Friede unterhandelt werde. Herr von Choiseul ließ den Kurier augenblicklich mit dem Befehl an Herrn d'Affry zurückgehen, er solle von den Generalstaaten aufs nachdrücklichste die Auslieferung des Herrn von Saint-Germain begehren und solchen alsdann gebunden und gefangen nach der Bastille senden. Am folgenden Morgen legte Herr von Choiseul die Depesche des Herrn d'Affry im Staatsrate vor, las hierauf seine Antwort, blickte mutvoll um sich und fügte, abwechselnd den König und Herrn von Belle-Isle ins Auge fassend, hinzu: „Wenn ich mir die Zeit nicht nahm, die Befehle des Königs einzuholen, so geschah es, weil ich überzeugt bin, daß niemand sich anmaßen würde, ohne Vorwissen von Ew. Majestät Minister der Auswärtigen Angelegenheiten einen Frieden unterhandeln zu lassen." Er

wußte, daß der König jederzeit den Grundsatz aufgestellt und gehandhabt hatte, demzufolge kein Minister sich in die Geschäfte eines ihm fremden Departements mengen durfte. Der Erfolg war, wie er sich dachte. Der König, seiner Schuld sich bewußt, schlug die Augen nieder, der Marschall getraute sich nicht zu sprechen, und der Schritt des Herrn von Choiseul ward gutgeheißen.

Herr von Saint-Germain entging inzwischen der Gefahr. Die Hochmögenden sandten eine zahlreiche Wache nach der Wohnung des Herrn von Saint-Germain, der, heimlich gewarnt, bereits nach England entflohen war.

Einigen Nachrichten zufolge vermute ich, er sei bald hierauf nach St. Petersburg gereist. Später trat er in Dresden, Venedig und Mailand auf. Überall suchte er mit den Regierungen für Anlegung von Fabriken und für den Verkauf seiner Färbegeheimnisse in Unterhandlungen zu treten. Er hatte damals das Aussehen eines Glücksritters und ward wegen eines verfallenen Wechsels in einer kleinen piemontesischen Stadt verhaftet. Sogleich aber brachte er für mehr als zehntausend Taler auf den Träger zahlbare Effekten zum Vorschein, bezahlte seine Schuld, behandelte den Stadtgouverneur wie einen Neger und ward unter den höflichsten Entschuldigungen wieder in Freiheit gesetzt.

Im Jahre 1770 trat er unter russischem Namen und in Generalsuniform in Livorno auf und ward von dem Grafen Alexis Orlow mit einer Auszeichnung behandelt, die dieser stolze und übermütige Große sonst gegen niemand zeigte; aber diese Auszeichnung konnte nicht überraschen, wenn man eine Äußerung, welche der Fürst Gregor, sein Bruder, dem Markgrafen von Ansbach machte, in Betracht zog.

Als Saint-Germain nämlich sich ein paar Jahre später bei dem Markgrafen aufhielt, bewog er ihn, da jener berühmte Günstling der Kaiserin Katharina II. durch Nürnberg reiste, denselben in seiner Gesellschaft zu besuchen. Damals sagte

Orlow leise zum Markgrafen, indem er von Saint-Germain sprach, welchen er überaus zuvorkommend empfangen hatte: „Dieser Mann hier hat eine große Rolle in unserer Revolution gespielt."

Zu Triesdorf hauste er nach Belieben und mit einem herrischen Übermut, der ihm wohl anstand. Der Markgraf ward von ihm wie ein Schulknabe behandelt; auf dessen geschmeidige und untertänige Fragen nach seinen Kenntnissen erfolgte die Antwort: „Sie sind noch allzu jung, um von solchen Dingen unterrichtet zu werden." Um sich bei dem kleinen Hofe in noch größeres Ansehen zu setzen, zeigte er von Zeit zu Zeit Briefe des großen Friedrich vor. „Kennen Sie", sagte er zum Markgrafen, „diese Handschrift und dieses Petschaft?", indem er ihm den Brief in seinem Umschlage zeigte. — „Ja, es ist des Königs kleines Petschaft" ... „Richtig, was aber drinnen steht, werden Sie nie erfahren", und damit steckte er den Brief wieder in die Tasche.

Es behauptete dieser Fürst, er habe sich von der Unechtheit der Edelsteine des Herrn von Saint-Germain überzeugt, indem es ihm gelang, einen derselben mit der Feile seines Juweliers prüfen zu lassen. Der Juwelier nahm die Gelegenheit wahr, als man der Markgräfin, die zu Bette lag, den Diamanten zeigen wollte. Saint-Germain gab sonst acht darauf, daß seine Kostbarkeiten nur in seiner Gegenwart besichtigt wurden.

Der Wundermann starb in der Nähe von Schleswig bei dem Prinzen Karl von Hessen, den er völlig beherrschte, und den er zu Spekulationen verleitete, welche übel ausschlugen.

In seinen letzten Lebensjahren ließ Saint-Germain sich nur von Weibern bedienen, die ihn, gleich einem zweiten Salomo, pflegten und hätschelten, und so starb er auch gänzlich entkräftet in ihren Armen.

Alle Mühe, welche sich die Freunde, die Dienerschaft und selbst die Brüder des Prinzen gaben, um das Geheimnis des Herrn von Saint-Germain von ihm zu erforschen, war vergeblich. Da er indessen Erbe seiner hinterlassenen Schriften war und auch die nach seinem Tode eingetroffenen Briefe in Empfang nahm, so läßt sich nicht zweifeln, daß der Prinz besser, als sonst jemand, über den wahren Verhalt der Sache unterrichtet sein mußte.

Karl Heinrich Baron v. Gleichen.

Der Hokuspokus

Eine sehenswürdige Person ist der unter dem Namen Saint-Germain bekannte Marquis d'Aymar oder Belmar. Er sagt, er sei zu Vitry geboren. Der Kardinal von Lenoncourt, damaliger Bischof von Châlons, gab ihm den Namen Germain. Die Geschichte ist erzählt in den Essais de Montaigne L. I p. 20. „Alle Einwohner von Vitry", sagt Montaigne, „haben ihn bis ins zweiundzwanzigste Jahr als Mädchen gekannt, gesehen und Maria geheißen. Damals war er sehr bärtig, mannbar und lebendig. Als er sich im Springen einige Gewalt antat, kamen seine männlichen Glieder zum Vorschein. Es ist auch unter den dortigen Mädchen noch ein Lied im Gange, wodurch sie sich wechselweise warnen, große Luftsprünge zu tun, aus Furcht, zum Buben zu werden, wie Maria Germain."

Dieser Marquis Saint-Germain wohnt seit einiger Zeit (1769) zu Venedig und beschäftigt sich in einem Kreise von hundert Weibsleuten, die eine Unterhändlerin ihm schafft, Versuche mit Flachs anzustellen, welchen er bleicht und der rohen italienischen Seide gleich macht.

Er glaubt, dreihundertundfünfzig Jahre alt zu sein, und gibt vor, um es vielleicht nicht zu sehr zu übertreiben, den Tamasp Kulikan in Persien gekannt zu haben.

Als der Herzog von York in Venedig ankam, begehrte der Marquis vom Senat den Rang über diesen Prinzen und gab zur Ursache an, man wüßte schon, wer der Herzog von York wäre, aber die Titel des Marquis von Belmar wären noch unbekannt.

Er hat einen Balsam, der wieder verjüngere, eine betagte Frau, welche sich eine größere Portion davon, als nötig war, einreiben ließ, wurde wieder zum Embryo.

Er gab einem seiner Freunde eine Papillotte; ein Wechsler, der den Marquis nicht einmal kannte, zahlte jenem auf der Stelle 200 Dukaten bar hin. Ich fragte ihn, ob er nach Frankreich zurückkehren würde. Er versicherte mir mit einer überzeugten Miene, die Flasche, welche den König Ludwig XV. bei seinen jetzigen Kräften erhielt, müßte nah am Ende sein, hernach würde er die Bühne mit großem Aufsehen wieder betreten und sich ganz Europa zu erkennen geben.

Er soll zu Peking gewesen sein, ganz und gar ohne einen Namen zu haben, und da ihm die Polizei anlag, sich zu nennen, entschuldigte er sich damit, er wüßte es selbst nicht, wie er heiße. In Venedig, sagt er, nennt man mich den Kinnstreichler, in Hamburg: Mein Herr, in Rom Monsignor, in Wien Pst! Pst!, zu Neapel pfeift man mir, wenn man mich haben will, in Paris lorgniert man mich, und bei diesem Zeichen nähere ich mich gerne denjenigen, die mich betrachten. Solange ich mich bei Ihnen, meine Herren Mandarinen, aufhalte, werde ich mich so betragen, als wenn ich einen sehr berühmten Namen hätte, ich mag Kunz oder Hans, Piso oder Cicero heißen, mein Name muß Ihnen gleichgültig sein.

Er erhielt zu Venedig sogar Briefe, auf deren Kuverten nur das einzige Wort Venedig stand, das übrige war unbeschrieben. Sein Sekretär frug auf der Post nur nach Briefen, die niemand angehörten.

Als ihm König Ludwig XV. nach dem Tode des Marschalls von Sachsen Chambord schenkte, umarmte er ihn beim Abschied. Saint-Germain wurde in allen guten Häusern mit Vergnügen und besonderem Vorzuge aufgenommen. Er ging sehr oft zu Ihro Durchlaucht der Prinzessin von Anhalt, Mutter ihrer Majestät der jetzigen Zarin: „Prinzessin," sagte er, „ich muß wohl sehr gern in Ihrer Gesellschaft sein, um, wie ich getan habe, vergessen zu können, daß mein Wagen schon seit zwei Stunden mich erwartet, nach Versailles zu fahren."

Man weiß übrigens nicht, wer dieser sonderbare Mann ist. Er wird für einen Portugiesen gehalten. Er hat tausend Talente, die nicht leicht in einem Manne zusammentreffen. Er spielt ausnehmend schön auf der Violine, aber hinter einem Wandschirm, man glaubt alsdann, fünf oder sechs Instrumente zugleich zu hören.

Er spricht viel, sehr gut, und tut an alle, die er anredet, so schicklich angebrachte Fragen, die sie anfangs in Verwunderung setzen. Er zeigte mir in einer Art von Stammbuch, worin mehrere Unterschriften berühmter Männer waren, zwei lateinische Worte von meinem Großvater Caspar Friedrich, der im Jahre 1686 gestorben, mit seinem gemalten Familienwappen und folgender Überschrift: „Lingua mea calamus scribae velociter scribentis".

Die Tinte und das Papier selbst, die sehr bräunlich und verloschen waren, schienen mir alt zu sein, das Datum ist von 1678. Ein anderer Denkspruch, angeblich geschrieben von Michael Montaigne im Jahre 1580, ist dieser: „Es ist kein Mann so bieder, der alle seine Handlungen und Gedanken so auf die Wagschale der Gesetze legte, daß er nicht wenigstens zehnmal in seinem Leben den Galgen verdiente, selbst solche, welche zu strafen und zugrund zu richten ein großer Schade und die größte Unbilligkeit wäre."

Den beiden Inschriften, von welchen die Rede ist, zufolge sollte man dem Alter des Marquis fast Glauben beimessen, wenn die Natur des Menschen nicht für das Gegenteil bewiese. Bei allen Epochen, die er anführt, ist man selten imstande, ihn eines Irrtums beschuldigen zu können. Er führt sehr weit entfernte Data an und bejaht nichts mit eingebildetem Übermut. Er ist ein seltener Mann, der unsere Verwunderung erweckt und — was das größte Vergnügen macht — Stich hält. Er verbindet die Überredungskunst mit einem kritischen Geiste und mit einer nicht alltäglichen Gelehrsamkeit ein ausgebreitetes, obgleich lokales Gedächtnis.

Saint-Germain sagt, er habe den Insektenbändiger Wildmann das Geheimnis gelehrt, die Bienen zahm und die Schlangen auf die Musik und den Gesang aufmerksam zu machen. Der eine sowohl als der andere Artikel, wenn sie mit sicheren Faktis unterstützt sind, geben der Sonderbarkeit des Marquis keinen anderen Glanz als den, welchen die Neuheit der Sache verschafft — ein Vorteil, den er oft anderen angenommenen vorzieht.

Ich habe einen sehr interessanten Brief abgeschrieben, den er mir von Mantua aus im Jahre 1773 schrieb.

„Als ich im Haag angehalten wurde, bestand ich darauf, man sollte mich, ehe ich meinen Degen abgebe, mit dem Herrn d'Affry, französischen Gesandten bei den Generalstaaten, sprechen lassen. Man führte mich in Gesellschaft des Offiziers, der den Auftrag hatte, auf meine Person achtzuhaben, in meinem Wagen zu ihm. Der Herr Gesandte empfing mich so, als wenn er sich wunderte, mich zu sehen; bald darauf hieß er aber meinen Wächter sich entfernen und vor allen Dingen die Herren Bürgermeister benachrichtigen, daß ich des Schutzes des Königs genösse und folglich während meines Aufenthaltes in Holland mich der Protektion Sr. Majestät zu getrösten hätte. Ich glaubte eben, diesem Offizier einen Diamanten von dem schönsten Wasser und einem

Karat, wie man ihrer nicht viel findet, anbieten zu können, er schlug ihn aber aus, und da weder mein Bitten noch mein Anhalten fruchten wollte, zerschlug ich den Stein mit einem Hammer in viele keine Stücke, die sich zerstreuten, und welche die Lakaien zu ihrem Nutzen auflasen. Der Verlust dieses Diamanten, welcher in Brasilien und im Reiche des Mogols für einen solchen gehalten worden, war mir indessen doch nicht gleichgültig, um so viel mehr, da es mich eine unendliche Mühe gekostet hatte, ihn zu verfertigen. Der Graf Zobor, Kammerherr des höchstseligen Kaisers, hat Diamanten mit mir gemacht. Der Fürst T** bezahlte einen, der aus meiner Fabrik war, ungefähr vor sechs Jahren mit 5500 Louisdor. Er hat ihn seit der Zeit an einen reichen Narren mit tausend Dukaten Profit wiederverkauft.

Ein Pot**, ein Marquis Rouelle und andere urteilen vom Dreifuß herab, niemand hätte Diamanten gemacht. Laßt alle diese Herren (denn es gibt eine ganze Herde) mehr die Menschen als die Bücher studieren, so werden sie Geheimnisse entdecken, die nicht in der ‚goldenen Kette Homers', nicht im ‚kleinen oder großen Albert', nicht im geheimnisreichen Band ‚Picatrix' usf. zu finden sind.

Wichtige Entdeckungen zeigen sich nur dem Reisenden. Meine Kunst, Steine zu schmelzen, habe ich meiner zweiten Reise nach Indien, die ich im Jahre 1755 mit dem Obersten Clive, der unter dem Vizeadmiral Watson stand, getan habe, zu danken. Auf meiner ersten Reise hatte ich nur sehr geringe Einsichten in dieses wunderbare Geheimnis, von dem die Rede ist, erhalten; alle meine Versuche, die ich zu Wien, Paris, London angestellt habe, sind nichts als Probestücke — das große Werk war mir erst nach meiner zweiten indischen Reise gelungen.

Ich bin der

Marquis von Belmar."

DER SCHARLATAN

Nach einer Zeichnung von Jean Duplessis-Berteaux
gestochen von Isidor Stanislas Helman (1776)

Ein Talent, welches der Marquis von Belmar allein besitzt, und welches verdiente, in allen Familien gelernt und kultiviert zu werden, ist, mit beiden Händen zugleich zu schreiben. Ich sagte ihm ungefähr 20 Verse aus Voltaires „Zaïre" vor, welche er so geradehin auf zwei Bogen Papier zugleich niederschrieb, daß man hätte sagen sollen, die beiden gleichzeitigen Schriften wären sich in den Charakteren völlig ähnlich. „Ich bin nicht viel wert," — sagte er zu mir — „aber Sie müssen mir doch eingestehen, daß ich meinen Sekretär nicht umsonst füttere. Die Künste sind in ihrem Wachstum langsam, man fängt mit Versuchen an, auf welchen man zuletzt ein förmliches System baut."

Die Notizie del mondo, Giulio 1770 geben mir den Herrn von Saint-Germain zum Reisegefährten nach Afrika, zu einer Zeit, da der Herr von Belmar von Genua aus an einen Freund in Livorno schrieb, daß er gesonnen sei, nach Wien zu reisen, um den Fürsten Ferdinand Lobkowitz, den er zu London im Jahre 1745 gekannt habe, wiederzusehen.

Maximilian Josef Graf von Lamberg.

Ungeachtet aller seiner Talente und Geistesgaben verließ diesen Wundermann sein Hang zum Wunderbaren nie, und er wußte davon gar klüglich Nutzen zu ziehen. Denn seine sogenannten Arkana verkaufte er sehr teuer. Übrigens wurde er Stifter geheimer Gesellschaften und initiierte mit vielem Gepränge und Aufwand. Selbst den bekannten Abenteurer Cagliostro soll er in einen solchen mystischen Isis-Orden aufgenommen haben, und man muß gestehen, daß — die Gelehrsamkeit ausgenommen — Saint-Germain an ihm ein seinen geheimen Absichten vollkommen entsprechendes Mitglied fand.

Aus „Über Zauberglauben
und andere Schwärmereien", Leipzig 1787.

Der Abenteurer Casanova über den Abenteurer Saint-Germain

Das angenehmste Diner war das mit Frau von Gergy, die mit dem berüchtigten Abenteurer kam, der unter dem Namen des Grafen von Saint-Germain bekannt ist. Statt zu essen, sprach dieser Mensch von Anfang bis zu Ende der Mahlzeit, ich ahmte ihm, wenigstens teilweise, nach, denn statt zu essen, hörte ich ihn nur mit der größten Aufmerksamkeit an. In der Tat konnte man schwerlich besser sprechen als er.

Saint-Germain gab sich für einen Wunderbaren aus, er wollte Erstaunen erregen, und das gelang ihm oft. Er hatte einen absprechenden Ton, allein auf eine so feine Weise, daß er nicht mißfiel. Er war gelehrt und sprach die meisten Sprachen sehr gut. Er war ein großer Musiker, großer Chemiker, von angenehmer Gestalt und verstand es, sich alle Frauen fügsam zu machen. Denn während er ihnen Schminken und Schönheitsmittel gab, schmeichelte er ihnen nicht und stellte ihnen nicht in Aussicht, daß er sie verjüngen könnte, denn er gestand bescheiden, daß ihm dies unmöglich wäre, wohl aber, daß er sie in dem Zustand zu erhalten vermöchte, in welchem er sie fand, und zwar vermittels eines Wassers, das — wie er sagte — ihn sehr viel kostete, mit dem er ihnen aber ein Geschenk machte.

Dieser sonderbare Mensch, geboren dazu, der erste aller Betrüger zu sein, sagte mit einem Tone der Zuversicht als etwas ganz Bestimmtes, daß er dreihundert Jahre alt wäre, daß er das Lebenselixier besäße, daß er mit der Natur alles mache, was er wolle, daß er das Geheimnis kenne, Diamanten zu schmelzen und aus zehn oder zwölf kleinen einen großen von dem schönsten Wasser zu machen imstande sei, ohne daß sie etwas von ihrem Gewichte verlören. Alle diese Dinge waren für ihn bloße Kleinigkeiten. Trotz seiner Prahlereien, seiner offenbaren Lügen und seiner übertriebe-

nen Behauptungen hatte ich doch nicht die Kraft, ihn unverschämt zu finden, ebensowenig aber fand ich ihn achtungswert, aber wider meinen Willen erschien er mir merkwürdig, denn er setzte mich wirklich in Erstaunen.

Dieser sonderbare Mensch wohnte oft den Diners der besten Häuser der Hauptstadt bei, allein er berührte nie etwas, da er sagte, sein Leben hinge von der Nahrung ab, die er genieße, und die niemand außer ihm kenne. Man fügte sich in seine Eigentümlichkeit, denn man war nur auf seine Schwatzhaftigkeit neugierig, welche in der Tat die Seele aller Gesellschaften wurde, die er besuchte.

Saint-Germain kam, und wie gewöhnlich setzte er sich zu Tisch nicht, um zu essen, sondern um zu sprechen. Er erzählte mit unerschütterlicher Zuversicht unglaubliche Dinge, bei denen man sich stellen mußte, als glaubte man sie, denn er war stets ein Augenzeuge oder der Held des Abenteuers gewesen. Gleichwohl war ich gezwungen, in ein lautes Gelächter auszubrechen, da er uns ein Vorkommnis erzählte, das ihm begegnet wäre, als er bei den Vätern des Konzils von Trient speiste.

Madame d'Urfé trug als Schmuck einen großen, gefaßten Magnet um den Hals. Sie behauptete, dieser Magnet würde eines Tages den Blitz anziehen und sie würde auf diese Weise in den Himmel steigen. Ich hatte Lust, ihr zu sagen, wenn sie dort ankäme, würde sie sich nicht erhabener fühlen, als auf unserem Planeten. Aber ich hielt mich zurück, und der berühmte Betrüger beeilte sich hinzuzufügen, die Sache wäre unfehlbar, aber nur er besäße die Fähigkeit, die Kraft des Magnets tausendfach zu erhöhen.

Ich sagte ihm kalt, ich wollte zwanzigtausend Taler wetten, daß er nicht einmal um das Doppelte die Kraft des Magnets erhöhen würde, den Madame d'Urfé um den Hals trage.

Madame d'Urfé übernahm die Vermittlung, um die Wette zu verhindern. Nach der Tafel sagte sie mir im Tete-a-tete, ich würde die Wette verloren haben, denn Herr von Saint-Germain wäre Magier.

Man fühlt wohl, daß ich ihr recht geben mußte.

Einige Tage darauf reiste dieser Magier nach Chambord, wo der König ihm eine Wohnung angewiesen hatte, außerdem hunderttausend Franks, damit er frei an den Farben arbeiten konnte, welche die Tuchfabriken Frankreichs in Aufschwung bringen und ihnen den Vorzug vor denen aller anderen Länder sichern sollten.

Saint-Germain hatte dem Monarchen ein Laboratorium in Trianon eingerichtet, in diesem unterhielt sich der König zuweilen, obwohl er in der Chemie nicht sehr gelehrt war. Allein der König unterhielt sich überall, ausgenommen auf der Jagd. Der Hirschpark betäubte ihn nur, blasierte ihn stets mehr und mehr. Denn um einen Harem zu genießen, der durch die anziehendsten Schönheiten und oft durch junge Mädchen erneuert wurde, die das Vergnügen schwierig machten, hätte der König ein Gott sein müssen, und Ludwig XV. war nur ein Mensch.

Die gefällige Marquise von Pompadour war es gewesen, die diesen Adepten beim König einführte, in der Hoffnung, daß er dem Monarchen den Geschmack an der Chemie beibringen und ihn der Langeweile entreißen würde. Überdies glaubte Frau von Pompadour, von Saint-Germain das Verjüngungswasser empfangen zu haben, und wollte ihm dafür irgendeinen großen Vorteil verschaffen.

Dieses Wunderwasser, welches genau in der Dosis genommen werden mußte, die der Betrüger vorschrieb, hatte nicht etwa die Kraft, das Alter rückgängig zu machen und die Jugend wieder zu verleihen, denn Saint-Germain gab zu, daß dies unmöglich wäre, jedoch nach seiner Versicherung sollte die Person, die sich des Wunderwassers bediente, nicht

altern und durch mehrere Jahrhunderte hindurch im Status quo erhalten bleiben. In der Tat hatte dieses Wasser, wenn nicht auf das Physische, dann wenigstens auf das Moralische dieser berüchtigten Frau so gewirkt, daß sie den Monarchen versicherte, sie fühlte, daß sie nicht älter werden würde.

Der König war ebenfalls von dem großen Verdienst des Betrügers eingenommen, denn er zeigte eines Tages dem Herzog von Zweibrücken einen Diamanten vom reinsten Wasser und im Gewicht von zwölf Karat, den er selbst gemacht zu haben glaubte. „Ich schmolz" — sagte Ludwig XV. — „vierundzwanzig kleine Diamanten und bekam daraus diesen hier, der wegen seines größeren Feuers nur zwölf Karat hat."

Von der Kunst des Adepten überzeugt, hat der König ihm zu Chambord dieselbe Wohnung bewilligt, die er früher dem berühmten Marschall von Sachsen für seine Lebenszeit gegeben hatte.

Ich habe diese Anekdote aus dem eigenen Munde des Herzogs von Zweibrücken, der sie mir eines Tages erzählte, als ich in Metz die Ehre genoß, mit Seiner Hoheit und dem Grafen von Levenhoop, einem Schweden, zu soupieren.

Nach dem Essen gingen wir nach Passy, um einem Konzert beizuwohnen, das Herr de la Popelinière veranstaltete, der uns zum Abendessen einlud.

Der berüchtigte Adept Saint-Germain unterhielt die Tischgesellschaft, ohne einen Bissen zu genießen. Alles, was er sprach, war erlogen, aber geistvoll und großartig. In meinem Leben habe ich keinen Betrüger gesehen, der geschickter und verführerischer war als er.

Ich fuhr über Gravelingen nach Dünkirchen. Am nächsten Tage bemerkte ich auf dem Wege nach Tournai zwei Reitknechte, die prachtvolle Pferde am Zügel führten. Sie sagten mir, die Pferde gehörten dem Grafen von Saint-Germain.

„Ich wünsche, Ihrem Herrn vorgestellt zu werden."

„Er empfängt niemand."

Diese Antwort bestimmte mich, mein Glück zu versuchen. Ich schrieb dem Grafen und drückte ihm meinen lebhaften Wunsch aus, ihn zu sehen. Seine Antwort, die in italienischer Sprache geschrieben war, und die ich noch besitze, lautete folgendermaßen: „Meine Beschäftigungen machen es mir zur Notwendigkeit, jede Art von Besuch zurückzuweisen, Sie aber machen eine Ausnahme von der Regel. Kommen Sie morgen, Sie sollen auf der Stelle vorgelassen werden. Aber nennen Sie meinen Leuten Ihren Namen nicht. Ich lade Sie nicht zum Essen ein, denn es würde Ihnen nicht zusagen, besonders wenn Sie Ihren früheren guten Appetit bewahrt haben."

Ich war um acht Uhr an der Tür des Grafen. Er erschien in armenischer Kleidung, mit spitzer Mütze; ein dichter, langer Bart floß ihm bis zum Gürtel herab, und in der Hand hielt er einen kleinen elfenbeinernen Stab. Rings um ihn her erblickte ich einige zwanzig methodisch geordnete Flaschen, sämtlich gefüllt mit verschiedenen Flüssigkeiten. Ich suchte zu erraten, womit er sich in dieser Kleidung und unter diesen Flaschen wohl beschäftigen könne. Da sagte er mir mit dem größten Ernste: „Der Graf von Cobenzl, der erste Minister Österreichs, gibt mir Beschäftigung. Ich arbeite, um ihm gefällig zu sein, an der Errichtung einer Fabrik."

„Einer Glasfabrik?"

„Einer Hutfabrik. Seine Exzellenz haben mir erst tausend Gulden für dieses riesige Unternehmen zu gewähren geruht,

allein ich ersetze das Fehlende aus meinen eigenen Mitteln."

„Sie erwarten viel von dieser Fabrik?"

„Noch zwei oder drei Jahre, und jeder in Europa wird Hüte aus meiner Fabrik tragen."

„Das wäre ein großes Resultat."

„Ein ungeheures."

Er ging in dem Saale umher, indem er sich die Hände mit der Lebhaftigkeit eines jungen Mannes rieb.

Er ist verrückt, dachte ich.

„Apropos!" — sagte er — „haben Sie Nachrichten von der Marquise d'Urfé?"

„Sie ist tot."

„Tot. Ich wußte wohl, daß sie ein solches Ende nehmen würde. In welchem Zustande ist sie gestorben?"

„Sie behauptete, schwanger zu sein."

„Ich hoffe, daß Sie das nicht glauben."

„Ich bin von ihrem Irrtum überzeugt."

„Vortrefflich; aber hätte sie mich zu Rate gezogen, so würde sie es in der Tat gewesen sein. Nur wäre es mir unmöglich gewesen, das Geschlecht des Kindes vorauszusagen. Ich gestehe bescheidentlich, daß mein Ahnungsvermögen nicht soweit geht."

„Erteilt der Herr Graf den Wöchnerinnen Rat?"

„Ich erteile für alle Krankheiten Rat. — Sollten Sie zufällig etwa krank sein? Sie haben in der Tat eine belegte Zunge, einen langsam gehenden Puls und geschwollene Augen. Sie haben eine Milzkrankheit."

„Leider nein! Es ist — —" und ich nannte ihm eine häßliche Krankheit, die ich mir vor meiner Abreise aus London geholt hatte.

„Kleinigkeit!" rief er, indem er ein Fläschchen mit einer weißlichen Flüssigkeit, die er den universellen Lebensstoff nannte, in die Hand nahm.

„Was soll ich mit der Flüssigkeit anfangen?"

„Dies scheint Ihnen eine Flüssigkeit zu sein, doch ist es keine. Es ist das Gegengift von dem Giftstoff, der Ihr Blut erfüllt. Nehmen Sie diese Nadel und durchstechen Sie das Wachs, das die Flasche verschließt."

Ich tat, was er mir vorschrieb.

„Nun, was halten Sie davon?" fragte er, indem er sich in die Brust warf.

Ich wußte nicht, was ich denken sollte.

„Sehen Sie, was in der Flasche bleibt. Es ist nichts mehr darin, nicht wahr? Die weißliche Substanz hat sich verflüchtigt. Ebenso wird, wenn Sie sich an einem gewissen Orte stechen, Ihre Krankheit sich verflüchtigen."

Man kann sich wohl denken, daß ich zu dieser Operation keine Lust hatte. Der Operateur schien sich dadurch verletzt zu fühlen.

„Sie sind der erste Mensch, der an mir zweifelt. Ich könnte Sie dafür strafen, aber ich bin menschlich. Ich bin gleich dem ewigen Vater allmächtig und allbarmherzig. Es ist schlimm für Sie, daß Sie mir so wenig Vertrauen beweisen. Ihr Glück war gesichert. Haben Sie etwas Geld in der Tasche?"

Ich leerte meine Tasche in seine Hand. Er nahm nur ein Zwölfsousstück. Dies legte er auf eine glühende Kohle und schüttete ein schwarzes Pulver darauf. Während er das Feuer schürte, indem er durch ein gläsernes Rohr darauf blies, sah ich, wie das Geldstück sich rötete, entzündete, in Fluß geriet. Als es dann wieder kalt geworden war, sagte er lachend: „Hier ist Ihr Geldstück, nehmen Sie es. Erkennen Sie es wieder?"

„Das ist ja Gold", rief ich aus.

„Reinstes Gold."

Mein Verstand erlaubte mir nicht, an das angebliche Wunder zu glauben, und ich betrachtete daher diese Ver-

wandlung als ein geschicktes Taschenspielerstückchen; aber ich sagte ihm davon nichts. Dieser Mensch war so glücklich über seine Narrheit.

„Das ist so außerordentlich, Herr Graf," — sagte ich — „daß Sie oft Ungläubige gefunden haben müssen, wenn Sie dieses Wunder häufig wiederholten."

„Wer an meiner Wissenschaft, an meiner Macht zweifelt, ist nicht würdig, mir ins Gesicht zu sehen."

Ich sah ihn scharf an. „Sie sind ein würdiger Mann. Kommen Sie in einigen Jahren wieder." Und er verabschiedete mich, indem er mir die Hand drückte.

Ich erfuhr später, daß der berühmte Scharlatan in Schlesien gestorben ist. Das Geldstück mit der Prägung von zwölf Sous war in der Tat von Gold. Ich schenkte es Lord Keith, dem Gouverneur von Neufchâtel, der es als eine Merkwürdigkeit aufbewahrte.

Giacomo Casanova.

Was ein Augenzeuge über Saint-Germain zu berichten weiß

Dieser sonderbare Mann, der zu seiner Zeit Aufsehen erregte, lebte verschiedene Jahre in dem Fürstentum Ansbach, ohne daß man ahnen konnte, er sei der rätselhafte Abenteurer, von dem man so manche wunderbare Sage verbreitete.

Es war im Jahr 1774, als Karl Alexander, dem Markgrafen von Brandenburg, angezeigt wurde, daß sich zu Schwabach ein Fremder aufhalte, der sich für einen russischen Offizier ausgebe, sehr eingezogen lebe, zugleich aber manche Handlungen der Wohltätigkeit ausübe. Der damals noch zwischen Rußland und der Pforte herrschende Krieg und die Anwesenheit der russischen Flotte in dem

Archipelago erregten die Vermutung, daß das russische Gouvernement einen vertrauten Menschen nach Franken geschickt habe, um ohne Aufsehen die über Italien gehende Korrespondenz zu besorgen. Der ebenso gütige als menschenfreundliche Fürst gab den Befehl, diesem Fremden so lange den ruhigen Aufenthalt zu gestatten, als er der Polizei keine Veranlassung geben würde, ihn näher zu beobachten.

Einige Zeit nachher meldete der reformierte Geistliche zu Schwabach, Herr Dejan, daß der Fremde, der seit seiner Anwesenheit daselbst bloß mit ihm und dem damaligen Stadtvogt Greiner Umgang gepflogen habe, sehr wünsche, dem Herrn Markgrafen, wenn es ohne Aufsehen geschehen könne, vor seiner Abreise aus der Gegend aufzuwarten und ihm für den so liberal gewährten Schutz zu danken. Dieser Wunsch wurde ihm gewährt, und der Markgraf sah ihn zum erstenmal im Winter abends bei der berühmten Schauspielerin Clairon, die zu ebendieser Zeit sich zu Ansbach befand.

Der Fremde schien damals ein Mann zwischen 60 und 70 Jahren zu sein, von mittlerer Größe, mehr hager als stark, der seine grauen Haare unter einer Perücke verbarg und vollkommen einem gewöhnlichen alten Italiener gleichsah. Sein Anzug war so einfach als möglich, sein Ansehen verkündigte nichts Außerordentliches.

Nachdem er dem Markgrafen in französischer Sprache — der Akzent verriet einen Italiener — für die Erlaubnis gedankt hatte, sich in seinen Landen ungestört aufhalten zu dürfen, sagte er ihm viel Schönes über seine Regierung, sprach über große Reisen, die er gemacht hatte, und endigte damit zu versichern, daß er zur Bezeigung seiner Dankbarkeit dem Markgrafen Geheimnisse anvertrauen wolle, welche geeignet seien, das Glück und den Wohlstand seines Landes zu befördern. Natürlich mußten Äußerungen dieser Art Aufmerksamkeit erregen, die bald auf

das höchste gespannt wurde, als er sehr schöne Steine vorzeigte, die man für Diamanten ansehen konnte, und die, wenn sie echt waren, von ungeheurem Wert sein mußten.

Der Markgraf lud ihn nun ein, auf das Frühjahr nach Triesdorf, dem Sommeraufenthalt des Fürsten, zu kommen, und Graf Tzarogy — denn unter diesem Namen hatte er sich vorstellen lassen — nahm diese Einladung unter der Bedingung an, wenn man ihm gestatten wolle, dort nach seiner eigenen Weise, ganz unbemerkt und in der Stille leben zu dürfen.

Zu Triesdorf wurde er in die unteren Zimmer des Schlosses logiert, dessen oberen Teil Mademoiselle Clairon bewohnte. Der Markgraf und dessen Gemahlin wohnten im Falkenhause. Er hatte keinen Bedienten, speiste nur auf seinem Zimmer, das er selten verließ, und dies so einfach als möglich. Seine Bedürfnisse waren mehr als eingeschränkt. Er vermied allen Umgang, und nur die Abendstunden brachte er in der Gesellschaft der Mademoiselle Clairon, des Markgrafen und derjenigen Personen, die dieser Herr gern um sich haben mochte, zu. Man konnte ihn nicht bewegen, an der fürstlichen Tafel zu speisen, und nur einigemal sah er die Frau Markgräfin, die auch begierig war, den sonderbaren Mann kennenzulernen.

In Gesprächen war er äußerst unterhaltend, verriet viele Welt- und Menschenkenntnis und ließ hie und da einige mysteriöse Reden fallen, von denen er ebenso geschickt abzuspringen und den Diskurs auf andere Gegenstände zu lenken wußte, wenn man etwas Näheres zu wissen verlangte.

Vorzüglich sprach er gerne von den Jahren seiner Kindheit und von seiner Mutter, die er nie ohne scheinbare Rührung und bisweilen mit Tränen in den Augen nannte. Wenn man seinen Erzählungen Glauben schenken könnte, so hatte er fürstliche Erziehung genossen.

Er war absprechend, aber nie unhöflich — daß er, wie der sonst so wahrheitsliebende Baron Gleichen in seinen „Memoiren" berichtete: „Zu Triesdorf nach Belieben gehaust, daß er den Markgrafen wie einen Schulknaben behandelt", ist weder wahr noch wahrscheinlich.

Womit sich dieser Sonderling den ganzen Tag über beschäftigt, war schwer zu bestimmen. Er hatte keine Bücher bei sich als eine verschmutzte Ausgabe von Guarinis Tragikomödie „il Pastor Fido". Man wurde selten bei ihm vorgelassen, und dann fand man ihn meistenteils, den Kopf in ein schwarzes Tuch gehüllt. Seine vorzügliche Beschäftigung mag wohl in Bereitung von allerlei Farben bestanden haben, denn die Fenster seines in den Garten hinausgehenden Zimmers waren so mit Farben allerlei Art überschmiert, daß man nicht durchsehen konnte. Bald nach seiner Ankunft zu Triesdorf fing er an, dem Markgrafen Anweisung zu verschiedenen Zubereitungen zu geben, die den Grund zu einträglichen Fabriken legen sollten. Unter diesen zeichneten sich vorzüglich allerlei Arten von Saffian, Korduan und Juchten aus, die aus dem schlechtesten Schafleder hervorgebracht werden sollten, die Zubereitung des schönsten türkischen Garns usw.

Der Markgraf ließ die Rezepte aufnehmen, und nun ging man an die Versuche selbst, die nach seinem Verlangen mit dem größten Geheimnis angestellt werden sollten.

In einem besonders dazu bereiteten Laboratorio wurde die Arbeit angefangen und die Versuche wurden bei verschlossenen Türen angestellt, allein die Hoffnung sank bald unter näherer Prüfung. Schon hatte man mit leichter Mühe und geringen Kosten den schönsten Korduan hervorgebracht, und in der Freude seines Herzens ließ sich der Verfasser dieses Berichts Schuhe daraus verfertigen, die sehr gut ausfielen, aber in den ersten vierundzwanzig

Stunden in Stücke zersprangen. So unhaltbar war das türkische Garn, und so war es mit mehreren Artikeln. Tzarogy schob, wenn man ihn zu Rate zog, die Schuld auf fehlerhafte Manipulation, die doch sicher in den Ingredienzien lag, deren man sich bediente. Er versprach, von Zeit zu Zeit selbst die Hand anzulegen, um die wahren Vorteile zu zeigen, und so vergingen einige Wochen, während welcher der Unbekannte abwechselnd sich zu Triesdorf und Schwabach aufhielt. War er zu Schwabach, so schrieb er oft an den Markgrafen und an den Verfasser dieses Berichts, schickte immer neue Proben von zubereitetem Leder, von gefärbter Seide und Tüchern ein, wovon der Verfasser noch eine ganze Schachtel voll besitzt. Die Proben waren meistenteils von Tzarogys eigener Hand überschrieben, z. B. auf Lederproben: Cuirs absolument inconnus, qu'on les coupe et on sentira la résistance.

So erhielt er die Aufmerksamkeit und die Hoffnung, daß doch vielleicht unter so vielen vorgelegten Proben sich einige nützliche, bisher unbekannte Gegenstände finden dürften.

Einstmals zeigte Tzarogy dem Markgrafen an, daß er einen Kurier von dem eben aus Italien zurückkehrenden Grafen Alexis Orlow mit der dringenden Einladung erhalten habe, ihn zu Nürnberg auf seiner Durchreise zu besuchen. Er schlug zugleich dem Markgrafen vor, diese Gelegenheit zu benutzen, um den Helden von Tschesme kennenzulernen. Der Vorschlag wurde angenommen, und der Verfasser begleitete den Markgrafen nach Nürnberg, wo der Graf Alexis Orlow bereits angekommen war.

Orlow kam dem Grafen Tzarogy, der nun zum erstenmal in russischer Generalsuniform einhertrat, mit offenen Armen entgegen, hieß ihn mehrere Male caro padre, caro amico usw. Er empfing den Markgrafen mit ausgezeichneter Höflichkeit und dankte ihm vielmals für den Schutz, den

er seinem würdigen Freunde gegönnt habe, und bei dieser Gelegenheit fiel diejenige Äußerung, die der Baron Gleichen dem Fürsten Gregor Orlow (den der Markgraf nie gesehen) zuschreibt, eine Äußerung, aus der man schließen mußte, daß Tzarogy eine große Rolle bei der Revolution von Anno 1762 in Rußland gespielt habe.

Man speiste bei dem Grafen Orlow zu Mittag. Die Unterhaltung war äußerst interessant. Man sprach viel von dem Feldzuge im Archipelago, noch mehr aber von nützlichen Erfindungen.

Unter andern zeigte Orlow dem Markgrafen ein Stück unverbrennbares Holz, das nach angestellter Probe, als es angezündet wurde, weder Flammen noch Kohlen gab, sondern bloß, nachdem es wie ein Schwamm aufgeschwollen war, in eine leichte Asche zerfiel. Nach der Tafel führte Orlow den Grafen Tzarogy in ein Nebenzimmer, in welchem sie eine geraume Zeit beisammen blieben. Der Verfasser, der an dem Fenster sich befand, unter welchem die Wagen des Grafen Orlow standen, bemerkte, daß einer von den Leuten des Grafen einen Wagen aufschloß und aus dem Sitzkästchen einen großen Beutel von rotem Leder herausnahm und in das Zimmer hinauftrug.

Man beurlaubte sich in einiger Zeit, und auf der Rückreise hatte Tzarogy alle Taschen voll venezianischer Zechinen, mit denen er auf eine nachlässige Art zu spielen schien. Daß dieser Mann zuvor kein Geld hatte, wußte man ganz sicher, weil man auf alles, was ihn betraf, aufmerksam war.

Der Frau Markgräfin brachte er im Namen des Grafen Orlow eine schöne silberne, auf den Sieg von Tschesme geschlagene Medaille. Nach der Zurückkunft zeigte er zum erstenmal sein unter kaiserlich großem Siegel ausgefertigtes Patent als russischer General, und in der Folge vertraute er dem Markgrafen, daß der Name Tzarogy ein

zerſetzter, angenommener Name ſei, daß er eigentlich Rakoczy heiße und als letzter Sproſſe von dem unter Kaiſer Leopold geächteten ſiebenbürgiſchen Fürſten Rakoczy abſtamme.

Alle dieſe Umſtände zuſammengenommen vermehrten die Neugierde, welche aber bald nachher auf eine dieſem ſonderbaren Manne nicht ſehr günſtige Art geſtillt wurde.

Der Markgraf reiſte im Jahre 1775, begleitet von dem Verfaſſer dieſer Bemerkungen, nach Italien.

Zu Neapel erfuhr man, daß der letzte Abkömmling des Rakoczyſchen Hauſes, der ſich dort anſäſſig gemacht hatte, ſchon längſtens verſtorben und von dieſem Namen nichts mehr übrig ſei.

Zu Livorno hörte man bei dem engliſchen Konſul Sir John Dyk, daß der Unbekannte kein anderer als der berüchtigte Graf Saint-Germain ſei, daß er in Italien die Bekanntſchaft des Fürſten Gregor Orlow und ſeines Bruders Alexis gemacht und das Vertrauen dieſer Herren ſich in einem hohen Grade zu erwerben gewußt habe.

Aus einer anderen, nicht minder glaubhaften Quelle brachte man in Erfahrung, daß er aus Sanct Germano, einer kleinen Stadt in Savoyen, gebürtig ſei, woſelbſt ſein Vater, der ſich Rotondo genannt, Gefälleinnehmer geweſen und bei einem beträchtlichen Vermögen in ziemlichem Anſehen geſtanden habe. Dieſer habe ſeinem Sohn eine ſehr gute Erziehung gegeben, ſei aber nachher in Verfall geraten und wegen übler Verwaltung ſeines Dienſtes entſetzt worden.

Um den Unannehmlichkeiten zu entgehen, welche das Schickſal des Vaters dem Sohne hätte zuziehen können, habe dieſer ſeinen Namen mit dem Namen ſeiner Vaterſtadt vertauſcht und ſich Saint-Germain geſchrieben, von dieſer Zeit an ſei er als Abenteurer in der Welt herumgezogen, habe ſich zu Paris und London Saint-Germain, zu Venedig

Comte de Bellemare, zu Pisa Chevalier Schöning, zu Mailand Chevalier Welldone und zu Genua Soltikow genannt, und könne damals ungefähr 75 Jahre alt gewesen sein.

Natürlich mußten Entdeckungen dieser Art den Markgrafen gegen einen Mann aufbringen, der auch ihn mystifizieren wollte, und der ihn über seine Herkunft und über mehrere andere Dinge auf eine so unverschämte Art belogen hatte.

Er gab also nach seiner im Jahre 1776 erfolgten Zurückkunft dem Verfasser dieses Berichts den Auftrag, sich nach Schwabach zu begeben, den Abenteurer über alle diese von ihm erfahrenen Nachrichten zu Rede zu setzen und ihm das Mißfallen des Fürsten über den Mißbrauch, den er von seiner Güte gemacht, zu erkennen zu geben, zugleich ihm zu bedeuten, daß er sich nicht mehr vor ihm sehen zu lassen und die Briefe zurückzugeben habe, die ihm der Markgraf von Zeit zu Zeit geschrieben. Im Falle er diese Briefe unverweigerlich zurückgeben würde, sollte ihm erlaubt sein, solange er wolle und solange er sich ruhig verhalte, zu Schwabach zu bleiben, im entgegengesetzten Fall aber sollte er arretiert, seine Papiere ihm abgenommen und er über die Grenze gebracht werden.

Bei seiner Ankunft zu Schwabach traf der Verfasser den Saint-Germain zu Bette liegend an, denn trotz seines Pochens auf seine Gesundheit und sein hohes Alter hatte er oft Anfälle von Gicht.

Er gestand auf den ihm gemachten Vorhalt, den er sehr gelassen anzuhören schien, daß er alle obenbemerkten Namen bis auf den von Soltikow von Zeit zu Zeit angenommen habe, daß er aber allenthalben unter diesen Namen als ein Mann von Ehre bekannt sei, und daß, wenn ein Verleumder sich etwa erlauben sollte, ihm schlechte Handlungen aufzubürden, er bereit sei, sich auf eine genügende

DER WUNDERARZT

Nach einer zeitgenössischen Karikatur

Art auszuweisen, sobald er wisse, wessen man ihn beschuldige, und wer der Ankläger sei, der gegen ihn aufzutreten gedenke.

Er fürchte keine Verfolgungen als diejenigen, welchen ihn sein Name aussetzen könne. Er behauptete standhaft, dem Markgrafen keine Unwahrheit in Ansehung seines Namens und seiner Familie gesagt zu haben. Die Beweise seiner Herkunft befänden sich aber in den Händen einer Person, von der er abhängig sei, eine Abhängigkeit, die ihm in dem Laufe seines Lebens die größeste Verfolgung zugezogen. Eben diese Verfolgungen und Attentate, wie er sich ausdrückte, hätten ihn verhindert, die großen Kenntnisse, die er besitze, werktätig zu benutzen, er habe sich dieserhalben an einen Ort zurückgezogen, in dem er unbekannt und unbemerkt leben zu können geglaubt; jetzt sei der Augenblick gekommen, in dem er das, was er versprochen, ins Werk setzen könne und werde, wenn man ihn nicht selbst daran hindere.

Auf die Frage, warum er den Markgrafen nicht unterrichtet habe, daß er unter verschiedenen Namen in so manchen Staaten und Städten aufgetreten, erwiderte er, daß er dies nicht für nötig gefunden habe, weil er geglaubt, daß man ihn, da er nie etwas von dem Markgrafen verlangt, da er niemand beleidigt oder in Schaden gesetzt habe, nicht hiernach, sondern nach seinen Handlungen beurteilen würde. Niemals sei es ihm eingefallen, das Vertrauen des Markgrafen zu mißbrauchen, er habe seinen wahren Namen angegeben, in kurzer Zeit würden seine Handlungen keinen Zweifel über seine Denkungsart hinterlassen, und dann würde er Proben seiner Herkunft vorlegen können.

Die ungünstige Meinung, die man dem Markgrafen gegen ihn beigebracht habe, falle ihm sehr empfindlich, er werde aber, falls man das, was jetzt vorgehe, heimlich

halten wolle, fortfahren, seine Versprechungen zu erfüllen und den Markgrafen dadurch zwingen, ihm seine Achtung wieder zu schenken, im Gegenteil werde er sich genötigt sehen, das Land zu verlassen. In dem weiteren Verfolg dieser Unterredung äußerte er, daß er die erste Bekanntschaft des Grafen Orlow zu Venedig gemacht habe. Das Patent, das er von ihm erhalten, und das er bei dieser Gelegenheit nochmals vorzeigte, war von dem Grafen zu Pisa ausgefertigt und auf den Chevalier Welldone verlautend, auch erwähnte er hierbei des Vertrauens, mit welchem ihn Ludwig XV. beehrt, der ihn in den 1760er Jahren zur Einleitung einer Friedensunterhandlung mit England heimlich gebraucht. Seine genaue Bekanntschaft mit dem Marschall von Belle-Isle habe ihm aber den Haß des Grafen von Choiseul zugezogen, der nach England geschrieben und seine Verhaftung von dem Minister Pitt verlangt. Ludwig XV. habe ihn hierauf von dem ihm bevorstehenden Schicksal unterrichtet und ihm den Rat gegeben, nicht wieder nach Frankreich zu kommen.

Diese Anekdote stimmt also mit demjenigen, was Baron Gleichen in seinen „Mémoires" erwähnt, vollkommen überein, und noch weit stärker wird sie durch dasjenige bestätigt, was man über ihn in Friedrichs II. „Oeuvres posthumes" T. IV p. 73 findet. Der König bezeichnet ihn als einen Menschen, den man nie habe enträtseln können: „Un homme qu'on n'a jamais pu déchiffrer. Il se produisit sous le nom de Comte de Saint-Germain."

Die Briefe des Markgrafen gab er mit scheinbarer Rührung bis auf einen einzigen zurück, den er, wie er sagte, dem Grafen Orlow mitgeteilt habe. Nach diesem Vorgang blieb er noch einige Zeit ganz still zu Schwabach, von wo aus er über Dresden, Leipzig und Hamburg sich nach Eckernförde im Schleswigschen verfügte und daselbst zu Anfang des Jahres 1780 an einem Schlagfluß, der ihm

gleich die Zunge lähmte, wahrscheinlich in einem Alter von etlichen achtzig Jahren, seine abenteuerliche Laufbahn beschloß.

Sonderbar ist sie genug, diese Laufbahn. Es bleibt sonderbar, daß ein Mann, der sich in seinem ganzen Leben unter so verschiedenen Namen in der großen und kleinen Welt herumgetrieben, nie dem Richter oder der Polizei in die Hände gefallen. Unstreitig verstand er die Kunst, die Neigung der Menschen zum Wunderbaren zu benutzen und zu unterhalten, und wie oft mag er Veranlassung gefunden haben, mit Figaro auszurufen: „Que les gens d'esprit sont bêtes!"

Daß er große chemische Kenntnisse besessen, davon konnte sich der Verfasser nicht überzeugen. Seine Präparate fielen in die Augen, allein es waren lauter Versuche im kleinen, zu den Fertigungen und Zubereitungen von Leder kamen ätzende Sachen, als Vitriolspiritus, Vitriolöl u. dgl.

Nie hat er, solange er in Schwabach war, irgendeinen Artikel ins Große gefertigt. Die obenerwähnten Steine, deren auch Baron Gleichen gedenkt, waren zwar schön und würden vielleicht, unter echten Schmuck gefaßt, selbst das Auge eines Kenners getäuscht haben, aber es waren keine Edelsteine, sie widerstanden der Feile nicht, und ebensowenig hatten sie das Gewicht echter Steine. Saint-Germain selbst hat sie nie für Brillanten ausgegeben. Der Verfasser besitzt noch einen dieser Steine und ein Stück von der Masse, aus der sie vermutlich gefertigt worden. Das Semilor, das Saint-Germain als eine wichtige Erfindung ausgab, verlor in kurzer Zeit seinen Glanz und wurde so schwarz wie das schlechteste Messing. Eine Fabrik von diesem Metall, die zu L. errichtet worden, wurde nach kurzer Zeit geschlossen.

Unter den Proben seiner geheimen Künste zeigte er einst ein großes Taschenmesser, dessen eine Hälfte wie Blei bieg-

sam, die andere aber unbiegsam und hartes Eisen war. Er wollte dadurch einen Beweis des Geheimnisses geben, das er besitze, das Eisen so biegsam und duktil wie Blei zu machen, ohne daß es dadurch etwas von seinen übrigen Eigenschaften verliere. Diese Erfindung wäre nun freilich von bedeutendem Nutzen gewesen, allein man konnte ihn nie bewegen, den Versuch im großen zu machen.

Seine chemischen Kenntnisse waren allem Anschein nach empirisch. Besonders rühmte er sich, medizinische Kenntnisse zu besitzen und durch diese zu einem hohen Alter gelangt zu sein. Seine Vorschriften bestanden besonders in einer strengen Diät und dem Gebrauche eines Tees, den er Thé de Russie oder Acqua benedetta nannte.

Was für Ressourcen Saint-Germain gehabt haben möge, um die nötigen Ausgaben seiner Existenz zu bestreiten, dürfte schwer zu erraten sein. Der Verfasser dieses Berichts vermutet, er habe das Geheimnis besessen, Diamanten von Flecken zu reinigen, die man bisweilen in solchen antrifft, und wodurch ihr Wert ansehnlich verringert wird, doch ist dieses eine bloße Vermutung.

Lieblos würde es sein, diesen Mann für einen Betrüger zu erklären. Hierzu gehören Beweise, und diese hat man nicht. Solange er im Verhältnisse mit dem Markgrafen stand, hat er nie etwas begehrt, nie etwas von dem mindesten Werte erhalten, nie sich in etwas gemischt, das ihn nicht anging. Bei seiner äußerst einfachen Lebensart waren seine Bedürfnisse sehr eingeschränkt. Hatte er Geld, so verteilte er's unter die Armen. Daß er irgendwo Schulden hinterlassen, ist nicht bekannt, doch hat der Verfasser lange nachher erfahren, daß er in den letzten Zeiten seines Aufenthalts in Schwabach einen Baron von L. zu Spekulationen verleitet, die ihn um manche Tausend Gulden ärmer gemacht haben. Da aber diese Sache nicht zur Klage kam, so scheint kein Betrug dabei untergelaufen zu sein.

Unerklärbar bleibt es immer, durch welche Mittel dieser Abenteurer, besonders in großen Städten wie Paris und London, auf eine anständige Art leben und in der großen Welt den Zutritt bei höheren Ständen finden konnte.

Sein in jüngeren Jahren gefertigtes Porträt fand der Markgraf in Paris bei Madame d'Urfé oder Rochefoucault, er brachte eine Kopie davon zurück, und diese befindet sich noch zu Triesdorf in den Zimmern, die Saint-Germain einst bewohnt hat.

Aus „Curiositäten" 1820.

Das himmlische Bett

James Graham

Ein neueres Beispiel von dem britischen Unternehmungsgeist gab Doktor Graham, ein Schottländer, im Jahre 1780 mit seinem himmlischen Bette, das ihn mit dem dazugehörigen Apparatus 16000 Pfund Sterling gekostet haben soll. Der Einfall war äußerst original und ganz ohne Beispiel. Ein Mann, der von seinem Vermögen in seinem Vaterlande im Überfluß leben konnte, verließ es und wagte alles das Seinige, um in einem andern Lande den Scharlatan zu spielen. Seine Hoffnung war indessen auf Kenntnis der Menschen gebaut, und der Erfolg hat bewiesen, daß er sich nicht betrogen hat. Er hatte zu viel Verstand, um ein Enthusiast seiner geheimen Wissenschaft zu sein, es bleibt daher nichts übrig, als ihn in die Klasse kluger Betrüger zu setzen. Sein Haus nannte er den Tempel der Gesundheit, wo er als Oberpriester dieser Gottheit seinem Vorgeben nach das Nützliche mit dem Angenehmen und die Pracht mit der Arzneikunst verbunden hatte. Man sah die äußerste Pracht allenthalben in diesem Tempel, künstlich gemachte elektrische Feuer, die bogenartigen Schimmer verbreiteten und Strahlen von sich warfen, transparente Gläser von allen Farben, mit kluger Wahl und vielem Geschmack angebracht, kostbare Vasen mit den vortrefflichsten Wohlgerüchen angefüllt, die eine Art von schmachtenden Begierden erweckten. Alles dieses, das er jedermann umsonst zeigte, war hinreißend und spannte die Vorstellung von

denjenigen Dingen, die im Heiligtume des Tempels zu sehen waren, aufs höchste, da Pracht, Kunst und Erfindung schon in dem Vorhofe desselben erschöpft zu sein schienen.

Dieser Äskulap gab für den Preis einer Guinee gedruckte Lebensregeln, vermittels welchen er vorgab, der Unfruchtbarkeit des einen und dem Unvermögen des andern Geschlechts abzuhelfen. Nach einer sehr umständlichen Anzeige der nötigen Vorbereitungen, die erfordert wurden, um mit gutem Erfolg an dem Erzeugungswerk zu arbeiten, worunter er die Reinlichkeit auch als ein sehr wirksames Mittel anpries, empfahl er sehr die Moderation bei den Opfern, die man dem Hymen darbringt. Er verlangte, man sollte zeitig zu Bette gehen und früh aufstehen, die Fenster des Schlafzimmers nicht mit Laden verwahren, damit das Licht, besonders aber das Mondlicht, hereindringen könne. Er gestand jedoch dabei, daß er keine Ursache dieses Vorzugs anzugeben wüßte. „Aber", sagt er in seinen Ankündigungen, „es gibt so viele Dinge, die da sind, was sie sind, ohne daß wir das Geringste davon begreifen können; daher kann man von mir keine besondern Erklärungen über alles dasjenige verlangen, was ich zum Grunde legen werde."

Er riet den Ehemännern und Weibern, sich mit Singen zu unterhalten, „denn dadurch werden die Seelen eines glücklichen Paares weich gemacht und mit Liebe und Harmonie erfüllt, ihre Körper und Seelen begegnen sich, mischen sich, überlassen sich dem Eifer einer himmlischen Entzückung und fliegen gleichsam nach Elysium. Diese glücklichen Wesen glauben sodann, nicht mehr Einwohner dieser Unterwelt zu sein."

In diesem Tone fuhr er fort, bis er zu seiner Hauptbatterie kam: „Wenn man meinen Vorschriften auf das genaueste nachgekommen ist und, um sich zu stärken, den göttlichen Balsam eingenommen hat, den ich zubereite und

für das Wohl der Menschheit nur für eine Guinee die Bouteille verkaufe, wenn, sage ich, ungeachtet aller dieser Mittel man nicht seinen Zweck erreicht, so bleibt mir noch ein außerordentliches Mittel übrig, dessen Erfolg aber unfehlbar ist. Dieses ist ein wunderbares und himmlisches Bett, das ich Magnetico-Electric nenne, es ist das erste und einzige, das in der ganzen Welt existiert oder jemals vorhanden gewesen ist. Es steht im zweiten Stock in einem großen und prächtigen Zimmer, rechter Hand meines Orchesters, im Vorderteil meiner reizenden Einsiedelei. In einem benachbarten Kabinett ist ein Zylinder, durch welchen die Ausflüsse des himmlischen und alles belebenden Feuers in das Schlafzimmer geleitet, sowie auch die Vapeurs stärkender Medikamente und orientalisches Räucherwerk durch gläserne Röhren dahin geführt werden. Das himmlische Bett selbst ruht auf sechs massiven und transparenten Säulen, die Bettücher von Purpur und himmelblauem Atlas sind über Matratzen gebreitet, die mit arabischen und andern morgenländischen Essenzen parfümiert sind, und zwar im Geschmack des persischen Hofes, wie es in dem Zimmer der Favoritsultanin im Serail des Großherrn befindlich ist. Dieses Bett ist das Resultat eines unermüdeten Fleißes und der hartnäckigsten Arbeit, ohne die Kosten zu rechnen, die unermeßlich sind. Übrigens unterlasse ich keine Behutsamkeit, welche die Delikatesse sowohl als der Wohlstand nur immer verlangen können; denn weder ich noch meine Leute haben nötig zu wissen, wer die Personen sind, die in diesem Zimmer ruhen, das ich das Sanctum Sanctorum nenne. Man zeigt niemals das himmlische Bett denjenigen, die durch Neugierde gelockt den Rest meines Apparatus zu sehen kommen. Diese Behutsamkeit ist nicht weniger weise als delikat; denn wer könnte dem Vergnügen, ja der Entzückung Widerstand tun, die dieser bezaubernde Ort erregt, welcher neue Ideen von Verfeinerung einflößt, wo-

VESTINA, the ROSY GODDESS of HEALTH! presides at the Evening Lecture, at the Temple of Health, Adelphi, assisting at the display of the Celestial Meteors, and of that sacred vital fire over which she watches, and whose application, in the cure of diseases, she daily has the honour of directing. The descriptive exhibition of the Apparatus, in the day time, is conducted by the officiating junior Priest; but

The CELESTIAL BRILLIANCY of the Medico-Electrical Apparatus will be exhibited THIS and TO MORROW EVENING, exactly at eight o'clock,

By Dr. GRAHAM himself,

Who will have the honour of explaining to the Nobility, Gentry, and to Persons of Learning and of Taste, the true nature and effects of Electricity, factitious Air, and Magnetism, when applied to the Human Body. Admittance 5s.

This Apparatus, which visibly displays, as it were, the various faculties of the material soul of universal and eternal nature, is acknowledged by all who have seen it, to be by far the largest, most useful, and most magnificent that now is, or ever was in the world; and it may be inspected every day, from ten o'clock in the morning, till four in the afternoon. Admittance 2s. 6d.

Artikel der Zeitung „New Advertiser" Nr. 7, 1780, über den „Tempel der Gesundheit" zu London

Nach dem Original im Brittischen Museum

Übersetzung:

VESTINA, die ROSIGE GOETTIN der GESUNDHEIT, präsidiert der Abend-Vorlesung im Tempel der Gesundheit, Adelphi, wohnt dem Spiel der himmlischen Meteore bei und bewacht das heilige Lebensfeuer, dessen Anwendung bei der Heilung von Krankheiten sie täglich leitet. Die Ausstellung und Erklärung des Apparats erfolgt tagsüber durch die amtierenden jüngeren Priester; aber

der HIMMLISCHE GLANZ des Medico-Elektrischen Apparates wird HEUTE und MORGEN ABEND, pünktlich um 8 Uhr gezeigt werden,

Von Dr. GRAHAM in eigener Person,

der sich die Ehre geben wird, dem hohen und niederen Adel und Personen von Bildung und Geschmack die wahre Natur und die Wirkungen der Elektrizität, des künstlichen Äthers und des Magnetismus auf den menschlichen Körper zu erklären. Eintrittspreis 5 Schilling.

Dieser Apparat, der gleichsam die verschiedenen Kräfte des materiellen Lebensprinzips in der universellen und ewigen Natur sichtbar darstellt, ist von allen, die ihn gesehen haben, als der größte, praktischste und glänzendste anerkannt worden, der gegenwärtig besteht oder jemals in der Welt gezeigt worden ist. Er kann täglich, von 10 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags besichtigt werden. Eintrittspreis 2 Schilling 6 Pence.

durch die Wollust und der vervielfältigte Genuß der sinnlichen Vergnügungen aufs höchste gebracht wird, wovon aber die Folge ist, daß unsre Tage verkürzt und die Triebfedern des Körpers und der Seele geschwächt werden. Diejenigen, die in diesen wonnereichen Ort dringen wollen, werden ersucht, mich schriftlich davon zu benachrichtigen und ihre gewählte Nacht zu bestimmen, hiebei wird eine Banknote von fünfzig Pfund Sterling gelegt, für welche sie ein Einlaßbillett empfangen werden."

In einer Note, die zum Supplement der Beschreibung des himmlischen Bettes dient, fügt der Doktor hinzu: „Nichts ist erstaunenswürdiger als die göttliche Energie des himmlischen und elektrischen Feuers, womit dieses Bett angefüllt ist, sowohl als mit einer Mischung magnetischer Ausflüsse, die sehr wirksam sind, den Nerven alle ihre nötige Kraft zu geben. Zu diesem allen kommen noch die melodischen Töne der Harmonika, der Zölestina, sanfter Flöten, angenehmer Stimmen und einer großen Orgel. Die Macht und Eigenschaft dieses zusammengesetzten Ganzen kann nicht fehlen, bei Philosophen und Ärzten Verwunderung und Vergnügen zu erregen. Man hat niemals auf ein ähnliches Mittel gedacht, um die Unfruchtbarkeit der Weiber zu heben, sie zu Müttern zu machen und dem bejahrten Manne seine ursprüngliche Kraft wiederzugeben."

Man würde den Engländern unrecht tun, wenn man glaubte, daß die Hoffnung der wunderbaren Wirkungen sie so häufig zu diesem himmlischen Bette führte. Fast jedermann sah diese glänzende Farce für das an, was sie wirklich war. Genug, Graham und reiche, nach Wollust jagende Engländer befanden sich wohl dabei. Wie viele gibt es deren nicht, die hundert und mehr Guineen an einem Abend in einer Taverne oder einem Bagno verschwenden, ja in den großen Subskriptions-Spielhäusern Tausende verspielen? Warum sollte nicht ein solcher, der nun

einmal sein Geld los sein will, fünfzig Pfund anwenden, um sich ein Vergnügen zu verschaffen, wobei alle seine Sinne berauscht werden und er eine nie empfundene sinnliche Wollust genießt? Junge Leute, die, mit Geld reichlich versehen, aus der Provinz kommen, um sich eine kurze Zeit in London zu vergnügen, Offiziere von der Marine und Kaper, die große Summen für Prisen bekommen haben und solche schlechterdings in wenigen Tagen anbringen wollen, da sie der Dienst und die Hoffnung neuer Beute wieder auf die See treibt, Leute, die mit Reichtümern beladen aus Ostindien kommen, unterhaltene Mätressen der Großen, die Lust haben, die neue Art von Wollust zu versuchen, und ihren Liebhabern deshalb anliegen, welche sich um so viel eher dazu bequemen, da hiebei das äußerste Inkognito beobachtet werden kann — diese waren die Hauptkunden unseres Doktors, ohne die Menge andrer Verschwender zu rechnen. Denn Verschwendung und Pracht steigen hier täglich. Ich glaube, wenn Graham zwei solche Betten gehabt hätte, so würden sie doch nicht überflüssig gewesen sein.

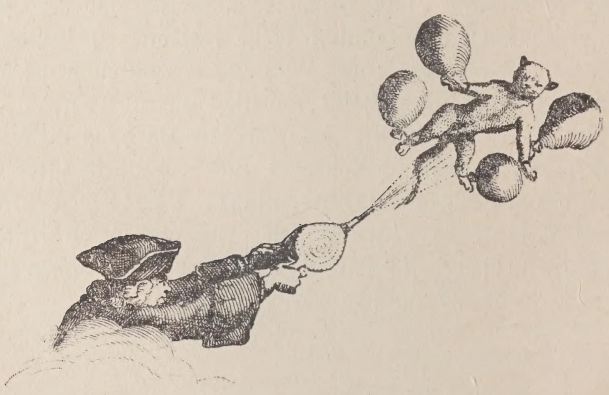
Dieser Mann scheint das menschliche Herz sowohl als auch diese sonderbare Stadt genau gekannt zu haben. Seine Unternehmung konnte nicht wohl fehlen. Ich behaupte, daß London in Betracht der sinnlichen Vergnügungen Paris nicht das geringste nachgibt, wo nicht gar übertrifft.

Im März 1784 ließ Graham den Vorhang zufallen, schloß seinen Gesundheitstempel und verkaufte öffentlich alle dazugehörigen außerordentlichen Dinge: den prächtigen Tempel des Apollo, den erstaunlichen elektrischen Apparat nebst den sich selbst bewegenden musikalischen Maschinen, ja das himmlische Bett selbst.

J. W. v. Archenholtz.

London. Den 12ten April. Der exzentrische Doktor Graham, der sich ehemals durch sein himmlisches befruchtendes Bett und Vorlesungen über Befruchtung und Erdbad so berüchtigt machte, ist von Lissabon zurückgekehrt und hat heute angezeigt, daß er am Abend eine Vorlesung über die Kunst halten will, ohne Essen ein gesundes und langes Leben zu führen. Er hat vor dem Lord-Mayor beschworen, daß er auf seiner Reise 14 Tage und Nächte gefastet und nichts als Wasser getrunken habe. Er verspricht, seine Zuhörer in die Geheimnisse der großen, ehrwürdigen, sich stets gleichbleibenden Natur einzuleiten, und gibt vor, das Mittel erfunden zu haben, wie Leute bei Kuren in gewissen Krankheiten, in Hungersnot oder bei Belagerungen in Garnisonen ganze Monate lang hungern können, ohne zu sterben. Er zeigt die von ihm erfundenen Erdmaschinen, wo die Natur durch unzählige Mündungen, die Luftlöcher der Haut, die feinsten, nährendsten Teilchen der Erde einsaugt, die zu Leben, Gesundheit und Stärke nötig sind. Es ist kein Zweifel, daß er eine große Versammlung haben werde.

Straßburger Kurier, 1793, Nr. 103.



Der Groß-Cophta

Graf Alexander Cagliostro

Lebenslauf, seltsame Abenteuer, Ränke und Schwänke des Grafen Cagliostro

Die eigentümliche Richtung, in welcher das 18. Jahrhundert seine Leichtgläubigkeit kundtat, ist von keinem in so großem Stil und im ganzen mit so geringen Mitteln höherer Geisteskraft und Bildung ausgebeutet worden als von Joseph Balsamo, der sich Cagliostro nannte. Die Pariser Polizei, die römische Inquisition und literarische Bemühungen, an denen sich selbst ein Goethe beteiligte, haben den äußern Lebensgang des Mannes so ziemlich festgestellt, aber keineswegs noch alle Rätsel gelöst und schwerlich alles in das rechte Licht bringen können.

Die Geschichten freilich, die er selbst von seiner Herkunft erzählte, kontrastieren gar stark mit den amtlichen Ermittlungen, und doch zeigt sich auch bei jenen, daß der Abenteurer nur den nüchternen Kern der Wahrheit in seinen Zwecken entsprechender Weise ausschmückte und mit luftigen, phantastischen Hüllen umgab. Er behauptete, daß seine frühesten Erinnerungen ihn in den Orient führten. In Medina habe ihn der weise Althatas in fürstlicher Pracht erzogen, zahlreiche Sklaven hätten ihm zu Diensten gestanden, und selbst der Mufti habe ihn oft besucht. Im zwölften Jahre sei er mit Lehrer und Dienern nach Mekka gezogen und habe hier drei Jahre bei dem ihm verwandten Scherif gelebt, der endlich den „unglücklichen Sohn der

Natur" zu weitern Reisen entlassen habe. In Ägypten habe er die Weisheit jener Priester gelernt, welche die Phantasie fremder Völker so lange schon in das Innere der Pyramiden versetzte und dort sich an der Überlieferung einer ursprünglichen, der übrigen Menschheit verlorengegangenen geheimnisvollen Weisheit erfreuen ließ. Im Jahre 1766 endlich sei er in Malta angelangt und von dem Großmeister mit glänzenden Ehren empfangen worden. Hier habe er aus dunkeln Andeutungen des Großmeisters zu entdecken geglaubt, daß eine Prinzessin von Trapezunt seine Mutter sei. Sein Führer Althatas sei in Malta als Christ und Priester gestorben, und nun habe sich Cagliostro mit dem ihm vom Großmeister als Begleiter zugeteilten Chevalier d'Aquino nach Neapel begeben, von wo an seine Laufbahn öffentlich wurde. Später wollte er auch einmal seinen Stammbaum auf Karl Martell zurückführen.

Die Wirklichkeit nimmt sich nun allerdings weniger glänzend und romantisch aus, doch sieht man wohl, welche Anhaltspunkte sie der Erfindungsgabe des Balsamo geboten hat. Gleich die Abstammung von Karl Martell war ihm dadurch an die Hand gegeben, daß sein mütterlicher Urgroßvater Matthäus Martello hieß, er aber überhaupt veranlaßt war, sich mehr auf seinen mütterlichen als auf seinen väterlichen Stammbaum zu stützen, da der letztere wahrscheinlich auf Juden zurückführte.

Joseph Balsamo ward am 8. Juni 1743 zu Palermo geboren, erhielt den ersten Unterricht im Seminar von St. Roch zu Palermo, von wo er im dreizehnten Lebensjahre in den Konvent der Barmherzigen Brüder zu Cartagirone kam. Hier gewann er die Gunst des Bruders Apotheker und scheint diesem die Grundlage der medizinischen Kenntnisse verdankt zu haben, die er besaß und später sehr gut für seine Zwecke zu gebrauchen wußte. Jedenfalls scheint er für Chemie und Botanik Sinn gehabt zu haben. Seine Auf-

führung soll die schlechteste gewesen sein und er den guten Brüdern viele Not gemacht haben. Am meisten kränkte sie, daß er beim Vorlesen der Martyrologien während der Abendtafel den Namen der Heiligen die von Räubern und Kurtisanen unterschob. Nach einigen soll er sich den Züchtigungen, die ihm dergleichen Streiche immer öfter und nachdrücklicher zuzogen, durch die Flucht entzogen haben, nach andern fortgeschickt worden sein. Genug, er kehrte nach Palermo zurück und scheint von nun an nach seiner Manier gelebt zu haben. Zunächst entwickelte er Geschicklichkeit im Fechten und Zeichnen. Die erstere Kunst verleitete ihn zu vielfachen Raufhändeln mit wilden Gesellen und mit der Polizei. Das Zeichnen führte ihn keineswegs in die hohen Regionen der Kunst, wohl aber zu einer sehr gefährlichen Fertigkeit in Nachahmung fremder Hände, überhaupt in Fälschungen. Und in der Tat soll er in dieser frühen Zeit schon hauptsächlich von Betrug und Spekulationen auf die Leichtgläubigkeit der Menschen gelebt haben. Magische Schwindeleien, Schatzgraben, Nachahmung von Theaterbilletts und geistlichen Dispensationsscheinen, nebst gelegentlichem Kuppeln, das sollen die Mittel gewesen sein, durch welche er sich jahrelang in Palermo erhielt. Mit seinen Betrügereien scheint sich immer zugleich ein gewisser Übermut und eine Art von Humor verbunden zu haben. So hatte er einem Goldarbeiter Murano sechzig Unzen Gold abgelockt und ihn dafür auf einen in einer Höhle am Meeresufer zu findenden Schatz verwiesen. Den armen Murano empfingen in jener Höhle verkleidete Teufel, die ihn tüchtig mit Prügeln zudeckten.

Balsamo hatte zugunsten eines Marchese Maurigi ein falsches Testament gefertigt, wodurch eine fromme Stiftung um einige Güter gebracht werden sollte, und die Vertreter der Stiftung kamen dem Betrug auf die Spur. Balsamo sah jedenfalls, daß er besser tue, der Justiz von Palermo

und der Privatrache der Verletzten einige Zeit aus dem Wege zu gehen. Er ging zunächst nach Messina und schloß sich hier einem gewissen Altotas an — dem weisen Althatas seines Romans — von dem man nicht weiß, ob er ein Spanier oder ein Grieche gewesen, der sich aber viel im Orient herumgetrieben hatte und ein gewandter Taschenspieler gewesen sein mag. Mit ihm scheint Balsamo allerdings Reisen im Archipel, nach dem Orient und Ägypten gemacht und ihm seine Künste abgelernt zu haben. Auf diesen Reisen und in dem Umgange mit Altotas eignete er sich auch einige Kenntnis orientalischer Sprachen an, durch die er später seinem Publikum imponierte. In Malta war er allerdings mit dem Großmeister Pinto in Verkehr, aber nicht als Sohn einer Prinzessin von Trapezunt, sondern als einer der vielen, welche die alchimistischen Passionen des Großmeisters benutzten. Er wußte sich aber bei demselben in so gutem Kredit zu erhalten, daß er von ihm die wirksamsten Empfehlungen nach Rom und Neapel erhielt. In Rom führte ihn der malteſische Gesandte, Baron Breteuil, in die ersten Häuser ein, und er will daselbst die besondere Gunst Klemens' XIII. und des Kardinals von York genossen haben.

Im Jahre 1770 verheiratete er sich mit einem Dienstmädchen, Lorenza Feliziani, der Tochter eines Gürtlers, die sich ihm durch ungemeine Schönheit empfahl, und die er für ein kalabresisches Fräulein Seraphina Felichiani ausgab. Ob er sie bloß aus gewinnsüchtiger Spekulation auf ihre Reize gewählt habe, ob er hier bloß Kuppler gewesen sei, lassen wir dahingestellt sein. Gewiß ist, daß er sich später zu ihren zahlreichen und einträglichen Verbindungen mit andern Männern gleichgültig verhielt, sie selbst ihn aber bis zu seiner letzten Katastrophe begleitet hat und fast immer das willigste Werkzeug seiner Spekulationen war.

Er soll nun in Verbindung mit zwei Landsleuten, Agliata

GRAF ALEXANDER CAGLIOSTRO
Nach einem Gemälde von Francesco Bartolozzi
gestochen von R. S. Marcuard (1786)

und Nicastro, welcher letztere später gehängt wurde, falsche Wechsel gemacht haben. Nicastro verriet ihn, und Cagliostro entfloh mit Agliata, dem er auf dieser Reise seine Frau überlassen und sich dafür des jungen Sekretärs desselben bedient haben soll, nach Bergamo. Hier gab er sich für einen preußischen Obersten aus und zeigte ein selbstgefertigtes Patent vor, aber die Polizei wollte dieses nicht anerkennen. Agliata raubte seinen Gefährten ihre ganzen Habseligkeiten und ließ sie in gänzlichem Mangel zurück. Balsamo und seine Frau legten nun Pilgerkleider an und kündigten eine Wallfahrt nach Santiago de Compostela an. Ein von Abenteuern und Schwindeleien erfülltes Umherziehen brachte sie 1771 nach London. Hier mußten wieder die Reize der Frau die Unterhaltsmittel hergeben, und selbst ein reicher Quäker ging in die Netze Lorenzas, aus denen er sich nur mit hundert Pfund loskaufen konnte. Balsamo selbst soll aber während dieses ersten Aufenthalts in England zehn- und mehrmal wegen Gaunereien verhaftet gewesen sein. Seine unfreiwillige Entfernung aus England wird dem Umstande beigemessen, daß er einem Engländer, der ihn aus Mitleid zum Ausmalen eines Landhauses gebrauchte, eine Tochter verführte.

Balsamo ging nun nach Paris, wo ihm aber die Medizinalbehörde das Praktizieren untersagte. Dann machte er einen Ausflug nach den Niederlanden und Deutschland und erschien auf einmal wieder in Palermo, wo er als Marchese Pellegrini auftrat. Die Polizei hätte ihn vielleicht vergessen, aber die Rachsucht des geprügelten Goldarbeiters Murano vergaß ihn nicht. Er wurde verhaftet. Doch auch hier half ihm seine Frau und seine ehemännliche Toleranz heraus. Lorenza wußte die Gunst eines mächtigen sizilianischen Prinzen zu gewinnen, welcher durch Gewalttätigkeiten, die so weit gingen, daß er den Anwalt des Klägers im Vorzimmer des Gerichts mißhandelte, die Gegner so einschüch-

terte, daß Balsamo wieder in Freiheit gesetzt wurde. Um das Geld zu seiner Abreise zu bekommen, mußte er Sachen versetzen, auf deren Einlösung seine Schwester vierzehn Unzen verwendete, die sie nie zurückerhalten hat, und die ihr zu erstatten Goethe in starker Versuchung war.

Er ging nun über Malta, Neapel und Marseille nach Spanien, wo er namentlich Barcelona, Valencia und Kadiz besuchte, übrigens meist in preußischer Uniform und unter dem Namen eines Dr. Tischio reiste. Die Unterhaltsmittel schaffte ihm teils seine Frau, teils verkaufte er ein Schönheitswasser, machte aus Hanf Seide, aus Quecksilber Gold, schmolz kleine Brillanten und Perlen zu großen zusammen oder berechnete für andere die Lottogewinne kabbalistisch, was er gewiß für sich selbst getan haben würde, wenn er selbst daran geglaubt hätte.

Von neuem nach London gekommen, ward er in eine Freimaurerloge aufgenommen, und von da an datiert die Macht, die er eine Zeitlang besaß, das europäische Aufsehen, das er machte. Von nun an bewegte er sich fast nur in höhern und höchsten Kreisen, machte einen fürstlichen Aufwand und gab seinem ganzen Treiben einen neuen und glänzendern Charakter. Den Jargon der trockenen Phantasten und Geheimniständler wußte er meisterhaft zu handhaben und sich eine unglaubliche Gewalt über die Gemüter, besonders der Weiber und weiberähnlichen Männer, zu verschaffen. Man trug sein und seiner Lorenza Porträt auf Fächern, Ringen und Medaillons, fertigte Marmorbüsten mit der Unterschrift „Divo Cagliostro“. Denn den letztern Namen führte er nun ausschließlich. Nirgends hielt er sich lange an einem Orte auf, damit der Reiz der Neuheit nicht verfliege und für die Prüfung keine Zeit bleibe. Wurde seinen Jüngern gleichwohl die Zeit zu lang, bevor der versprochene Erfolg der magischen Operationen eintrat, so verwies Cagliostro sie darauf, daß dieser Erfolg

von ihrer moralischen Reinheit bedingt sei. Kam eine eigene Ausschweifung Cagliostros ans Licht, so erfuhr der Entdecker, daß ein zu wahrer geistiger Höhe gelangter Mensch gar nicht mehr mit seinem Körper sündigen könne.

Selbst die nüchternen Holländer wurden vom Schwindel ergriffen: im Haag erkannten alle Logen Cagliostro als Visitator an und empfingen ihn mit den glänzendsten Festen. Man ließ ihm hier keine Ruhe, bis er eine Damenloge unter dem Vorsitze seiner Frau, der es wahrhaftig nicht an der Wiege gesungen worden war, daß sie zu so hohen Dingen bestimmt sei, errichtete. Er fand ein eigenes freimaurerisches System, das er als das der ägyptischen Freimaurerei bezeichnete, und mit dessen Ausbreitung er sich nun rastlos beschäftigte, wiewohl er erst im Oktober 1784 dahin gelangte, das System durch Errichtung der großen Mutterloge „Zur triumphierenden Weisheit" zu Lyon zum Abschluß zu bringen. Er soll die Hauptidee dazu in London aus einem Manuskript eines gewissen Georg Topston geschöpft haben, leitete aber seinerseits das System von Enoch und Elias her, von denen es an die ägyptischen Priester gekommen sei, die es ihn in den Pyramiden gelehrt hätten. Anfangs stellte er sich nur als einen Sendboten des Elias oder Groß-Cophta dar, später aber rückte er selbst zu der Würde eines Groß-Kofi oder Groß-Cophta auf. Er wollte nun aus der Liebe eines Engels zu einem Weibe abstammen, den Engeln gebieten können und zu dem Zwecke entsendet sein, die Gläubigen durch physische und moralische Wiedergeburt zu hoher Vollkommenheit zu leiten. Mit der physischen Wiedergeburt beschäftigte man sich aber viel eifriger und gab viel speziellere, wenn auch wahnsinnige Mittel dafür an, als für die sittliche. Oder vielmehr, man faßte auch die letztere in einer ganz äußerlichen, materiellen Weise auf und wollte sie durch äußerliche, materielle Mittel bewirken. Durch das rote Pulver, die Materia prima oder

den Stein der Weisen sollten die Gläubigen eine nicht mehr vom Körper, sondern allein von der Gnade Gottes abhängige Lebensdauer erhalten (als wenn nicht schon jetzt ihre Lebensdauer von der Gnade Gottes abhinge), und durch das große Pentagon sollten sie die durch die Erbsünde verlorene Unschuld zurückerhalten. Für den letztern Zweck mußte man auf einem hohen Gebirge, dem der Name Sinai beizulegen war, ein Haus von drei Stockwerken errichten. In das mittelste Stockwerk, welches Ararat zu nennen war, hatten dreizehn Altmeister zu ziehen und sich darin vierzig Tage lang täglich achtzehn Stunden mit Gebet und Betrachtungen und Bereitung des Jungfernpergaments zu beschäftigen, wozu man entweder das mit Seide gereinigte Fell eines abortierten Lammes oder die Nachgeburt eines Judenknaben anzuwenden hatte. War man damit zustande, so traten die dreizehn Meister mit den sieben erstererschaffenen Engeln in Verbindung, und diese drückten nun auf ein Stück jenes Jungfernpergaments ihr Siegel, womit das große Pentagon gewonnen war. Die glücklichen Dreizehn wurden nun Meister und Häupter des Dienstes, rein und unschuldig, unbegrenzt in Einsicht und Macht, nur nach der Ruhe der Unsterblichkeit strebend. Nur ein solcher konnte von sich sagen: Ich bin, der ich bin. (In dieser Weise antwortete Cagliostro selbst auf jede Frage nach seiner Herkunft, zuweilen zeichnete er auch statt der Antwort eine Schlange, die einen Apfel im Munde hatte, und deren Schwanz in einen Pfeil auslief.) Jeder Wiedergeborene erhielt auch noch sieben Extrapentagone für Freunde und Freundinnen. Cagliostro ließ in der Tat auf einer Höhe bei Basel einen dreistöckigen Pavillon bauen, den er für diesen Versuch berechnet zu haben scheint.

Schwieriger war die physische Wiedergeburt zu erlangen, und das schlimmste war hier, daß das verdrießliche Experiment alle fünfzig Jahre wiederholt werden mußte.

Man hatte sich mit einem vertrauten Freunde auf das Land zurückzuziehen und sich zweiunddreißig Tage einer äußerst magern Diät zu unterwerfen, wozu am siebzehnten und zweiunddreißigsten Tage ein gelinder Aderlaß und am

Ein Freimaurer-Schurzfell

zweiunddreißigsten auch sechs Tropfen einer weißen Mixtur kamen, die man täglich bis zum Ende der Kur, und zwar jeden Tag zwei Tropfen mehr, zu nehmen hatte. Mit dem zweiunddreißigsten Tage legte man sich zu Bett und erhielt das erste Gran der Materia prima, das aber peinliche Folgen, nämlich eine dreistündige Ohnmacht mit

Konvulsionen, nach sich zog. Am dreiunddreißigsten Tage bekam man das zweite Gran, worauf sich Fieber, Delirium und der Verlust von Haaren, Zähnen und Haut einstellte. Am sechsunddreißigsten Tage erhielt man das dritte Gran und fiel darauf in einen langen Schlaf, in welchem alles Verlorene wieder wuchs. Am neununddreißigsten Tage nahm man ein Bad und schlürfte in einem Glase Wein zehn Tropfen vom Balsam des Groß-Cophta, worauf man am vierzigsten Tage vollkommen gesund und auf fünfzig Jahre verjüngt seine Straße ziehen konnte. Man konnte das Experiment alle fünfzig Jahre wiederholen, bis man ein Alter von 5557 Jahren erreicht hatte.

In den Logen war die Arbeit vorzüglich darauf gerichtet, mit den Engeln und den Propheten des Alten Testaments in Verkehr zu treten, und dies ward in folgender Weise vermittelt. Man ließ ein Kind, gleichviel ob Knabe oder Mädchen, kommen, und zwar soll Cagliostro, wenigstens auf Reisen, das erste beste von der Straße heraufgeholte dazu gewählt haben. Dieses Kind hieß die Taube. Der Groß-Cophta, oder wem er die Kraft durch Anhauchen übertragen hatte, legte dem Kinde die Hand auf das Haupt, hauchte es an und rieb ihm Kopf und Hand mit dem „Öle der Weisheit" ein. Hierauf ward es in einen Verschlag, der das Tabernakel hieß, gebracht und angewiesen, in die Hand oder in eine Schüssel voll Wasser zu blicken. Die ganze Versammlung betete lange Zeit, und dann ward das Kind gefragt, was es sehe. Wo Cagliostro selbst war, sah das Kind immer einen Engel oder Propheten, und es fand nun eine lange Unterredung zwischen dem Kinde und der Erscheinung statt, welche nach den Referaten des Kindes sorgfältig protokolliert wurde. Den Delegaten Cagliostros glückte die Operation nicht immer, und in London erschienen einmal statt Engeln lauter Affen. Doch zuweilen kamen auch hier Engel und Propheten. Zuweilen

sah das Kind auch den abwesenden Cagliostro und dessen Frau, beide verklärt. In einzelnen Fällen weiß man, daß die Kinder vorher abgerichtet wurden. In andern Fällen weiß man das nicht, ist es vielmehr unwahrscheinlich. Cagliostro hat bei seinem letzten Prozesse vor der Inquisition seine meisten Betrügereien eingestanden, ja vielleicht mehr bekannt, als er verschuldet hatte, aber in betreff dieses Punktes behauptete er standhaft, daß hier eine besondere, von Gott verliehene Kraft zugrunde liege — behauptete es, ungeachtet der Inquisition gegenüber ihm diese Behauptung mehr schaden mußte als das Eingestehen einer Täuschung. Auch seine Frau versicherte, daß ihr Mann, der sie sonst zur Mitwisserin all seiner Künste gemacht, in dieser Beziehung stets erklärt habe, sie sei zu schwach, um dieses Geheimnis fassen zu können. Auch kann man nicht annehmen, daß alle Logenmeister, die mit Kindern operierten, Betrüger gewesen seien. So mag man wohl meinen, daß hier in der Tat eine besondere psychische Einwirkung, vielleicht dem Rätselgebiete der sogenannten magnetischen Kraft angehörig, im Spiele gewesen sei.

Die Anhänger Cagliostros beteten ihn förmlich an. Stundenlang lagen sie zu seinen Füßen und glaubten, durch die geringste Berührung von ihm geheiligt zu werden. Bei der Psalmstelle „Memento Domine David et omnis mansuetudinis ejus“ ward in den Logen statt David Cagliostro gesungen. Im übrigen behielt er viele Einrichtungen und Zeichen der gewöhnlichen Freimaurerei bei und vermehrte nur die Zahl der Grade, öffnete auch die Logen allen Religionen und namentlich auch den Juden, die er für das redlichste Volk der Erde erklärte. Dabei stellte er sich als religiös dar, wollte dem Atheismus und der Verspottung des Heiligen entgegenwirken und ist selbst für einen Agenten der Jesuiten gehalten worden, deren Zeichen er allerdings überall anbrachte und zur Verehrung emp-

fahl. Das alles aber war nur Scharlatanerie und Maske, oder wurde doch nur ganz äußerlich und oberflächlich betrieben.

Vom Haag ging er auf kurze Zeit nach Venedig und dann nach dem Norden. In Berlin fand er keinen Anklang, ungeachtet er den Preußen erzählte, Alexander der Große lebe noch in Ägypten als Haupt einer Gesellschaft kriegerischer Magier, und diese hätten Friedrich dem Großen seine Siege verschafft.

Dann ging er über Danzig und Königsberg nach Mitau, wo er mit vieler Feinheit operierte und eine Zeitlang großen Anhang in den erlesensten Kreisen fand. Auch Elisa von der Recke gehörte zu den Gläubigen, wurde aber durch die Enttäuschung gründlich geheilt und schwärmte später nur für den Rationalismus. In Kurland gab er vor, von seinen Obern gesendet zu sein, um durch magische Operationen maurerische Schätze und Dokumente zu heben, welche seit Jahrhunderten auf dem Rittergute Wilzen verborgen lägen. Vom Gelingen der Sache schweigt die Geschichte. Cagliostro ging von Mitau nach Rußland. Er wollte hier als spanischer Oberst auftreten, wogegen der spanische Gesandte protestierte. Auch in Petersburg trat ihm der kaiserliche Leibmedikus Dr. Rugensohn so skeptisch entgegen, daß seines Bleibens daselbst nicht lange war. Er ging nun über Warschau nach Frankfurt am Main und Straßburg, und der enthusiastische Empfang, den er in diesen beiden Städten fand, konnte ihm als reicher Ersatz für die Kälte des Nordens gelten. Mit dem Kardinal von Rohan reiste er nach Paris, kam jedoch bald (1781) nach Straßburg zurück. Die Ärzte, die, wie die Priester, sein Leben lang seine Feinde waren, traten ihm hier aber so entschieden entgegen, daß er für gut fand, unter dem Vorwande, daß ein sterbender Freund ihn rufe, nach Neapel zu eilen, von wo er am 8. November 1782, seiner

Behauptung nach auf Einladung des Ministers Vergennes, wieder in Bordeaux eintraf. Er hielt sich nun in Frankreich, bis er in die bekannte Halsbandgeschichte des Kardinals Rohan verwickelt ward. Es ist weder erwiesen noch wahrscheinlich, daß er an dieser Schwindelei der La Motte irgendeinen Anteil gehabt. Er hatte eine andere Methode, den Kardinal zu benutzen, und würde seinen Gönner wohl eher gegen die Ausbeutung durch andere gewarnt und geschützt haben. In der Tat glaubt man, daß ihn die La Motte bloß deshalb in den Prozeß gezogen, weil er dem Kardinal, nachdem die Sache einmal entdeckt worden, zu voller Aufrichtigkeit geraten habe. In der Tat ist bei der Untersuchung kein Faktum gegen Cagliostro erhärtet worden, als daß er den Kardinal eingeladen hatte, gerade am Tage der Verhaftung des letztern (15. August 1785), bei ihm mit Heinrich IV., Voltaire und Rousseau zu Abend zu speisen. Das war nun allerdings ein Betrug, hing aber nicht mit der Halsbandgeschichte zusammen, sondern gehörte den ältern und selbständigen Schwindeleien Cagliostros an. Er war indes bei Beginn des Prozesses in die Bastille gesetzt worden, nachdem man ihn vorher fruchtlos veranlaßt hatte, die Flucht zu ergreifen, und im Endurteil vom 8. Mai 1786 wurde er aus Frankreich verbannt.

Während des Prozesses reichten seine Anhänger eine prachtvoll gedruckte und mit dem Bildnis Cagliostros ausgestattete Verteidigungsschrift bei dem Parlament ein, an welcher sogar d'Éprémenil Anteil gehabt haben soll. Als er entlassen ward, beleuchteten seine Anhänger ihre Wohnungen und feierten seine Befreiung durch Feste. Viele angesehene Männer begleiteten ihn nach Passy und St. Denis, wohin er sich zunächst begab, und als er sich zu Boulogne einschiffte, standen Tausende am Strande und flehten um seinen Segen.

Er ging nach England und ließ sofort eine Schrift erscheinen, worin er den Gouverneur der Bastille, Marquis Launay, und den Chevalier Chesnon beschuldigte, ihm seine Pretiosen entwendet zu haben. Zum Glück konnten sie den Ungrund dieser Beschuldigung unwiderlegbar erweisen. Ferner veröffentlichte er ein vom 20. Februar 1786 datiertes Sendschreiben an das französische Volk, worin die sehr natürlichen Wünsche eines eben aus der Bastille Entlassenen: Zerstörung der Bastille, Abschaffung der Lettres de cachet usw. in Form einer Prophezeiung vorgetragen wurden. Dieses Schreiben gab ihm später noch einen Vorwand, sich von Rom aus an die Nationalversammlung zu wenden und, da er sich große Verdienste um die Freiheit des französischen Volkes erworben habe, um die Erlaubnis zur Rückkehr zu bitten. Während seines damaligen Aufenthalts in London ist Cagliostro mit der Theological society der Swedenborgianer in Beziehung gekommen. Dagegen fand er einen sehr gefährlichen Gegner in dem Redakteur des „Courrier de l'Europe", Herrn Morand, der ihn mit Spott und nüchterner Wahrheit dermaßen verfolgte, daß er sich nicht länger in England halten konnte. Auch in Deutschland war ihm teils durch die selbstverleugnende Offenheit, mit welcher Elisa von der Recke mit ihrer eigenen Schwäche Cagliostros Nichtigkeit an den Tag gelegt hatte, und vielleicht mehr noch durch die falschen Beschuldigungen der Berliner Jesuitenriecher gegen ihn, der Boden unter den Füßen weggezogen worden. In Basel glückte es ihm noch, eine Mutterloge ägyptischer Maurerei für die Schweiz zu gründen. In Biel trat ihm die Obrigkeit in den Weg, und seine Frau mußte hier vor dem Magistrat beschwören, daß ihr Mann stets als redlicher Mann und guter Katholik gelebt habe und frühere entgegengesetzte Aussagen erlogen gewesen seien. In Turin duldete ihn die sardinische Regierung nicht. Aus Rovereto

vertrieb ihn Joseph II., und dessen Einfluß wußte ihn auch aus Trient, wo er sich durch verstellte Reue und falsche Beichten bei dem Fürstbischof einzuschmeicheln gewußt hatte, zu entfernen. Teils der Umstand, daß der Erzbischof ihm Empfehlungen nach Rom gegeben hatte, teils das Andringen seiner Frau, die zu den Ihrigen zurückzukehren und sich dadurch von ihrem Manne einigermaßen zu emanzipieren wünschte, mögen ihn bestimmt haben, sich nach Rom zu wenden, wo er das Ziel seiner Laufbahn finden sollte.

Anfangs lebte er sehr eingezogen, bald aber, wie er sagte durch Mangel getrieben, verschaffte er sich Eingang in die Loge „Zur Wiedervereinigung aufrichtiger Brüder" und suchte nun hier für die ägyptische Maurerei zu wirken. Sicher fühlte er sich nicht, denn er hatte ein Zirkular an alle Logen entworfen, worin er sie für den Fall seiner Verhaftung aufforderte, ihn zu befreien und nötigenfalls das Gefängnis in Brand zu stecken. Dagegen hatte er von seinen Papieren, soviel man weiß, nichts vernichtet. Er wurde durch einen seiner Adepten verraten und am 27. November 1789 auf die Engelsburg gebracht.

Die römische Inquisition hat seinen Prozeß mit einer Mäßigung und Milde geführt, wie sie diesem Tribunal sonst nicht zugetraut zu werden pflegt, und dem Prozesse eine dankenswerte Öffentlichkeit gegeben. Sie hat aber, ihrer Bestimmung gemäß, die Untersuchung weniger auf das ganze Treiben des Mannes als auf seine religiösen Meinungen gerichtet. Er bekannte endlich gänzliche Irreligiosität und Ketzerei und ward zum Tode verurteilt. Pius VI. verwandelte am 7. April 1791 die Todesstrafe in lebenslängliche Haft. Bei vollkommener Reue sollten auch die geistlichen Zensuren und Bußen erlassen werden. Lorenza ward in ein Strafkloster gebracht. Daß Cagliostro seinen Beichtvater zu erwürgen versucht habe, um in dessen Kleidern zu entfliehen, und daß man ihn 1797 bei

Annäherung der Franzosen tot in seinem Kerker gefunden habe, ein Opfer der Inquisition, scheint Fabel. Seine Zeit war vorüber, und politische Bedeutsamkeit hatte er nie, am wenigsten seit die Politik aus den Händen der Intriganten in die der Revolutionäre und Gewaltmenschen gekommen war. Übrigens soll Cagliostro bereits 1795 im Fort San Leo gestorben sein.

Die äußere Erscheinung Cagliostros wird von einigen als widrig und abstoßend geschildert, während andere günstiger geurteilt haben. Klein war er und als Sizilianer von brauner Farbe, soll auch später sehr fett geworden sein und geschielt haben. Doch habe er einen sehr schönen Kopf gehabt, der zum Modell eines begeisterten Dichters hätte dienen können. Seine Aussprache war nicht frei vom sizilianischen Dialekt, sein Ton, seine Gesten und Manieren waren die eines prahlerischen, anmaßenden und zudringlichen Scharlatans, was aber am Ende seine Verhältnisse mit sich brachten. In gewöhnlicher Konversation im vertrauten Zirkel soll er angenehm gewesen sein. Von seinen Reden, die er stets mit einem Degen in der Hand hielt, hat seine Frau geurteilt, daß sie nur ein weitschweifiger Gallimathias hochklingender Worte und endloser Tiraden gewesen seien. Möglich freilich, daß sie eben nichts davon verstanden hat, auch sah sie später überhaupt in Herabsetzung ihres Mannes ein Mittel, um sich zu entlasten.

Die Geldsummen, die ihm zu Gebote standen, oder die er effektiv verbraucht hat, sind zu manchen Zeiten so außerordentlich gewesen, daß sie durch alle bekannten Mittel, durch die er sich Geld zu verschaffen wußte, nicht erklärt werden können. Auf seinen Reisen brauchte er stets sechs Extrapostchaisen. Nach der gewöhnlichen Politik medizinischer Scharlatane machte er seinen Patienten keine Rechnung und verlangte keine Bezahlung, nahm aber wohl Geschenke und Darlehen von ihrer Dankbarkeit an. Es

wird gerühmt, daß er bei seiner ärztlichen Hilfe keine Mühe und Beschwerde scheute, und man erzählt in der Tat einige außerordentliche Kuren, die er bewirkt habe, neben denen aber auch manche unglückliche berichtet werden. Die Medikamente verteilte er umsonst, und nur seine Pillen verkaufte ein ihm attachierter Apotheker zu mäßigen Preisen. Sein sogenannter ägyptischer Wein soll nur ein stark gewürztes, stimulierendes Getränk, sein erfrischendes Pulver aus Salat und ähnlichen Blättern bereitet gewesen sein. Er bediente sich aber auch des giftigen Arum maculatum und wendete äußerlich den Bleizucker in starken Dosen an.

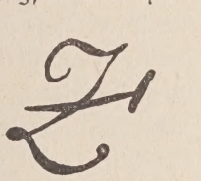
Friedrich Bülau.

Ich bin, der ich bin

Cagliostro erzählt seine Lebensgeschichte

Ich kenne weder meinen Geburtsort noch meine Eltern. Verschiedene Umstände meines Lebens haben Zweifel und Mutmaßungen in mir erregt, aber — ich wiederhole es — alle meine Nachforschungen über diesen Punkt haben mir über meine Geburt eine zwar hohe Meinung, aber doch immer nur ungewisse Nachrichten verschafft.

Meine ersten Kindesjahre verlebte ich in der Stadt Medina in Arabien. Ich wurde unter dem Namen Acharat erzogen, den ich auch auf meinen Reisen durch Afrika und Asien beibehielt. Ich wohnte in dem Palast des Mufti Salahaym.



Cagliostros Unterschrift

Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß ich vier Personen um mich hatte, einen 55—60jährigen Hofmeister namens Althotas, einen Weißen als meinen Kammerdiener und zwei Neger, davon einer Tag und Nacht um mich war.

Mein Hofmeister sagte mir beständig, daß ich schon im dritten Monat meines Lebens zur Waise wurde, und daß meine Eltern von gutem Stande und Christen waren, ihren Namen und meinen Geburtsort aber hat er mir beständig verschwiegen. Einige unbestimmte Äußerungen ließen mich vermuten, daß ich auf der Insel Malta geboren ward, ich konnte aber nie eine Gewißheit über diesen Umstand erlangen.

Althotas, an den ich stets mit Rührung denke, liebte mich wie seinen Sohn: er fand ein Vergnügen daran, meine Anlagen zu kultivieren, welche ich für die Wissenschaften äußerte. Ich kann sagen, daß Althotas sie alle besaß, von den abstraktesten an bis auf jene, die zum bloßen Vergnügen dienen. In der Botanik und medizinischen Physik machte ich den letzten Fortgang. Althotas lehrte mich, Gott anzubeten, den Nächsten zu lieben und ihm zu dienen und allenthalben die Religion und die Gesetze zu respektieren. Ich trug so wie er die türkische Kleidung, dem äußeren Schein nach bekannten wir uns zur Lehre Mohammeds, aber die wahre Religion lag in unsern Herzen.

Althotas lehrte mich die meisten orientalischen Sprachen. Er sprach mir oft von den ägyptischen Pyramiden, von jenen ungeheuern unterirdischen Labyrinthen, welche die alten Ägypter in der Absicht gegraben haben, um darin den Schatz menschlicher Kenntnisse zu verwahren und gegen die Verwüstung der Zeit zu schützen.

Ich war nun zwölf Jahre alt. Die Begierde zu reisen und mit eignen Augen diejenigen Wunderdinge zu sehen, von denen er mir erzählt hatte, bemächtigte sich meiner so sehr, daß Medina und meine Jugendspiele allen ihren Reiz in meinen Augen verloren.

Eines Tages kündigte mir Althotas an, daß wir endlich Medina verlassen und unsere Reisen anfangen würden. Er veranstaltete eine Karawane, und wir reisten wirklich ab.

Wir kamen nach Mekka und stiegen im Palast des Scherifs ab. Man gab mir prächtigere Kleider als meine vorigen gewesen waren. Am dritten Tag nach unsrer Ankunft stellte mich mein Hofmeister dem Fürsten vor, der mir die größten Liebkosungen bezeigte. Beim Anblick dieses Fürsten wurden alle meine Sinne verwirrt, ich vergoß Tränen der Freude und sah, daß der Scherif die seinigen nur mit Mühe zurückhielt. An diesen Augenblick erinnere ich mich nie ohne Rührung.

Ich blieb drei Jahre in Mekka. Täglich kam ich zu dem Scherif, und täglich wuchs seine Zuneigung und meine Dankbarkeit. Oft belauerte ich ihn, wie er die Augen auf mich geheftet hielt und sie dann voll Mitleid gegen Himmel erhob. Ich ward darüber nachdenkend und von einer vergeblichen Neugierde gequält. Ich wagte es nicht, meinen Hofmeister darüber zu befragen, der es mir mit Schärfe verwies, gleichsam als wäre es ein Verbrechen, die Urheber und den Ort meiner Geburt zu kennen.

Zur Nachtzeit unterhielt ich mich mit dem Neger, der in meinem Zimmer schlief, aber ich bemühte mich vergebens, das Geheimnis von ihm herauszulocken. Sobald ich von meinen Eltern sprach, ward er gegen alle Fragen taub, die ich deswegen an ihn tat. In einer Nacht, da ich mehr als gewöhnlich in ihn drang, sagte er mir, daß, wenn ich jemals Mekka verlasse, ich mich großem Unglück aussetzen würde, und daß ich mich besonders vor der Stadt Trebisonde hüten sollte.

Meine Lust zu reisen überwog seine Drohungen, ich ward des einförmigen Lebens am Hofe des Scherifs müde.

Dieser kam eines Tages ganz allein in mein Zimmer. Ich erstaunte über diese sonderbare Gnade. Er umarmte mich feuriger als jemals, empfahl mir, stets den Allerhöchsten anzubeten, und sagte mir, daß, wenn ich demselben getreu diente, ich glücklich sein und mein Schicksal

erfahren würde. Darauf sprach er mit tränendem Angesicht: „Lebe wohl, unglücklicher Sohn der Natur." Ich werde diese Worte nie vergessen.

Von diesem Augenblicke an sah ich ihn nie wieder. Eine eigens für mich veranstaltete Karawane erwartete mich; ich reiste aus Mekka ab, um nie wieder dahin zu kommen.

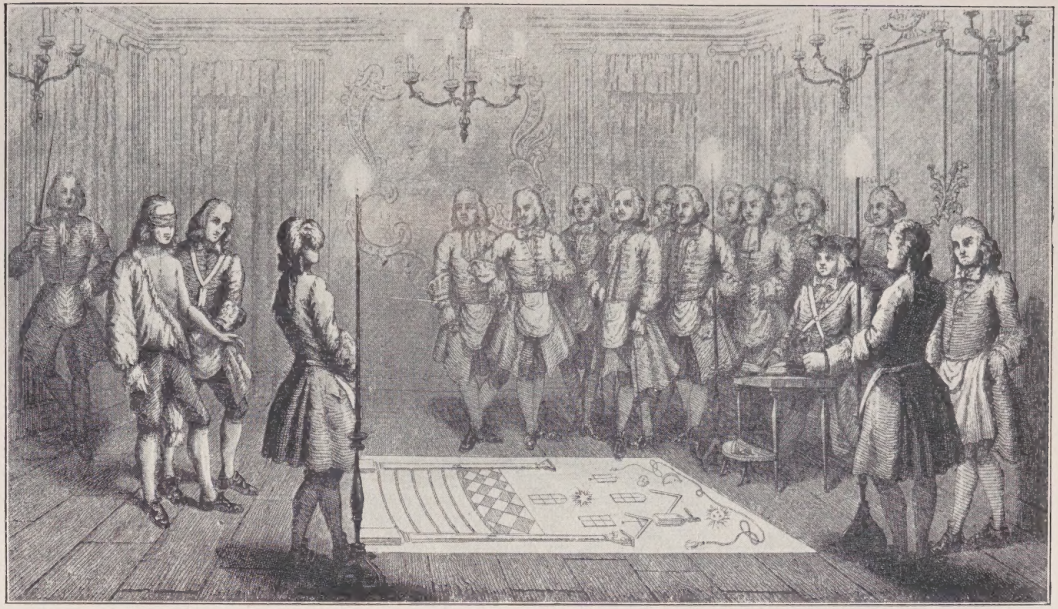
Meine erste Reise ging nach Ägypten; ich besuchte die berühmten Pyramiden. Ich machte Bekanntschaft mit den Priestern mancher Tempel, und diese führten mich in geheime Orte hinein, welche die gewöhnlichen Reisenden nie betreten haben.

Nachher reiste ich drei Jahre lang durch die vornehmsten Länder von Asien und Afrika. Im Jahre 1765 kam ich mit meinem Hofmeister und meinen drei Bedienten auf der Insel Rhodus an und bestieg dort ein französisches Schiff, welches nach Malta ging.

Der Großmeister Pinto gab mir und meinem Hofmeister eine Wohnung in seinem Palast. Das erste, was der Großmeister tat, war, daß er dem Ritter Aquino, aus dem Hause der Fürsten Caramanica, den Auftrag gab, mich allenthalben zu begleiten und mir die Ehren der Gastfreundschaft zu bezeigen. Damals zog ich zum erstenmal europäische Kleider an, nahm den Namen des Grafen Cagliostro und sah zu meinem Erstaunen, daß Althotas ein geistliches Kleid anzog und das große Malteser-Kreuz trug.

Der Ritter Aquino machte mich mit allen Großkreuzen des Ordens bekannt. Ich erinnere mich noch, daß ich an der Tafel des heutigen Großmeisters, damals Bailli von Rohan, speiste. Ich vermutete zu jener Zeit nicht, daß ich zwanzig Jahre später in die Bastille würde versperrt werden, weil ich in der Freundschaft eines andern Rohan stehe.

Noch auf der Insel Malta verlor ich meinen besten Freund, den ehrwürdigen Althotas. Ich begehrte vom Groß-



ZEREMONIE BEI DER AUFNAHME IN EINE FREIMAURERLOGE

Nach einem Stich von Compagnon

meister die Erlaubnis wegzugehen, um Europa zu durchreisen. Er willigte ungern ein und forderte mir das Versprechen ab, daß ich wieder nach Malta zurückkommen wollte. Der Ritter Aquino nahm es auf sich, mich auf meinen Reisen zu begleiten und für meine Bedürfnisse zu sorgen. Wirklich reiste ich mit ihm. Wir gingen zuerst nach Sizilien, wo mich der Ritter mit dem Adel bekannt machte. Von dort aus gingen wir nach verschiednen Inseln im Archipelagus, schifften wieder durch das Mittelländische Meer zurück und landeten zu Neapel, dem Vaterland des Ritters Aquino. Da er seiner Geschäfte wegen verschiedene Reisen machen mußte, so ging ich mit Kreditbriefen an den Wechsler Bellone allein nach Rom.

In dieser Stadt entschloß ich mich, das genaueste Inkognito zu beobachten. Eines Morgens, da ich allein in meinem Zimmer saß und mich mit Erlernung der italienischen Sprache beschäftigte, kündigte mir mein Kammerdiener einen Besuch von dem Sekretär des Kardinals Orsini an. Dieser Sekretär lud mich auf einen Besuch zu Seiner Eminenz, wohin ich auch ging. Der Kardinal bezeigte mir alle möglichen Höflichkeiten, lud mich oft zur Tafel und machte mich mit den meisten Kardinälen und römischen Prinzen bekannt, besonders mit dem Kardinal von York, dem Kardinal Ganganelli, nachherigen Papst Klemens XIV. Da mich der zu selber Zeit regierende Papst Rezzonico zu kennen verlangte, so hatte ich die Ehre, in einigen besondern Konferenzen bei Seiner Heiligkeit zu sein.

Dazumal (1770) war ich in meinem 22. Jahre. Zufälligerweise lernte ich das Fräulein Seraphina Felichiani kennen, welches kaum in die Jahre der Reife eingetreten war und durch ihre Reize in mir eine Leidenschaft erweckte, die durch eine sechzehnjährige Ehe noch immer gewachsen ist.

Da ich nicht allenthalben bekannt sein wollte, so reiste

ich unter verschiedenen Namen: ich nannte mich bald Graf Harat, bald Graf Fenise, bald Marquis d'Anna. Der Name aber, unter dem ich am meisten in Europa bekannt bin, ist Graf Cagliostro.

Am 19. September 1780 kam ich nach Straßburg, wurde bald nach meiner Ankunft von dem Grafen Rzewuski erkannt und mußte endlich dem allgemeinen Ansuchen der Stadt und des elsässischen Adels nachgeben und meine medizinischen Talente für das Publikum verwenden.

Die Wohltaten, welche ich ausübte, zogen mir verschiedene Schmähschriften zu, in welchen ich mit dem Titel des Antichrist, des Ewigen Juden, des 1400jährigen Mannes beehrt ward. Durch so viele Unbilden ermüdet, entschloß ich mich, Straßburg zu verlassen.

Aus „Caglostros Lebensgeschichte".

Curieuse Zeitungsnachrichten über Cagliostros Wesen und Treiben

Straßburg, d. 13. März, aus dem Altenauer Merkur. — Seit drei Monaten hält sich hier ein gewisser Graf Callioſtro auf, der, ohne ein Arzt zu sein, mit einem Lebenselixier Wunder tut und Halbtote lebendig macht. Er soll überaus kostbare chemische Arzeneien besitzen. Gewiß ist es, daß er über dreihundert Patienten in seiner Praxis hat, wovon ihm noch keiner gestorben ist, ohnerachtet sich sehr viele sogenannte Malades désespérés darunter befinden. Unter andern hat er mit einigen Tropfen Liquor einen in Brand halbtot Liegenden zum Leben wieder abgekühlt. Ausgetriebener Schweiß und Milch einer Ziege, welche ganz besondere Präparate unter ihr Futter bekommen hatte, waren die Rettungsmittel, und der Patient hat weiter nichts verloren als einige Spitzen von Zehen, wodurch er das Glück gehabt, einen desto spitzigern Mode-

fuß zu bekommen. Dieser neue Äskulap ißt und trinkt gut, hält Kutsche und Pferde, viele Bediente und nimmt von den Patienten keine Bezahlung.

Vossische Zeitung. Berlin 1781, Nr. 37.

(Aus Straßburg.) — Der Graf Cagliostro, der so viel Lärmens in der Welt machte und von dem man sich mit so vielen Märchen trug, war klein, stark und von einer Figur, welche Geist und Genie verrät, er hatte feurige Augen, die bis ins Innerste drangen. Er kam aus Rußland nach Straßburg, wo er sich bis ins vorige Jahr aufhielt. Niemand wußte, wer er war, noch wohin er ging. Die Vornehmen ehrten und liebten ihn, der gemeine Mann betete ihn an, und nur von einigen wenigen Personen wurde er gehaßt, verleumdet und gedrückt. Er aß sehr wenig und lebte fast bloß von italienischem Nudelteig, er ging nie zu Bette und schlief nur zwei oder drei Stunden lang in einem Lehnstuhle; er bezahlte alles voraus, ohne daß man erfahren konnte, worin seine Einkünfte bestünden. Alle seine Kuren tat er unentgeltlich, ja vielen Armen gab er noch aus seinem Beutel. Er hatte, wie selbst seine Feinde bezeugen müssen, während seines Aufenthalts mehr als 15000 Kranke unter seinen Händen, von denen nicht mehr als drei gestorben sind. Er redete fast alle europäischen Sprachen und besaß eine hinreißende Beredsamkeit. Lavater tat im Jahre 1781 bloß seinetwegen eine Reise nach Straßburg, wo er aber bei seinem Besuche nichts weiter von ihm herausbringen konnte als folgende Worte: „Sind Sie von uns beiden der Mann, der am besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich es, so brauche ich Sie nicht." So schieden sie wieder voneinander. Des andern Morgens schrieb Lavater folgende Fragen an ihn: „Woher stammen Ihre Kenntnisse? Wie haben Sie selbige erlangt? Worin bestehen sie?" Der Graf antwortete noch lakoni-

scher als er befragt ward: „In verbis, in herbis, in lapidibus", in Worten, in Pflanzen, in Steinen.

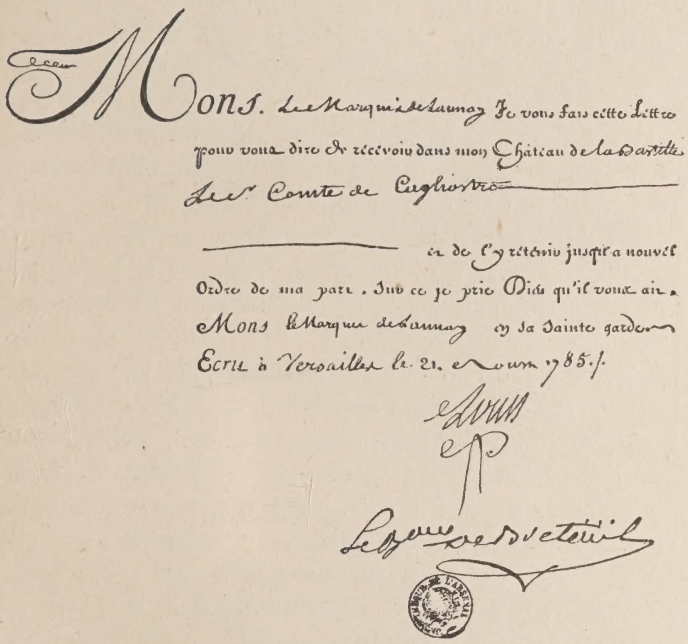
Vossische Zeitung. Berlin 1784, Nr. 119.

Paris, den 26. August. . . . Man versichert auch, sie (Madame de la Motte) habe ausgesagt, der sich (hier) aufhaltende Graf Cagliostro, der wegen seiner Goldmacherei bekannt ist, könne nähere Erläuterungen über diese Sache (Halsbandschmuck) geben. Gewiß ist indessen, daß Hr. Cagliostro in Verhaft genommen und gleichfalls nach der Bastille gebracht worden. Hr. Cagliostro war eben im Begriff, mit verschiedenen sehr bekannten Personen nach Lyon zu reisen, um daselbst eine ägyptische Loge einzurichten und große Wunder zu tun. Da es bekannt war, daß er mit dem Kardinal in großer Verbindung stand, und man ihm nachrechnete, daß er über 600000 Livres von dem Kardinal gezogen, so hatte man schon ein wachsames Auge auf ihn und verweigerte ihm vergangenen Donnerstag Postpferde. Er wohnte schon seit langer Zeit mit Madame de la Motte in einem und dem nämlichen Hause, wo täglich ihre Tafel aus der Küche eines sehr vornehmen Mannes aufs prächtigste versorgt wurde.

Vossische Zeitung. Berlin 1785, Nr. 108.

Paris, den 5. September. — Der Graf von Cagliostro und seine Frau sitzen nicht in der Bastille, sondern in dem Zuchthause. Man will zuverlässig wissen, daß er ein eingeborener portugiesischer Jude sei, und daß er sich vor zwanzig Jahren bei einer heftigen Pest zu Alexandrien aufgehalten und von verschiedenen portugiesischen Juden, die sich allda seiner Kur bedienet, ansehnlich geerbt. Von diesen Erbschaften soll er den großen Aufwand, den seine Lebensart erforderte, bestritten haben. Man hat bei ihm verschiedene Schriften gefunden, die sich auf eine sogenannte

ägyptische Freimaurerei beziehen. Dieser Empiriker hielt vor der Arretierung in seinem Quartiere geheime Zusammenkünfte unter dem Namen der ägyptischen Loge, wozu nur gewisse Personen beiderlei Geschlechts unter den fürchterlichsten Eidschwüren zugelassen wurden. Da aber nur



Mons. Le Marquis de Launay Je vous fais cette Lettre pour vous dire de recevoir dans mon Château de la Bastille Le Sr Comte de Cagliostro

et de l'y retenir jusqu'a nouvel Ordre de ma part. Sur ce je prie Dieu qu'il vous ait. Mons le Marquis de Launay en sa Sainte garde. Ecrit à Versailles le 21. Aoust 1785.

Le Bon de Breteuil

Haftbrief (Lettre de cachet) gegen den Grafen Cagliostro

gewisse Leute den Zutritt dazu erhielten, so hatte die Wachsamkeit der Polizei nicht in die Geheimnisse dieser Zusammenkünfte dringen können. Es wurde darin gespielt, gespeiset und gezecht. Cagliostro machte Experimente mit Schmelztiegeln und Kohlen und verblendete damit die Unerfahrnen, auch mit einer Blendlaterne bildete er dieser Gesellschaft ein, ihnen die Schatten verstorbener Leute zu

zeigen. So glaubte der Kardinal, bei der Hochzeit zu Kanaan (!) in Galiläa gegenwärtig zu sein, mit Voltairen, Montesquieu und Heinrich dem IV. zu speisen. Cagliostro behauptet zwar, daß er von dem Halsschmuck nichts wisse, weil er zu der Zeit, da solcher gekauft worden, zu Lyon gewesen wäre, allein er sagt nicht, daß er versprochen hatte, die Diamanten noch einmal so groß zu blasen.

Vossische Zeitung. Berlin 1785, Nr. 112.

Paris, den 7. September. — Der Graf von Cagliostro ist in dem Gefängnis unerschrocken und gar nicht traurig. Die ersten beiden Tage wollte er nichts essen, hernach hat er doch auf Zureden des Gefängnisaufsehers etwas Mehlspeise genommen. Er ist der erste der Rosenkreuzer und der Vornehmste unter den Illuminaten. Er besitzt das Geheimnis, einige Kompositionen und spirituöse Wasser zu machen, die von wunderbarer Wirkung sind, und weshalb man ihn bald für einen geschickten Arzt hält. Übrigens bedient er sich auch öfters bekannter Mittel, welches denn beweiset, daß er nicht ganz und gar Scharlatan ist. Man kann ihm aber diesen Titel nicht verweigern, wenn er alle rosenkreuzerischen Absurditäten wieder aufwärmet und den schwachen Leuten Blendwerk macht, auch kluge Leute sogar überreden will, sie befänden sich mit Verstorbenen in Gesellschaft. Ein gewisser verständiger Mann besuchte vor einem Monat eine seiner Freundinnen, die er auch in dem Verdacht hatte, daß sie sich diesen Schwärmereien ergeben habe. Er ward erstaunt, da er sie wirklich ganz von Caglios tros System erfüllt fand. Man setzte sich zu Tische, die Suppe ward abgetragen, und er war abermals erstaunt, vier Kuverts mehr und Stühle bei Tische zu sehen, gerade als wenn man noch jemand erwartete. Er frägt, man antwortet ihm nicht. Er besteht auf eine Antwort. Endlich sagt man ihm, daß die Plätze besetzt sind,

daß er das Glück hat, mit verständigen und erhabenen Wesen zu speisen, die der schwachen Menschheit sehr überlegen wären. Der Gast zuckt die Achseln, aber er hat nicht den Mut zu widersprechen, da er sieht, welches Interesse und Vergnügen diese Idee unter den übrigen Gästen verbreitet. Nie war seine Freundin so liebenswürdig, nie zeigte sie so viel Verstand und Freundlichkeit in der Bewirtung ihrer Gäste, da nur die unsichtbaren verständigen Wesen mit der Mahlzeit zufrieden waren. Nach Endigung derselben ging man in den Garten; aber hier war neues Erstaunen. Jeder Baum hat eine Hamadryade. Jede Pflanze wird durch einen Genius verpflegt. Er war noch nicht bis an den Wasserfall gekommen, als er einen einsamen Aufenthalt einer Nymphe fand usw. Der vernünftige Mann, welcher sich nicht mit der Hausfrau streiten wollte, ließ sie reden und ging fort, ohne sie in ihrer Illusion zu stören, die das Vergnügen ihres Lebens ausmachte. Als Cagliostro arretiert wurde, hatte er 40 Eleven von dieser Art und Stärke.

Vossische Zeitung. Berlin 1785, Nr. 113.

Paris, den 19. September. — Der Graf Cagliostro ist bereits verschiedene Male verhöret worden und hat auf die Frage nach seinem eigentlichen Namen zur Antwort gegeben, daß er solchen nur dem Könige sagen würde.

Vossische Zeitung. Berlin 1785, Nr. 118.

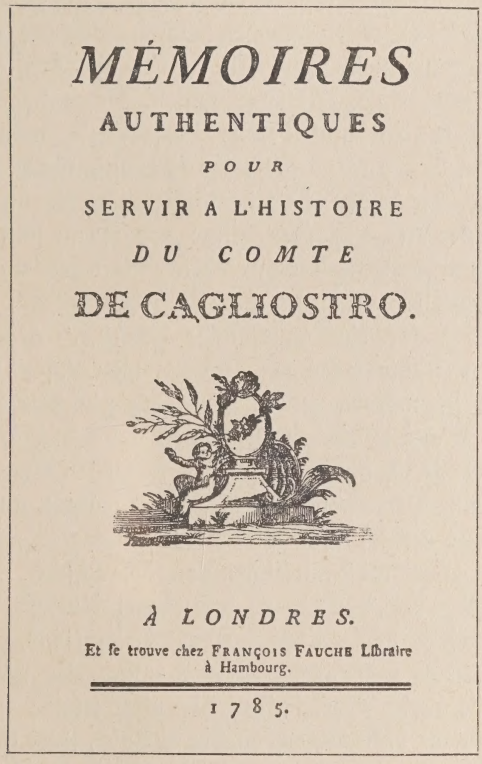
Paris, den 10. Oktober. — ... Cagliostro ist ins Zuchthaus gekommen, ehe er einmal sein größtes Wunder hat ausführen können. Er hatte nämlich einer Anzahl junger Kavaliere einige verstorbene galante Damen aus den alten und neuern Zeiten, eine Lais, Phryne, Aspasia, Leontium, Ninon de Lenclos usw. auf eine ganze Nacht zu Gesellschafterinnen verschaffen wollen.

Vossische Zeitung. Berlin 1785, Nr. 127.

Verteidigungsschrift des Grafen von Cagliostro in der bekannten Halsbandgeschichte. — Ich bin unterdrückt, ich bin angeklagt, ich bin verleumdet. Habe ich mein Schicksal verdient? Ich gehe in mein Innerstes, und ich finde in meinem Gewissen den Frieden, den mir die Menschen versagen. Ich habe viel gereiset; ich bin bekannt in ganz Europa, in einem großen Teil von Afrika und von Asien. Überall habe ich mich als einen Freund von meinesgleichen gezeigt. Meine Kenntnisse, meine Zeit, mein Vermögen sind jederzeit und unablässig zur Erleichterung der Unglücklichen angewendet worden. Ich habe die Arzneiwissenschaft studiert und getrieben. Allein ich habe nicht durch gewinnsüchtige Spekulationen die edelste und trostreichste von allen Künsten herabgewürdigt. Ein unwiderstehlicher Trieb zog mich gegen Leidende, und ich ward ein Arzt. Reich genug, um den wohltätigen Zirkel, den ich mir vorgesetzt hatte, durchlaufen zu können, habe ich mich unabhängig zu erhalten gewußt, indem ich immer gegeben und nie genommen habe. Ich habe die Gewissenhaftigkeit so weit getrieben, daß ich sogar Wohltaten von Fürsten ausgeschlagen habe. Die Reichen haben meine Arzneimittel und meinen Rat umsonst genossen. Die Armen haben von mir Arzneimittel und Geld bekommen. Ich habe niemals Schulden gemacht. Meine Sitten sind rein, strenge, ja ich kann sagen, ich habe nie jemand beleidigt, weder mit Worten, noch durch meine Handlungen, noch durch meine Schriften. Das empfangene Unrecht habe ich vergeben, das Gute, das ich getan, habe ich im geheimen getan. Fremd überall, habe ich überall die Pflichten eines Bürgers erfüllt; überall habe ich Religion, Gesetze und Regierung respektiert . . .

Hier (in Paris) deklarierte ich allen meinen Bekannten, daß ich in Ruhe leben und mich mit der Medizin nicht mehr abgeben wollte. Der Prinz Louis von Rohan besuchte mich zuweilen. Eines Tages tat er mir den Vor-

schlag, eine Dame kennenzulernen, die sich Valois de la Motte nenne, und zwar aus folgender Ursach: „Die Königin, sagte mir der Kardinal von Rohan, ist sehr traurig, weil man ihr prophezeit hat, sie würde in ihren Wochen


MÉMOIRES
AUTHENTIQUES
POUR
SERVIR A L'HISTOIRE
DU COMTE
DE CAGLIOSTRO.

À LONDRES.
Et se trouve chez FRANÇOIS FAUCHE Libraire à Hambourg.
1785.

Titelblatt eines zeitgenössischen Buches über Cagliostro

sterben. Es würde mir ein großes Vergnügen sein, wenn ich sie hierüber beruhigen könnte. Madame de Valois kömmt täglich zur Königin. Sie würden mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie selbiger versicherten, die Königin werde glücklich von einem Prinzen entbunden werden." Ich ver-

sprach, dieses zu tun. Den Tag darauf ließ sich die Gräfin de la Motte bei dem Prinzen gegen mich heraus, ob ich das Obige versichern könne. Ich antwortete ihr, daß alle Prophezeiungen Torheiten wären; übrigens könne sie der dabei interessierten Person sagen, sie möchte sich dem Ewigen empfehlen, ihre ersten Wochen wären glücklich gewesen, und diese würden es auch sein. Aber die Gräfin wollte hierüber noch etwas Näheres wissen. Ich erinnerte mich an das dem Kardinal getane Versprechen, nahm einen sehr hohen Ton an und sagte ihr so ernsthaft als möglich: „Madame, Sie wissen, daß ich medizinische Kenntnisse und auch die des Magnetismus besitze. In einem solchen Fall kann eine unschuldige Kreatur stärker als irgendeine andere wirken. Wollen Sie also die Wahrheit wissen, so verschaffen Sie mir eine unschuldige Kreatur." Die Gräfin sagte, ihre Nichte wäre noch vollkommen unschuldig, und sie wolle sie morgen mitbringen. Ich glaubte, diese unschuldige Nichte würde ein Kind von 5 bis 6 Jahren sein. Wie erstaunte ich aber, als ich den folgenden Tag bei dem Prinzen eine Demoiselle von 14 bis 15 Jahren antraf, die größer war als ich. „Da ist die Unschuldige" — sagte die Gräfin — „wovon ich mit Ihnen gesprochen habe." Ich hatte Mühe, mich des Lachens zu enthalten; indessen sagte ich zur Demoiselle de la Tour (so hieß diese Nichte): „Mademoiselle, ist es wahr, daß Sie noch unschuldig sind?" Sie antwortete mehr zuversichtlich als offenherzig: „Ja." — „Ich werde es bald wissen, ob Sie es sind", sagte ich zu ihr. „Empfehlen Sie sich Gott und Ihrer Unschuld. Stellen Sie sich hinter diesen Schirm, machen Sie die Augen zu und wünschen Sie bei sich die Sache, welche Sie zu sehen verlangen. Sind Sie unschuldig, so werden Sie das Verlangte sehen, sind Sie es nicht, so werden Sie nichts sehen." Die Demoiselle stellte sich hierauf hinter den Schirm, und ich blieb mit dem Prinzen im Zimmer, der alle Mühe

hatte, durch sein Gelächter unsere ernsthaften Zeremonien nicht zu stören. „Stoßen Sie mit Ihrem unschuldigen Fuß auf die Erde" — sagte ich zur Demoiselle — „und sagen Sie, ob Sie etwas sehen." „Ich sehe nichts", antwortete sie. „So sind Sie nicht unschuldig", versetzte ich. Dies verdroß die Demoiselle, und sogleich rief sie, daß sie die Königin sähe. Hier sahe ich, daß die Nichte von der Tante unterrichtet worden. Sie mußte mir hierauf das Gespenst beschreiben. „Die Dame, die ich sehe, ist groß" — sagte sie — „weiß gekleidet" — kurz, sie schilderte sie wie die Königin. — „Fragen Sie die Dame, ob sie glücklich entbunden werden wird." — Sie antwortete, sie werde glücklich entbunden werden. „Ich befehle Ihnen," — sagte ich — „die Hand der Dame zu küssen." Die Unschuldige küßte ihre eigene Hand und kam hinter dem Schirm hervor, sehr zufrieden, daß sie uns über das Kapitel ihrer Unschuld überzeugt habe. Tante und Nichte gingen hierauf fort, und der Prinz dankte mir für meine Mühe.

So endigte sich diese unschuldige und aus einem edlen Grunde angefangene Komödie. Drei oder vier Tage nachher baten sie mich, dieses Spiel mit einem Knaben von 5 bis 6 Jahren wieder anzufangen. Ich tat es, und wie konnte ich denken, daß ein so unschuldiges Gesellschaftsspiel einst als Zauberei und Lästerung des Christentums bei der Regierung angegeben werden würde! . . . Den 15ten August erfuhr ich den Arrest des Prinzen. Man warnte mich. Ich verließ mich aber auf Gott und mein Gewissen. Den 27. August, des Morgens halb sieben, kamen die Gerichtsbedienten zu mir. Ich mußte alle meine Pulver, Elixiere, Balsam, kostbare Liqueurs hergeben. Ich bat, daß man mir meinen Wagen erlauben möchte, um nach der Bastille zu fahren. Man schleppte mich aber zu Fuß fort. Meine Gemahlin hat ebendas Schicksal gehabt. — Ich sage weiter nichts von meinen Leiden. Wollte man mir indessen zwischen

der Todesstrafe und sechsmonatlichem Gefängnis in der Bastille die Wahl lassen, ich würde die erste ohne Bedenken wählen. Endlich nach fünfmonatlicher Gefangenschaft erhalte ich von dem gegen mich ergangenen Dekret Nachricht. Der Gerichtsbediente, der es mir anzeigte, schien mir ein himmlischer Engel zu sein, der mir die Botschaft brachte, ich solle mich rechtfertigen. Das Dekret ist vom 15. Dezember, und am 30. Januar ist's mir bekanntgemacht worden. An diesem Tage ward ich auch verhört . . .

Vossische Zeitung. Berlin 1786, Nr. 30 u. 31.

Paris, den 27. Februar. — Seitdem das Memoire des Grafen von Cagliostro erschienen, hält man ihn für einen Sohn, welchen der verstorbene Großmeister von Malta mit einer Tochter des Scherifs von Mekka, die sich zu Malta befunden, gezeugt haben soll. Ob das nicht wieder ein neuer Roman ist?

Vossische Zeitung. Berlin 1786, Nr. 32.

Paris, den 1. Mai. — Unter die jetzigen gangbaren Moden gehören die sogenannten Whisky, eine ungeheure Art von Kutschen, die eine Höhe von 30 Fuß über der Erde haben, in welchen sich unsre Damen mit ihren neuen Robes à la Cagliostro fahren lassen.

Vossische Zeitung. Berlin 1786, Nr. 57.

Paris, den 1. Juni. — Endlich ist der Prozeß des Kardinals Prinzen Ludwigs von Rohan . . . Den 30. früh um 5 Uhr ward auch der Graf Cagliostro von zweien Gerichtsbedienten in einem Fiaker abgeholet und nach dem Palais gebracht. Der Graf trug ein grünes Kleid mit Gold und war nach der neuesten Mode frisiert. Er spaßte mit seinen Begleitern und hatte eine zufriedene Miene. Er ist von dicker Statur, ungefähr 5 Fuß 1 Zoll groß, und der Kupferstich gleicht ihm vollkommen. Er hatte die

Kennzeichen seiner Kunst nicht vergessen. Vor dem Fiaker ging ein Krüppel, der eine mit Tropfen angefüllte Flasche von weißem Glase und noch zwei gewöhnliche Bouteillen voll flüssiger Arzenei, nebst einem Kästchen, das mit Eisenblech beschlagen und etwa einen Fuß lang war, aus dem Wagen hervorlangte. Alle diese Sachen wollte er dazu brauchen, das Vorgeben der Dame de la Motte zu widerlegen, die behaupten will, es sei wahrscheinlich, daß er sich eines Zaubertrankes zu bedienen pflegte.... Villette ist bis 11 Uhr im Verhör gewesen, und die Dame de la Motte ist erst nach ihm befragt worden. Sie soll, wie man sagt, vor ihren Richtern mit einer sehr zuversichtlichen und kaltblütigen Miene erschienen sein. Hiernach ist die Demoiselle Oliva und der Graf Cagliostro, ganz zuletzt aber der Kardinal hereingerufen und das Verhör um 4 Uhr geendigt worden. Der Prälat und der Graf begaben sich nach der Bastille zurück. Die andern Beklagten aber sind die Nacht über in der Conciergerie geblieben.

Den 31. Mai waren die Richter schon um 6 Uhr früh versammelt, um die Sache noch denselben Tag ohnfehlbar zu endigen ... Auch der Sieur Cagliostro und die Demoiselle Oliva sind freigesprochen worden. Sobald das Publikum die Sentenz vernahm, ließ sich ein lautes Geschrei von Bravo! gut geurteilt! mit untermengtem, langem und rauschendem Händeklatschen hören, welches durch den weiten Saal erschallete. Der Prälat und Cagliostro sind nach der Bastille zurückgebracht worden, die sie aber schon verlassen haben werden, weil der Befehl zur Aufhebung des Verhafts schon gestern den 31. Mai, noch vor Mitternacht, hat ausgefertigt werden sollen. Vossische Zeitung. Berlin 1786, Nr. 70.

Paris, den 3. Juni. — ... Cagliostro hat Befehl, Paris in 3 Tagen, und das ganze Königreich in 3 Wochen zu verlassen.
Vossische Zeitung. Berlin 1786, Nr. 71.

Des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum

Mit einigen Nachrichten von seiner in Palermo lebenden Familie

Palermo, den 13. und 14. April 1787.

Und so sollte mir denn kurz vor dem Schlusse ein sonderbares Abenteuer beschert sein, wovon ich sogleich umständliche Nachricht erteile.

Schon die ganze Zeit meines Aufenthalts hörte ich an unserm öffentlichen Tische manches über Cagliostro, dessen Herkunft und Schicksale reden. Die Palermitaner waren darin einig, daß ein gewisser Joseph Balsamo, in ihrer Stadt geboren, wegen mancherlei schlechter Streiche berüchtigt und verbannt sei. Ob aber dieser mit dem Grafen Cagliostro nur eine Person sei, darüber waren die Meinungen geteilt. Einige, die ihn ehemals gesehen hatten, wollten seine Gestalt in jenem Kupferstiche wiederfinden, der bei uns bekannt genug ist und auch nach Palermo gekommen war.

Unter solchen Gesprächen berief sich einer der Gäste auf die Bemühungen, welche ein palermitanischer Rechtsgelehrter übernommen, diese Sache ins klare zu bringen. Er war durch das französische Ministerium veranlaßt worden, dem Herkommen eines Mannes nachzuspüren, welcher die Frechheit gehabt hatte, vor dem Angesichte Frankreichs, ja man darf wohl sagen der Welt, bei einem wichtigen und gefährlichen Prozesse die albernsten Märchen vorzubringen.

Es habe dieser Rechtsgelehrte, erzählte man, den Stammbaum des Joseph Balsamo aufgestellt und ein erläuterndes Memoire mit beglaubigten Beilagen nach Frankreich abgeschickt, wo man wahrscheinlich davon öffentlichen Gebrauch machen werde.

Ich äußerte den Wunsch, diesen Rechtsgelehrten, von welchem außerdem viel Gutes gesprochen wurde, kennen-

zulernen, und der Erzähler erbot sich, mich bei ihm anzumelden und zu ihm zu führen.

Nach einigen Tagen gingen wir hin und fanden ihn mit seinen Klienten beschäftigt. Als er diese abgefertigt und wir das Frühstück genommen hatten, brachte er ein Manuskript hervor, welches den Stammbaum Cagliostros, die zu dessen Begründung nötigen Dokumente in Abschrift und das Konzept eines Memoire enthielt, das nach Frankreich abgegangen war.

Er legte mir den Stammbaum vor und gab mir die nötigen Erklärungen darüber, wovon ich hier so viel anführe, als zu leichterer Einsicht nötig ist.

Joseph Balsamos Urgroßvater mütterlicher Seite war Matthäus Martello. Der Geburtsname seiner Urgroßmutter ist unbekannt. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Töchter, eine namens Maria, die an Joseph Braconieri verheiratet und Großmutter Joseph Balsamos ward. Die andere, namens Vincenza, verheiratete sich an Joseph Cagliostro, der von einem kleinen Orte La Noara, acht Meilen von Messina, gebürtig war. Ich bemerke hier, daß zu Messina noch zwei Glockengießer dieses Namens leben. Die Großtante war in der Folge Pate bei Joseph Balsamo; er erhielt den Taufnamen ihres Mannes und nahm endlich auswärts auch den Zunamen Cagliostro von seinem Großonkel an.

Die Eheleute Braconieri hatten drei Kinder: Felicitas, Matthäus und Antonin.

Felicitas ward an Peter Balsamo verheiratet, den Sohn eines Bandhändlers in Palermo, Antonin Balsamo, der vermutlich von jüdischem Geschlecht abstammte. Peter Balsamo, der Vater des berüchtigten Josephs, machte Bankerott und starb in seinem fünfundvierzigsten Jahre. Seine Witwe, welche noch gegenwärtig lebt, gab ihm außer dem benannten Joseph noch eine Tochter Johanna Joseph-Maria,

welche an Johann Baptista Capitummino verheiratet wurde, der mit ihr drei Kinder zeugte und starb.

Das Memoire, welches uns der gefällige Verfasser vorlas und mir auf mein Ersuchen einige Tage anvertraute, war auf Taufscheine, Ehekontrakte und andere Instrumente gegründet, die mit Sorgfalt gesammelt waren. Es enthielt ungefähr die Umstände — wie ich aus einem Auszug, den ich damals gemacht, ersehe — die uns nunmehr aus den römischen Prozeßakten bekanntgeworden sind, daß Joseph Balsamo anfangs Juni 1743 zu Palermo geboren, von Vincenza Martello, verheirateter Cagliostro, aus der Taufe gehoben sei, daß er in seiner Jugend das Kleid der Barmherzigen Brüder genommen, eines Ordens, der besonders Kranke verpflegt, daß er bald viel Geist und Geschick für die Medizin gezeigt, doch aber wegen seiner übeln Aufführung fortgeschickt worden, daß er in Palermo nachher den Zauberer und Schatzgräber gemacht.

Seine große Gabe, alle Hände nachzuahmen, ließ er nicht unbenutzt (so fährt das Memoire fort). Er verfälschte oder verfertigte vielmehr ein altes Dokument, wodurch das Eigentum einiger Güter in Streit geriet. Er kam in Untersuchung, ins Gefängnis, entfloh und ward ediktaliter zitiert. Er reiste durch Kalabrien nach Rom, wo er die Tochter eines Gürtlers heiratete. Von Rom kehrte er nach Neapel unter dem Namen Marchese Pellegrini zurück. Er wagte sich wieder nach Palermo, ward erkannt, gefänglich eingezogen und kam nur auf eine Weise los, die wert ist, daß ich sie umständlich erzähle.

Der Sohn eines der ersten sizilianischen Prinzen und großen Güterbesitzers, eines Mannes, der an dem neapolitanischen Hofe ansehnliche Stellen bekleidete, verband mit einem starken Körper und einer unbändigen Gemütsart allen Übermut, zu dem sich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt.

CAGLIOSTRO MACHT EIN MAGISCHES EXPERIMENT

Nach Seigneurgens gestochen von Monnin

Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen, und auf ihn baute der verstellte Marchese Pellegrini seine Sicherheit. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er dies angekommene Paar beschütze; aber in welche Wut geriet er, als Joseph Balsamo auf Anrufen der Partei, welche durch seinen Betrug Schaden gelitten, abermals ins Gefängnis gebracht wurde! Er versuchte verschiedene Mittel, ihn zu befreien, und da sie ihm nicht gelingen wollten, drohte er im Vorzimmer des Präsidenten, den Advokaten der Gegenpartei aufs grimmigste zu mißhandeln, wenn er nicht sogleich die Verhaftung des Balsamo wieder aufhübe. Als der gegenseitige Sachwalter sich weigerte, ergriff er ihn, schlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehreren Mißhandlungen abzuhalten, als der Präsident selbst auf den Lärm herauseilte und Frieden gebot. Dieser, ein schwacher, abhängiger Mann, wagte nicht, den Beleidiger zu bestrafen; die Gegenpartei und ihr Sachwalter wurden kleinmütig, und Balsamo ward in Freiheit gesetzt, ohne daß bei den Akten sich eine Registratur über seine Loslassung befindet, weder wer sie verfügt, noch wie sie geschehen.

Bald darauf entfernte er sich von Palermo und tat verschiedene Reisen, von welchen der Verfasser nur unvollständige Nachrichten geben konnte.

Das Memoire endigte sich mit einem scharfsinnigen Beweise, daß Cagliostro und Balsamo ebendieselbe Person sei, eine These, die damals schwerer zu behaupten war, als sie es jetzt ist, da wir von dem Zusammenhang der Geschichte vollkommen unterrichtet sind.

Hätte nicht ich damals vermuten müssen, daß man in Frankreich einen öffentlichen Gebrauch von jenem Aufsatz machen würde, daß ich ihn vielleicht bei meiner Zurückkunft schon gedruckt anträfe, so wäre es mir erlaubt gewesen, eine Abschrift zu nehmen und meine Freunde und das Publikum früher von manchen interessanten Umständen zu unterrichten.

Indessen haben wir das meiste und mehr, als jenes Memoire enthalten konnte, von einer Seite her erfahren, von der sonst nur Irrtümer auszuströmen pflegten. Wer hätte geglaubt, daß Rom einmal zur Aufklärung der Welt, zur völligen Entlarvung eines Betrügers so viel beitragen sollte, als es durch die Herausgabe jenes Auszugs aus den Prozeßakten geschehen ist! Denn obgleich diese Schrift weit interessanter sein könnte und sollte, so bleibt sie doch immer ein schönes Dokument in den Händen eines jeden Vernünftigen, der es mit Verdruß ansehen mußte, daß Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen und seine Possenspiele jahrelang verehrten, sich durch die Gemeinschaft mit ihm über andre erhoben fühlten und von der Höhe ihres gläubigen Dünkels den gesunden Menschenverstand bedauerten, wo nicht geringschätzten.

Wer schwieg nicht gern während dieser Zeit? Und auch nur jetzt, nachdem die ganze Sache geendigt und außer Streit gesetzt ist, kann ich es über mich gewinnen, zu Komplettierung der Akten dasjenige, was mir bekannt ist, mitzuteilen.

Als ich in dem Stammbaume so manche Personen, besonders Mutter und Schwester, noch als lebend angegeben fand, bezeigte ich dem Verfasser des Memoires meinen Wunsch, sie zu sehen und die Verwandten eines so sonderbaren Menschen kennenzulernen. Er versetzte, daß es schwer sein werde, dazu zu gelangen, indem diese Menschen, arm aber ehrbar, sehr eingezogen lebten, keine Fremden zu sehen gewohnt seien und der argwöhnische Charakter der Nation sich aus einer solchen Erscheinung allerlei deuten werde; doch wolle er mir seinen Schreiber schicken, der bei der Familie Zutritt habe und durch den er die Nachrichten und Dokumente, woraus der Stammbaum zusammengesetzt worden, erhalten.

Den darauffolgenden Tag erschien der Schreiber und

äußerte wegen des Unternehmens einige Bedenklichkeiten. „Ich habe", sagte er, „bisher immer vermieden, diesen Leuten wieder unter die Augen zu treten; denn um ihre Ehekontrakte, Taufscheine und andere Papiere in die Hände zu bekommen und von selbigen legale Kopien machen zu können, mußte ich mich einer eigenen List bedienen. Ich nahm Gelegenheit, von einem Familienstipendio zu reden, das irgendwo vakant war, machte ihnen wahrscheinlich, daß der junge Capitummino sich dazu qualifiziere, daß man vor allen Dingen einen Stammbaum aufsetzen müsse, um zu sehen, inwiefern der Knabe Ansprüche darauf machen könne; es werde freilich nachher alles auf Negoziation ankommen, die ich übernehmen wolle, wenn man mir einen billigen Teil der zu erhaltenden Summe für meine Bemühungen verspräche. Mit Freuden willigten die guten Leute in alles; ich erhielt die nötigen Papiere, die Kopien wurden genommen, der Stammbaum ausgearbeitet, und seit der Zeit hüte ich mich, vor ihnen zu erscheinen. Noch vor einigen Wochen wurde mich die alte Capitummino gewahr, und ich wußte mich nur mit der Langsamkeit, womit hier dergleichen Sachen vorwärtsgehen, zu entschuldigen."

So sagte der Schreiber. Da ich aber von meinem Vorsatze nicht abging, wurden wir nach einiger Überlegung dahin einig, daß ich mich für einen Engländer ausgeben und der Familie Nachrichten von Cagliostro bringen sollte, der eben aus der Gefangenschaft der Bastille nach London gegangen war.

Zur gesetzten Stunde, es mochte etwa drei Uhr nach Mittag sein, machten wir uns auf den Weg. Das Haus lag in dem Winkel eines Gäßchens, nicht weit von der Hauptstraße, il Cassaro genannt. Wir stiegen eine elende Treppe hinauf und kamen sogleich in die Küche. Eine Frau von mittlerer Größe, stark und breit, ohne fett zu sein, war beschäftigt, das Küchengeschirr aufzuwaschen. Sie war rein-

lich gekleidet und schlug, als wir hineintraten, das Ende der Schürze herauf, um vor uns die schmutzige Seite zu verstecken. Sie sah meinen Führer freudig an und sagte: „Signor Giovanni, bringen Sie uns gute Nachrichten? Haben Sie etwas ausgerichtet?"

Er versetzte: „In unsrer Sache hat mir's noch nicht gelingen wollen; hier ist aber ein Fremder, der einen Gruß von Ihrem Bruder bringt und Ihnen erzählen kann, wie er sich gegenwärtig befindet."

Der Gruß, den ich bringen sollte, war nicht ganz in unsrer Abrede; indessen war die Einleitung einmal gemacht. — „Sie kennen meinen Bruder?" fragte sie. — „Es kennt ihn ganz Europa", versetzte ich; „und ich glaube, es wird Ihnen angenehm sein, zu hören, daß er sich in Sicherheit und wohl befindet, da Sie bisher wegen seines Schicksals gewiß in Sorgen gewesen sind." — „Treten Sie hinein", sagte sie; „ich folge Ihnen gleich." — Und ich trat mit dem Schreiber in das Zimmer.

Es war groß und hoch, daß es bei uns für einen Saal gelten würde; es schien aber auch beinah die ganze Wohnung der Familie zu sein. Ein einziges Fenster erleuchtete die großen Wände, die einmal Farbe gehabt hatten und auf denen schwarze Heiligenbilder in goldnen Rahmen herumhingen. Zwei große Betten ohne Vorhänge standen an der einen Wand, ein braunes Schränkchen, das die Gestalt eines Schreibtisches hatte, an der andern. Alte, mit Rohr durchflochtene Stühle, deren Lehnen ehmals vergoldet gewesen, standen daneben, und die Backsteine des Fußbodens waren an vielen Stellen tief ausgetreten. Übrigens war alles reinlich, und wir näherten uns der Familie, die am andern Ende des Zimmers an dem einzigen Fenster versammelt war.

Indes mein Führer der alten Balsamo, die in der Ecke saß, die Ursache unsers Besuchs erklärte und seine Worte

wegen der Taubheit der guten Alten mehrmals laut wiederholte, hatte ich Zeit, das Zimmer und die übrigen Personen zu betrachten. Ein Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren, wohlgewachsen, deren Gesichtszüge durch die Blattern undeutlich geworden waren, stand am Fenster; neben ihr ein junger Mensch, dessen unangenehme, durch die Blattern entstellte Bildung mir auch auffiel. In einem Lehnstuhl saß oder lag vielmehr, gegen dem Fenster über, eine kranke, sehr ungestaltete Person, die mit einer Art Schlafsucht behaftet schien.

Als mein Führer sich deutlich gemacht hatte, nötigte man uns zum Sitzen. Die Alte tat einige Fragen an mich, die ich mir aber mußte dolmetschen lassen, eh' ich sie beantworten konnte, da mir der sizilianische Dialekt nicht geläufig war.

Ich betrachtete indessen die alte Frau mit Vergnügen. Sie war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet; über ihre regelmäßigen Gesichtszüge, die das Alter nicht entstellt hatte, war der Friede verbreitet, dessen gewöhnlich die Menschen genießen, die des Gehörs beraubt sind; der Ton ihrer Stimme war sanft und angenehm.

Ich beantwortete ihre Fragen, und meine Antworten mußten ihr auch wieder verdolmetscht werden.

Die Langsamkeit unserer Unterredung gab mir Gelegenheit, meine Worte abzumessen. Ich erzählte ihr, daß ihr Sohn in Frankreich losgesprochen worden und sich gegenwärtig in England befinde, wo er wohl aufgenommen sei. Ihre Freude, die sie über diese Nachrichten äußerte, war mit Ausdrücken einer herzlichen Frömmigkeit begleitet, und da sie nun etwas lauter und langsamer sprach, konnt' ich sie eher verstehen.

Indessen war ihre Tochter hereingekommen und hatte sich zu meinem Führer gesetzt, der ihr das, was ich erzählt hatte, getreulich wiederholte. Sie hatte eine rein-

liche Schürze vorgebunden und ihre Haare in Ordnung unter das Netz gebracht. Je mehr ich sie ansah und mit ihrer Mutter verglich, desto auffallender war mir der Unterschied beider Gestalten. Eine lebhafte, gesunde Sinnlichkeit blickte aus der ganzen Bildung der Tochter hervor; sie mochte eine Frau von vierzig Jahren sein. Mit muntern blauen Augen sah sie klug umher, ohne daß ich in ihrem Blick irgendeinen Argwohn spüren konnte. Indem sie saß, versprach ihre Figur mehr Länge, als sie zeigte, wenn sie aufstand; ihre Stellung war determiniert, sie saß mit vorwärtsgebogenem Körper und die Hände auf die Knie gelegt. Übrigens erinnerte mich ihre mehr stumpfe als scharfe Gesichtsbildung an das Bildnis ihres Bruders, das wir in Kupfer kennen. Sie fragte mich verschiedenes über meine Reise, über meine Absicht, Sizilien zu sehen, und war überzeugt, daß ich gewiß zurückkommen und das Fest der heiligen Rosalie mit ihnen feiern würde.

Da indessen die Großmutter wieder einige Fragen an mich getan hatte und ich ihr zu antworten beschäftigt war, sprach die Tochter halblaut mit meinem Gefährten, doch so, daß ich Anlaß nehmen konnte, zu fragen, wovon die Rede sei. Er sagte darauf, Frau Capitummino erzähle ihm, daß ihr Bruder ihr noch vierzehn Unzen schuldig sei; sie habe bei seiner schnellen Abreise von Palermo versetzte Sachen für ihn eingelöset, seit der Zeit aber weder etwas von ihm gehört, noch Geld, noch irgendeine Unterstützung von ihm erhalten, ob er gleich, wie sie höre, große Reichtümer besitze und einen fürstlichen Aufwand mache. Ob ich nicht über mich nehmen wolle, nach meiner Zurückkunft ihn auf eine gute Weise an die Schuld zu erinnern und eine Unterstützung für sie auszuwirken, ja ob ich nicht einen Brief mitnehmen oder allenfalls bestellen wolle? Ich erbot mich dazu. Sie fragte, wo ich wohne, wohin sie mir den Brief zu schicken habe. Ich lehnte ab, meine Wohnung zu sagen,

und erbot mich, den andern Tag gegen Abend den Brief selbst abzuholen.

Sie erzählte mir darauf ihre mißliche Lage: sie sei eine Witwe mit drei Kindern, von denen das eine Mädchen im Kloster erzogen werde; die andre sei hier gegenwärtig und ihr Sohn eben in die Lehrstunde gegangen. Außer diesen drei Kindern habe sie ihre Mutter bei sich, für deren Unterhalt sie sorgen müsse, und überdies habe sie aus christlicher Liebe die unglückliche kranke Person zu sich genommen, die ihre Last noch vergrößere; alle ihre Arbeitsamkeit reiche kaum hin, sich und den Ihrigen das Notdürftige zu verschaffen. Sie wisse zwar, daß Gott diese guten Werke nicht unbelohnt lasse, seufze aber doch sehr unter der Last, die sie schon so lange getragen habe.

Die jungen Leute mischten sich auch ins Gespräch, und die Unterhaltung wurde lebhafter. Indem ich mit den andern sprach, hörte ich, daß die Alte ihre Tochter fragte, ob ich denn auch wohl ihrer heiligen Religion zugetan sei. Ich konnte bemerken, daß die Tochter auf eine kluge Weise der Antwort auszuweichen suchte, indem sie, soviel ich verstand, der Mutter bedeutete, daß der Fremde gut für sie gesinnt zu sein schiene, und daß es sich wohl nicht schicke, jemanden sogleich über diesen Punkt zu befragen.

Da sie hörten, daß ich bald von Palermo abreisen wollte, wurden sie dringender und ersuchten mich, daß ich doch ja wiederkommen möchte; besonders rühmten sie die paradiesischen Tage des Rosalienfestes, dergleichen in der ganzen Welt nicht müsse gesehen und genossen werden.

Mein Begleiter, der schon lange Lust gehabt hatte, sich zu entfernen, machte endlich der Unterredung durch seine Gebärden ein Ende, und ich versprach, den andern Tag gegen Abend wiederzukommen und den Brief abzuholen. Mein Begleiter freute sich, daß alles so glücklich gelungen sei, und wir schieden zufrieden voneinander.

Man kann sich den Eindruck denken, den diese arme, fromme, wohlgesinnte Familie auf mich gemacht hatte. Meine Neugierde war befriedigt; aber ihr natürliches und gutes Betragen hatte einen Anteil in mir erregt, der sich durch Nachdenken noch vermehrte.

Sogleich aber entstand in mir die Sorge wegen des folgenden Tags. Es war natürlich, daß diese Erscheinung, die sie im ersten Augenblick überrascht hatte, nach meinem Abschiede manches Nachdenken bei ihnen erregen mußte. Durch den Stammbaum war mir bekannt, daß noch mehrere von der Familie lebten; es war natürlich, daß sie ihre Freunde zusammenberiefen, um sich in ihrer Gegenwart dasjenige wiederholen zu lassen, was sie tags vorher mit Verwundrung von mir gehört hatten. Meine Absicht hatte ich erreicht, und es blieb mir nur noch übrig, dieses Abenteuer auf eine schickliche Weise zu endigen. Ich begab mich daher des andern Tags gleich nach Tische allein in ihre Wohnung. Sie verwunderten sich, da ich hineintrat. Der Brief sei noch nicht fertig, sagten sie, und einige ihrer Verwandten wünschten mich auch kennenzulernen, welche sich gegen Abend einfinden würden. Ich versetzte, daß ich morgen früh schon abreisen müsse, daß ich noch Visiten zu machen, auch einzupacken habe und also lieber früher als gar nicht hätte kommen wollen.

Indessen trat der Sohn herein, den ich des Tags vorher nicht gesehen hatte. Er glich seiner Schwester an Wuchs und Bildung. Er brachte den Brief, den man mir mitgeben wollte, den er, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich ist, außer dem Hause, bei einem der öffentlich sitzenden Notarien hatte schreiben lassen. Der junge Mensch hatte ein stilles, trauriges und bescheidenes Wesen, erkundigte sich nach seinem Oheim, fragte nach dessen Reichtum und Ausgaben und setzte traurig hinzu, warum er seine Familie doch so ganz vergessen haben möchte. „Es wäre unser

größtes Glück," fuhr er fort, „wenn er einmal hierher käme und sich unsrer annehmen wollte; aber", fuhr er fort, „wie hat er Ihnen entdeckt, daß er noch Anverwandte in Palermo habe? Man sagt, daß er uns überall verleugne und sich für einen Mann von großer Geburt ausgebe." Ich beantwortete diese Frage, welche durch die Unvorsichtigkeit meines Führers bei unserm ersten Eintritt veranlaßt worden war, auf eine Weise, die es wahrscheinlich machte, daß der Oheim, wenn er gleich gegen das Publikum Ursache habe, seine Abkunft zu verbergen, doch gegen seine Freunde und Bekannte kein Geheimnis daraus mache.

Die Schwester, welche während dieser Unterredung herbeigetreten war und durch die Gegenwart des Bruders, wahrscheinlich auch durch die Abwesenheit des gestrigen Freundes mehr Mut bekam, fing gleichfalls an, sehr artig und lebhaft zu sprechen. Sie baten sehr, sie ihrem Onkel, wenn ich ihm schriebe, zu empfehlen; ebensosehr aber, wenn ich diese Reise durchs Königreich gemacht, wiederzukommen und das Rosalienfest mit ihnen zu begehen.

Die Mutter stimmte mit den Kindern ein. „Mein Herr," sagte sie, „ob es sich zwar eigentlich nicht schickt, da ich eine erwachsene Tochter habe, fremde Männer in meinem Hause zu sehen, und man Ursache hat, sich sowohl vor der Gefahr als der Nachrede zu hüten, so sollen Sie uns doch immer willkommen sein, wenn Sie in diese Stadt zurückkehren."

„O ja", versetzten die Kinder; „wir wollen den Herrn beim Feste herumführen, wir wollen ihm alles zeigen, wir wollen uns auf die Gerüste setzen, wo wir die Feierlichkeit am besten sehen können. Wie wird er sich über den großen Wagen und besonders über die prächtige Illumination freuen!"

Indessen hatte die Großmutter den Brief gelesen und wieder gelesen. Da sie hörte, daß ich Abschied nehmen

wollte, stand sie auf und übergab mir das zusammengefaltete Papier. „Sagen Sie meinem Sohn," fing sie mit einer edlen Lebhaftigkeit, ja einer Art von Begeisterung an, „sagen Sie meinem Sohn, wie glücklich mich die Nachricht gemacht hat, die Sie mir von ihm gebracht haben; sagen Sie ihm, daß ich ihn so an mein Herz schließe" — hier streckte sie die Arme auseinander und drückte sie wieder auf ihrer Brust zusammen — „daß ich täglich Gott und unsere heilige Jungfrau für ihn im Gebet anflehe, daß ich ihm und seiner Frau meinen Segen gebe und daß ich nur wünsche, ihn vor meinem Ende noch einmal mit diesen Augen zu sehen, die so viele Tränen über ihn vergossen haben."

Die eigne Zierlichkeit der italienischen Sprache begünstigte die Wahl und die edle Stellung dieser Worte, welche noch überdies von lebhaften Gebärden begleitet wurden, womit jene Nation über ihre Äußerungen einen unglaublichen Reiz zu verbreiten gewohnt ist.

Ich nahm nicht ohne Rührung von ihnen Abschied. Sie reichten mir alle die Hände, die Kinder geleiteten mich hinaus, und indes ich die Treppe hinunterging, sprangen sie auf den Balkon des Fensters, das aus der Küche auf die Straße ging, riefen mir nach, winkten mir Grüße zu und wiederholten, daß ich ja nicht vergessen möchte wiederzukommen. Ich sah sie noch auf dem Balkon stehen, als ich um die Ecke herumging.

Ich brauche nicht zu sagen, daß der Anteil, den ich an dieser Familie nahm, den lebhaften Wunsch in mir erregte, ihr nützlich zu sein und ihrem Bedürfnis zu Hilfe zu kommen. Sie war nun durch mich abermals hintergangen, und ihre Hoffnungen auf eine unerwartete Hilfe waren durch die Neugierde des nördlichen Europas auf dem Wege, zum zweitenmal getäuscht zu werden.

Mein erster Vorsatz war, ihnen vor meiner Abreise jene

vierzehn Unzen zuzustellen, die ihnen der Flüchtling schuldig geblieben, und durch die Vermutung, daß ich diese Summe von ihm wiederzuerhalten hoffte, mein Geschenk zu bedecken; allein als ich zu Hause meine Rechnung machte, meine Kasse und Papiere überschlug, sah ich wohl, daß in einem Lande, wo durch Mangel von Kommunikation die Entfernung gleichsam ins Unendliche wächst, ich mich selbst in Verlegenheit setzen würde, wenn ich mir anmaßte, die Ungerechtigkeit eines frechen Menschen durch eine herzliche Gutmütigkeit zu verbessern.

Goethe.

Der letzte Akt

Aus Italien, den 20. September. — Der bekannte Graf Cagliostro befindet sich nebst Gemahlin jetzt zu Rovereto, wo er viele Besuche, besonders von Kranken und ihren Ärzten, erhält, denen er unentgeltlich Medikamente und Rezepte gibt.

Vossische Zeitung. Berlin 1788, Nr. 123.

Frankfurt am Main, vom 20. Juni. — Cagliostro ist in Rom, lebt auf einem glänzenden Fuß, läßt sich gute Wechsel auszahlen und nimmt bloß von Vornehmen Besuche an.

Haude-Spenersche Zeitung. Berlin 1789, Nr. 78.

Rom, den 3. Jan. — Der bekannte Cagliostro ist am 27. Dzbr. von zwölf Grenadieren in einer Kutsche nach der Engelsburg und seine Gemahlin, die Gräfin Seraphina, zu gleicher Zeit nach dem Kloster St. Apollonia gebracht. Alle seine Papiere und Schriften wurden durchsucht und dann die Türe seines Hauses versiegelt. Hierauf besetzten 57 Soldaten das Kapuzinerkloster und führten den P. Franziskus aus dem Kanton Freiburg, der alle Tage mit Cagliostro speiste und vermutlich dessen Sekretär gewesen ist,

in einer Kutsche nach dem Minoritenkloster von Aracoeli. Diesem Geistlichen, der zu einem Bischof in partibus ernannt werden sollte, ist auch alles versiegelt worden. Bei einem Franzosen, der sich geflüchtet hat, fand man unter anderm auch eine Figur, die ein schön gekleidetes Frauenzimmer sehr natürlich vorstellte. Die Befehle zu diesen Verhaftnehmungen gab eine Kongregation, welcher der Papst beiwohnte. Cagliostro soll der erste Apostel einer Sekte gewesen sein, deren Anzahl in Europa man auf mehrere Millionen rechnet. Die gefundenen Papiere entdecken den Ursprung und die Beschaffenheit dieser neuen Sekte, unter der sich viele Personen von Stande befinden sollen. Wie es heißt, ist der Papst von seiten des französischen Hofes erinnert worden, auf Cagliostro als einen gefährlichen Abenteurer achtzuhaben.

Vossische Zeitung. Berlin 1790, Nr. 10.

Rom, den 4. Januar. — Außer dem bekannten Cagliostro, seiner Gemahlin, dem Pater Franziskus und einem Franzosen, namens le Borc, sind noch ein vornehmer Franzose und zehn andre Personen in aller Stille arretiert worden. Die Gerüchte über die Ursachen, weshalb es geschehen sein soll, sind sehr verschieden. Einige sagen, es sei entdeckt worden, daß Cagliostro an der Französischen Revolution Anteil habe, andre: er habe auch in Rom eine Revolution bewirken wollen. Er hatte sich einige Monate in Neapel aufgehalten und war erst vor kurzem wieder nach Rom zurückgekommen. Bei seiner Verhaftnehmung überlieferte er selbst dem mitanwesenden Notarius eigenhändig seine Papiere. Nur ein Buch wollte er verstecken, es ward aber entdeckt und ebenfalls weggenommen. In zwei von seinen Zimmern hat man Anstalten zu einem Gaukelspiel geheimer Versammlungen gefunden.

Vossische Zeitung. Berlin 1790, Nr. 12.

Aus Italien, den 26. Jan. — In Ansehung Cagliostros fährt man fort, die größte Vorsicht zu beobachten. Er ist am 16. fünf Stunden lang verhört worden, und nachher hat man die Fenster seines Gefängnisses mit neuem, starkem, eisernem Gitterwerk versehen. Als die Arbeitsleute am 19. in sein Zimmer kamen, um dies zu verfertigen, brach er in laute Klagen aus und sagte: „er habe weiter kein Verbrechen begangen, als daß er der Menschheit geholfen habe." Der Papst will die Akten von Cagliostros Prozesse selbst lesen und hat dem Arrestanten ein eisernes Halsband und Handschellen anlegen lassen. Nach und nach sind in dieser Sache schon sechzig Personen arretiert worden. Mehrere Franzosen, die bei der Garnison der Engelsburg Dienste nehmen wollten, hat man abgewiesen, und überhaupt nimmt die Regierung alle Maßregeln, einen etwanigen Auflauf zu verhindern.

Vossische Zeitung. Berlin 1790, Nr. 21.

Aus Italien, den 28. April. — Am 12. d. ist der berüchtigte Cagliostro zum erstenmal verhört worden. Er konnte nicht leugnen, daß er in seiner Wohnung eine Freimaurerloge gehalten und Proselyten dazu angeworben habe, aber in Ansehung aller übrigen Anklagen hat er sich sehr schlau aus der Sache zu ziehen gewußt. Er setzte auch eine Verteidigung gegen alle von seiner Frau wider ihn ausgesagten Beschuldigungen auf, ohne daß man weiß, wie ihm diese bekannt geworden sind.

Vossische Zeitung. Berlin 1790, Nr. 59.

Aus Italien, den 10. August. — Cagliostro ist nun so ziemlich überwiesen, daß er auch in Rom eine Illuminatenloge errichtet und von seinen Anhängern beträchtliche Geldsummen eingesammelt hat.

Vossische Zeitung. Berlin 1790, Nr. 105.

Aus Italien, den 14. Dezbr. (1790). — Cagliostro hat neulich um einen Beichtvater angehalten, weil er, nach seinem Vorgeben, in der Religion schlecht unterrichtet ist. Man hat sein Verlangen, ob es gleichwohl nur eine listige Wendung sein mag, doch erfüllt, und der gewählte Pater hält sich bisweilen über drei Stunden bei ihm auf.

Vossische Zeitung. Berlin 1791, Nr. 3.

Frankfurt, den 22. April. — Der Prozeß des berüchtigten Cagliostro ist am 7. durch eine Versammlung von Kardinälen entschieden worden. Er wird auf seine Lebenszeit im Schlosse St. Leo, sein Sekretär aber auf zehn Jahre gefangengesetzt. Ihre Verbrechen betreffen Religionssachen, und da viele angesehene Personen darin verwickelt sind, so will das Heilige Offizium ein strenges Stillschweigen darüber beobachten.

Vossische Zeitung. Berlin 1791, Nr. 51.

Aus Italien, den 18. April. — In Rom sind Cagliostros Schriften, welche seine vorgeblichen Geheimnisse enthalten, und eine Menge Gerätschaften, deren er sich zu seinen Arbeiten bediente, durch den Henker unter einem Galgen verbrannt worden.

Vossische Zeitung. Berlin 1791, Nr. 55.

Frankfurt, den 13. Mai. — In Rom ist nun die Lebensbeschreibung des berüchtigten Cagliostro, aus den Prozeßakten gezogen, gedruckt erschienen. Man weiß jetzt, daß seine Frau, die er wie eine Sklavin behandelte, ihn bei der Inquisition angegeben und seinen Arrest verursacht hat.

Vossische Zeitung. Berlin 1791, Nr. 61.

Frankfurt, den 3. April. — Cagliostro hat in seinem Verwahrungsorte heimlich einen großen langen Nagel aus seiner Bettstelle gezogen und ihn zugespitzt. Auf die Frage,

wozu er ihn brauchen wolle, hat er geantwortet: er habe sich bloß zum Vergnügen damit beschäftigt. Der Nagel ist nun nach Rom geschickt worden.

Vossische Zeitung. Berlin 1792, Nr. 43.

Cagliostro. — Der Papst hatte die Erlaubnis erteilt, während der diesjährigen Fasten Fleisch zu essen. Cagliostro, der, wie bekannt, wegen seiner Gaukeleien zu ewiger Gefangenschaft verurteilt worden, äußerte aber mit einer anscheinenden Frömmigkeit, daß er von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch machen, sondern sich selbst eine Buße auflegen wolle, die er durch seine vielen Sünden verdient habe. Er bat sich also von seinem Beichtvater (einem Kapuziner) eine Geißel aus, um sich nach der Weise der Büßenden selbst zu züchtigen. Der Geistliche brachte ihm einen Strick mit Knoten, womit der Heuchler sich einige Hiebe gab, aber bald darauf den Strick dem Beichtvater um den Hals zu werfen suchte, um ihn zu erdrosseln. Seine Absicht war, sich dessen Kleidung zu verschaffen, als das einzige Mittel, aus dem Gefängnisse zu entkommen. Allein der ehrwürdige Mann war auch ein handfester Mann, der noch keinen Beruf fühlte, das Verzeichnis der Märtyrer zu vermehren. Er balgte sich mit dem Gefangenen herum und behielt die Oberhand. Cagliostro ist seitdem noch enger eingeschlossen worden.

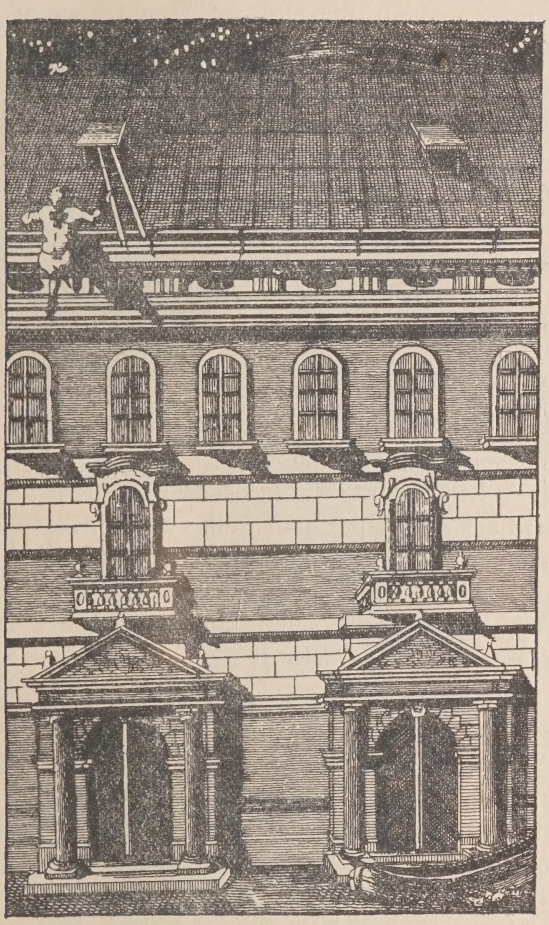
Straßburger Kurier. 1793, Nr. 130.

Wie es euch gefällt

Giacomo Casanova de Seingalt

Biographische Notizen

Giacomo Casanova de Seingalt ist der berühmte Abenteurer, der erst in Padua die Rechtswissenschaft studierte, im 16ten Jahre die Doktorwürde erhielt, nachdem er im Zivilrecht de testamentis und im kanonischen über die Abhandlung disputiert hatte: utrum Hebraei possint construere novas synagogas; dann in Venedig die niederen Weihen erhielt und zu predigen anfing; Abbate wurde; in Rom Sekretär des Kardinals Aguaviva; hierauf Fähnrich im Dienste der Republik Venedig; Violinspieler, Kabbalist. Nach manchem Umhertreiben erlangte er ausgebreitete Zelebrität durch seine Gefangenschaft in den Bleikammern, aus denen er mit ebenso großer Umsicht als Kühnheit entfloh. Er schrieb darüber: „Histoire de ma fuite des prisons de la République de Venise, qu'on appelle les plombs." (Prag 1788.) Jetzt begab er sich nach Paris, und von nun an begann der bunteste Wechsel eines abenteuernden Lebens, wie man es aus seinen Memoiren kennt (Leipzig 1822—28, 12 Bände), die das Urteil des Fürsten von Ligne über ihn bestätigen, daß Casanova ein Mann von vielem Geist, scharfgezeichnetem Charakter und umfassenden Kenntnissen war. „Seine Memoiren", sagt derselbe, „sind voll von dramatischem Interesse, schnell, hinreißend, launig erzählt, mit philosophischen Ansichten, neuen, erhabenen und unnachahmlichen Reflexio-



Casanova flieht aus dem Gefängnis
Nach einem Kupferstich von Johann Berka (1788)

nen erfüllt. Der Zynismus derselben kann nicht ihren Wert, wohl aber ihre Bekanntmachung hindern." Casanova war, um mit Mephistopheles zu reden, wie Hans Lüderlich, der begehret jede schöne Blum' für sich; allein für den, welcher Welt- und Menschenkenntnis erlangen und die Sitten jener Zeit insbesondere will kennenlernen, gibt es kaum ein Werk von größerer Wichtigkeit; denn dieser Spieler macht Europa zu seinem Schauplatz, und von Konstantinopel bis Madrid, von Petersburg bis Neapel und Rom gibt es beinahe keine Hauptstadt, in welcher er nicht an den Höfen und in den Spelunken, in den größten und den gemeinsten Zirkeln eine Rolle gespielt hätte. Zudem kam er mit den wichtigsten Personen seiner Zeit in Berührung, die er so trefflich schildert, als die Länder, Orte und Sitten. Der Papst erhob diesen Glücksritter zum Ritter vom goldenen Sporn, und er sich selbst zum Herrn von Seingalt. Mitten unter seinem abenteuernden Treiben fand er doch auch Muße, sich als Mann von vielseitigen Kenntnissen in andern Schriften zu zeigen. Er schrieb: „Confutazione della Storia del governo veneto d'Amelot de la Houssaye" (Amsterdam 1769); „Istoria delle turbulenze della Polonia dalla morte di Elisabetta Petrowna fino alla pace fra la Russia e la Porta Ottomanna, in cui si trovano tutti gli avvenimenti cagioni della rivoluzione di quel regno" (Görz 1774, 3 Tle.); „Dell' Iliade di Omero, tradotta in ottave rime" (Venedig 1778); „Icosameron, ou histoire d'Edouard et d'Elisabeth, qui passèrent quatre-vingt un ans chez les Mégamicres habitants aborigènes de Protocosme dans l'intérieur de notre globe" (Prag 1788 ff., 5 Bde.); „Solution du problème déliaque démontrée" (Dresden 1790); „Corollaire de la duplication de l'Hexaèdre donné à Dux en Bohème" (das. 1790); „A Léonard Snetlage, Docteur en Droit de l'Université de Goettingue" (1797). In Paris lernte ihn

Der

Zweite Trenck

oder

Geschichte

meiner Entweichung

aus dem

Staatsgefängnisse zu Venedig.

Geschrieben zu Dux in Böhmen 1787.

Nach dem Französischen.

Wien und Leipzig, 1788.

bei Georg Philipp Wucherer.

Titelblatt der ersten deutschen Ausgabe von Casanovas: „Histoire de ma fuite des prisons de la République de Venise, qu'on appelle les plombs."

Graf Waldstein bei dem venezianischen Gesandten kennen und machte ihm wegen seiner kabbalistischen und alchimistischen Kenntnisse den Antrag, mit ihm auf seine Güter nach Böhmen zu gehen. Casanova, damals eben ohne Geld, ohne Aussicht auf Reisen und Abenteuer, nahm den Vorschlag an und wurde nun Bibliothekar des Grafen zu Dux in Böhmen bei Teplitz, wo er die letzten vierzehn Jahre seines Lebens, ohne Ruhe halten zu können im Hafen der Ruhe, verlebte. Er starb am 4. Juni 1798.

Nach Ersch und Gruber.

Die leicht gelöste Liebesfessel

Als ich über den St. Hiobs-Quai ging, sah ich in einer zweirudrigen Gondel eine Bäuerin mit einer sehr reichen Kopfbedeckung. Da ich stehenblieb, um sie zu beobachten, so dachte der Gondelführer am Vorderteile, ich wolle die Gelegenheit benutzen, um billiger nach Mestre zu kommen, und sagte zu dem Gondelführer am Hinterteil, er solle am Ufer anlegen. Ich bedachte mich keinen Augenblick, als ich das hübsche Gesichtchen der Bäuerin sah, ich stieg ein und bezahlte dem Schiffer den doppelten Preis, damit er niemand mehr aufnehme. Ein alter Priester hatte den nächsten Platz neben der jungen Person inne: er stand auf, um ihn mir abzutreten, aber ich nötigte ihn höflich, sich wieder zu setzen.

„Diese Schiffer" — sagte der Pfarrer, wie um die Unterhaltung anzuknüpfen — „haben wirklich viel Glück. Sie haben uns am Rialto für dreißig Sols mitgenommen, unter der Bedingung, daß sie auch andere Passagiere mitnehmen könnten; gewiß werden sie auch noch andere finden."

„Wenn ich, mein ehrwürdiger Vater, in einer Gondel bin, so ist für niemand mehr Platz übrig." Dies sagend,

gebe ich den Schiffern noch vierzig Sols, die damit sehr zufrieden sind, denn sie geben mir den Titel Exzellenz. Der gute Abbé, welcher dies für bare Münze nahm, bat mich um Entschuldigung, daß er mir diesen Titel nicht gegeben.

„Da ich nicht venezianischer Edelmann bin, so geziemt mir dieser Titel nicht."

„Ah," — sagte das junge Mädchen — „das freut mich sehr."

„Und weshalb?"

„Weil ich mich immer fürchte, wenn ich einen Adligen neben mir sehe. Aber Sie sind wohl ein Illustrissimo?"

„Ebensowenig, Fräulein, ich bin ganz einfach ein Advokatenschreiber."

„Das freut mich wiederum, denn ich bin gern in Gesellschaft von Personen, welche sich nicht für mehr als ich halten. Mein Vater war Pächter, der Bruder meines Onkels, welchen sie hier sehen, ist Pfarrer in Pr., wo ich geboren und erzogen bin. Da ich einzige Tochter bin, so erbe ich alles Vermögen meines Vaters, welcher tot ist, und meiner Mutter, welche seit langer Zeit krank ist, und welche nicht mehr lange leben kann, was mir großen Kummer macht; aber der Arzt selbst hat es uns gesagt. Um also auf meine Rede zurückzukommen, so glaube ich, daß der Unterschied zwischen dem Schreiber eines Prokurators und der Tochter eines reichen Pächters nicht groß ist. Ich sage das nur so, denn ich weiß wohl, daß man auf Reisen mit allerlei Leuten zusammentrifft; nicht wahr, Onkel?"

„Ja, teuere Christine, und du siehst ja auch, daß der Herr sich zu uns gesetzt hat, ohne zu wissen, wer wir sind."

„Aber glauben Sie wohl, Herr Pfarrer, daß ich ohne die Anziehungskraft Ihrer jungen, hübschen Nichte zu Ihnen eingestiegen sein würde?"

Bei diesen Worten fingen die guten Leute laut zu lachen

an. Da ich das, was ich gesagt, nicht sehr komisch fand, so hielt ich meine Reisegefährten für etwas dumm, und diese Entdeckung war mir keineswegs unangenehm.

„Weshalb lachen Sie so sehr, mein schönes Fräulein? Etwa um mich Ihre schönen Zähne sehen zu lassen? Ich gebe zu, daß ich in Venedig nie so schöne gesehen."

„Oh, durchaus nicht, mein Herr, obwohl mir dies Kompliment in Venedig von allen Seiten gemacht worden ist. Ich versichere Ihnen, daß in Pr. alle Mädchen ebenso schöne Zähne wie ich haben. Nicht wahr, mein teurer Onkel?"

„Ja, Nichte."

„Ich lachte über etwas, was ich Ihnen, mein Herr, nie sagen werde."

„Ach, sagen Sie es mir doch."

„O nein, gewiß nicht."

„Ich werde es Ihnen sagen", sagte der Pfarrer.

„Ich will aber nicht," — sagte sie, ihre schönen Augenbrauen runzelnd — „oder ich gehe weg."

„Tue das, Liebe. Wissen Sie, was sie sagte, als sie Sie auf dem Quai bemerkte? Da ist ein hübscher Junge, welcher mich ansieht, und welcher gern bei uns sein möchte; und als sie gesehen, daß Sie die Gondel anhalten ließen, hat sie sich sehr gefreut."

Während der Pfarrer erzählte, gab ihm die ärgerliche Christine Püffe gegen die Schultern. „Warum, schöne Christine, werden Sie ärgerlich, daß ich erfahre, daß ich Ihnen gefalle, während ich entzückt bin, daß Sie erfahren, daß ich Sie reizend finde?"

„Sie sind entzückt für einen Augenblick. Oh, jetzt kenne ich die Venezianer gründlich. Sie sagten alle, ich entzückte, und keiner von denen, von welchen ich es gewünscht hätte, hat sich erklärt."

„Was für eine Erklärung wollten Sie?"

„Die Erklärung, welche ich verlange, ist die einer ordentlichen Heirat in der Kirche in Gegenwart von Zeugen. Wir sind indes vierzehn Tage in Venedig geblieben, nicht wahr, mein Onkel?"

„Das Mädchen, wie Sie sie da sehen," sagte hierauf der Onkel, „ist eine gute Partie, denn sie hat 3000 Taler. Sie hat immer gesagt, sie wolle nur einen Venezianer heiraten, und ich habe sie nach Venedig geführt, um sie bekannt zu machen. Eine anständige Frau hat uns vierzehn Tage lang beherbergt und sie in mehrere Häuser geführt, wo heiratsfähige junge Leute sie gesehen haben; aber die, welche ihr gefallen, haben nichts vom Heiraten wissen wollen, und die, welche sie hätten haben wollen, waren nicht nach ihrem Geschmack."

„Glauben Sie denn aber," — sagte ich zu ihm — „daß eine Heirat wie ein Eierkuchen fertiggemacht wird? Vierzehn Tage in Venedig wollen gar nichts sagen, man muß wenigstens ein halbes Jahr daselbst bleiben. Ich z. B. finde Ihre Nichte hübsch wie einen Engel, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn die Frau, welche mir Gott bestimmt hat, ihr gliche. Wenn sie mir aber auch augenblicklich 50000 Taler gäbe, um sie auf der Stelle zu heiraten, so möchte ich sie doch nicht haben. Ein vernünftiger junger Mann nimmt nicht eher eine Frau, als bis er ihren Charakter kennengelernt hat, denn nicht das Geld und die Schönheit begründen das Glück einer Ehe."

„Was wollen Sie mit Charakter sagen?" — fragte mich Christine — „meinen Sie eine schöne Handschrift?"

„Nein, mein Engel, ich muß über Sie lachen. Es handelt sich um die Eigenschaften des Herzens und des Geistes. Ich muß mich einmal verheiraten, und ich suche den Gegenstand seit drei Jahren, aber noch immer vergeblich. Ich habe mehrere, fast ebenso hübsche Mädchen wie Sie gekannt, welche alle eine gute Mitgift hatten, aber nach-

dem ich zwei oder drei Monate mit ihnen umgegangen, habe ich gesehen, daß sie mich nicht glücklich machen würden."

„Was fehlte ihnen?"

„Ich will es Ihnen sagen, denn Sie kennen dieselben nicht. Die eine von ihnen, welche ich gewiß geheiratet haben würde, denn ich liebte sie sehr, war außerordentlich eitel. Ich brauchte nicht zwei Monate, um das gewahr zu werden. Sie würde mich durch Kleider, Moden, Luxus zugrunde gerichtet haben. Denken Sie sich, daß sie dem Friseur monatlich eine Zechine gab, und eine andere ging für Pomade und wohlriechendes Wasser darauf."

„Das war eine Närrin. Ich gebe jährlich nur zehn Sols für Wachs aus, welches ich mit Ziegenfett vermische, was eine vortreffliche Pomade gibt."

„Eine andere, welche ich vor zwei Jahren geheiratet haben würde, litt an einem Übel, welches mich unglücklich gemacht haben würde, und sobald ich dies gewahr wurde, stellte ich meine Besuche ein."

„Was war das für ein Übel?"

„Sie konnte nicht Mutter werden, und das ist schrecklich, denn wenn ich mich verheirate, will ich auch Kinder haben."

„Das steht freilich bei Gott, indes kann ich von mir sagen, daß ich mich wohl befinde. Nicht wahr, Onkel?"

„Eine andere war zu fromm, und eine solche mag ich nicht. Sie war so gewissenhaft, daß sie alle drei oder vier Tage zur Beichte ging, und ihre Beichte dauerte wenigstens eine Stunde. Meine Frau soll eine gute Christin, aber keine Frömmlerin sein."

„Sie war vielleicht eine große Sünderin oder eine große Närrin. Ich gehe nur alle Monate zur Beichte und mache dieselbe in zwei Minuten ab. Nicht wahr, Onkel? und wenn Sie Fragen an mich stellten, wußte ich nicht, was ich sagen sollte."

„Eine andere wollte gelehrter als ich sein, obwohl sie jeden Augenblick eine Dummheit sagte. Eine andere war beständig traurig, und ich verlange ein munteres Weib."

„Sehen Sie, Onkel, Sie und meine Mutter werfen mir immer meine Munterkeit vor."

„Eine andere, welche ich sehr schnell verließ, fürchtete sich, allein mit mir zu sein, und wenn ich ihr einen Kuß gab, sagte sie es sogleich ihrer Mutter."

„Die war sehr dumm. Ich habe noch keinen Liebhaber gehabt, denn in Pr. gibt es nur ungebildete Bauern, aber ich weiß wohl, daß es gewisse Sachen gibt, welche ich meiner Mutter nicht sagen würde."

„Eine andere roch aus dem Munde. Eine andere schminkte sich, und fast alle Mädchen haben diese häßliche Eigenschaft. Daher fürchte ich auch, daß ich mich nie verheiraten werde, denn ich verlange z. B., daß das Mädchen, welches ich heiraten soll, schwarze Augen habe, und jetzt haben fast alle Mädchen das Geheimnis gelernt, sich dieselben zu färben. Aber ich lasse mich nicht fangen, denn ich verstehe mich darauf."

„Sind meine Augen schwarz?"

„Ha! Ha!"

„Sie lachen?"

„Ich lache, weil sie schwarz aussehen, aber es nicht sind. Nichtsdestoweniger sind Sie sehr liebenswürdig."

„Das ist komisch. Sie glauben, meine Augen seien schwarz, und Sie sagen, Sie verständen sich darauf. Meine Augen, mein Herr, mögen sie nun schön oder häßlich sein, sind so, wie Gott sie mir gegeben. Nicht wahr, Onkel? — Und Sie glauben es nicht?" sagte sie mit großer Lebhaftigkeit zu mir.

„Nein, sie sind zu schön, als daß ich sie für natürlich halten sollte."

„Bei Gott! das ist zu stark."

„Entschuldigen Sie, mein schönes Fräulein, ich sehe, daß ich zu aufrichtig gewesen bin."

Nach diesem Streite trat Schweigen ein. Der Pfarrer lächelte von Zeit zu Zeit, aber dem Mädchen wurde es schwer, seinen Kummer zu verzehren.

Ich schielte verstohlen nach ihr hin und sah, daß sie im Begriffe war zu weinen; das betrübte mich, denn sie war reizend. Sie hatte den Kopfputz einer reichen Bäuerin und trug auf ihrem Kopfe für mehr als hundert Zechinen an Nadeln und goldenen Pfeilen, mit welchen die Flechten ihres langen und ebenholzschwarzen Haares befestigt waren. Lange, massive Ohrbommeln und eine goldene Kette, welche zwanzigmal um ihren Alabasterhals herumgeschlungen war, gaben ihrer Lilien- und Rosengestalt einen zauberischen Glanz. Es war die erste ländliche Schönheit, welche ich in einem solchen Putze traf.

Christine sagte kein Wort mehr, aber sie mußte in Verzweiflung sein, denn gerade ihre Augen waren von blendender Schönheit, und ich war Barbar genug, um ihnen dieselbe zu rauben. Sie mußte mich verabscheuen, und wenn sie nicht weinte, so wurde sie offenbar nur durch die Wut daran gehindert. Indes hütete ich mich wohl, sie ihrer Täuschung zu entreißen, denn ich wollte, daß sie die Lösung des Knotens durch einen Knalleffekt herbeiführen sollte.

Sobald die Gondel in den Kanal von Marghera hineingefahren war, fragte ich den Pfarrer, ob er einen Wagen nach Treviso habe, da er, um nach Pr. zu gelangen, diese Stadt berühren mußte.

„Ich werde zu Fuß gehn," — sagte der brave Mann — „denn ich habe eine arme Pfarre, und für Christine werde ich leicht einen Platz auf einem Wagen finden."

„Sie werden mir ein großes Vergnügen erweisen, wenn Sie beide einen Platz in meinem Wagen annehmen: er ist viersitzig, und Sie werden sehr bequem darin sitzen."

„Ein solches Glück hofften wir nicht."

„Ganz und gar nicht, Onkel, ich will nicht mit diesem Herrn fahren."

„Warum nicht, liebe Nichte?"

„Weil ich nicht will."

„So" — sagte ich, ohne sie anzusehen — „wird gewöhnlich die Aufrichtigkeit belohnt."

„Es ist nicht Aufrichtigkeit," — versetzte sie hastig — „sondern reine Bosheit. Sie werden in der ganzen Welt keine schwarzen Augen mehr finden, und das ist mir lieb, da Sie dieselben gern haben."

„Sie täuschen sich, schöne Christine, denn ich habe ein Mittel, die Wahrheit zu erforschen."

„Und worin besteht dieses Mittel?"

„Es besteht darin, sie mit etwas lauwarmem Rosenwasser zu waschen, auch verschwindet jede künstliche Farbe, wenn die junge Dame weint."

Bei diesen Worten änderte sich die Szene wie durch einen Zauber. Das Antlitz des jungen Mädchens, welches nur Unwillen, Verdruß und Geringschätzung ausdrückte, nahm ein heiteres und befriedigtes Aussehen an, welches sie wahrhaft verführerisch machte. Sie lächelte dem Pfarrer zu, welcher über diese Veränderung höchlichst erfreut war, denn an dem unentgeltlichen Wagen lag ihm sehr.

„Weine doch, Nichte, damit der Herr deinen Augen Gerechtigkeit widerfahren lasse."

Christine weinte in der Tat, aber vor lauter Lachen. Diese Art natürlicher Originalität machte mir außerordentliche Freude, und während wir die Treppe zum Ufer hinaufstiegen, gab ich ihr eine Ehrenerklärung, so daß sie das Anerbieten meines Wagens annahm. Ich ließ ein Frühstück auftragen, und befahl einem Fuhrmann, während unseres Frühstücks einen schönen Wagen anzuspannen, aber der Pfarrer sagte, er wolle vorher seine

Messe lesen. „Wohlan," — sagte ich — „wir wollen sie hören, und beten Sie, daß mir mein Plan gelinge." Bei diesen Worten steckte ich ihm einen Dukaten in die Hand. „So viel, mein Ehrwürdigster," — sagte ich — „bin ich gewohnt zu geben." Meine Großmut machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er mir die Hand küssen wollte. Er machte sich auf den Weg nach der Kirche, und ich bot der Nichte meinen Arm, welche nicht wußte, ob sie ihn annehmen oder ablehnen sollte, und zu mir sagte: „Glauben Sie denn, daß ich nicht allein gehen kann?"

„Das nicht, aber wenn ich Ihnen den Arm nicht gebe, wird man sagen, ich sei unhöflich."

„Und was wird man sagen, wenn ich Ihnen den Arm gebe?"

„Vielleicht wird man sagen, daß wir uns lieben, und vielleicht auch, daß wir sehr gut zueinander passen."

„Und wenn man Ihrer Geliebten erzählen wird, daß wir uns lieben, oder auch nur, daß Sie einem andern Mädchen den Arm geben?"

„Ich habe keine Geliebte und will auch keine mehr haben, denn ich würde in Venedig kein so schönes Mädchen wie Sie finden."

„Das tut mir Ihretwegen leid, denn wir kommen nicht wieder nach Venedig, und wenn wir auch wieder hinkämen, wie sollten wir es anfangen, um daselbst ein halbes Jahr zu bleiben? Diese Zeit ist ja, wie Sie sagen, notwendig, um ein Mädchen kennenzulernen."

„Ich werde gern die Kosten tragen."

„So? Sagen Sie es meinem Onkel, und er wird sich die Sache überlegen, denn ich kann nicht allein nach Venedig kommen."

„In einem halben Jahr würden Sie auch mich kennenlernen."

„Oh, was mich betrifft, so kenne ich Sie schon."

„Sie würden also mit meiner Person zufrieden sein?"

„Warum nicht?"

„Und Sie würden mich lieben?"

„O sehr, wenn Sie mein Mann wären."

Ich betrachtete dieses Mädchen mit Verwunderung. Sie schien mir eine als Bäuerin verkleidete Prinzessin zu sein. Ihr goldgesticktes Kleid war äußerst luxuriös und mußte doppelt so viel wie ein städtisches Kleid kosten. Ihre Armbänder, welche ihrer Halskette entsprachen, vervollständigten den reichsten Putz. Sie hatte den Wuchs einer Nymphe, und da die Mode der kleinen Mäntel noch nicht in das Dorf gedrungen war, so sah ich den schönsten Busen, welcher sich denken läßt, obwohl ihr Kleid bis zum Halse zugeknöpft war. Ihr reichbesetzter Unterrock reichte nur bis zum Knöchel, so daß ich den niedlichsten Fuß und den untersten Teil des feinsten Beines sehen konnte. Ihre gerade, ungezwungene Haltung, ihre freien, natürlichen und anmutigen Bewegungen, endlich ein reizender Blick, welcher zu sagen schien: Es freut mich sehr, daß Sie mich hübsch finden, entzündeten die Sehnsucht des Glücks in meinem Blute. Ich konnte nicht begreifen, wie ein so reizendes Mädchen vierzehn Tage in Venedig hatte verweilen können, ohne jemand zu finden, der sie heiratete oder betrog. Was sehr viel zu meinem Entzücken beitrug, das war ihre Mundart und ihre Naivität, die ich als Städter anfangs als Dummheit taxierte.

Nachdem wir gefrühstückt, wurde es mir schwer, dem Pfarrer begreiflich zu machen, daß ich den letzten Platz im Wagen einnehmen müsse, aber es wurde mir bei unserer Ankunft in Treviso weniger schwer, ihn zu überreden, sein Mittagbrot und Abendbrot in einem wenig besuchten Gasthofe einzunehmen, wofür ich die Kosten übernahm. Er nahm meinen Vorschlag an, sobald ich ihm gesagt, daß nach dem Abendessen ein Wagen bereitstehen würde, um ihn im

schönsten Mondscheine in einer Stunde nach Pr. zu fahren. Nur die unbedingte Notwendigkeit, am folgenden Tage die Messe in seiner Kirche zu lesen, drängte ihn.

Als wir im Gasthofe abgestiegen und ich für ein gutes Feuer und ein gutes Mittagessen gesorgt, bedachte ich, daß der Pfarrer selbst meinen Diamanten verpfänden könnte, wodurch ich einige Augenblicke des Alleinseins mit seiner Nichte erhalten würde. Ich mache ihm den Vorschlag und sage, da ich nicht erkannt sein wolle, so könne ich nicht selbst nach dem Leihhause gehen, und er nahm den Vorschlag mit großer Bereitwilligkeit an und freute sich, daß er mir einen Dienst erweisen konnte.

Er geht aus, und ich bin nun allein mit der reizenden Christine. Ich war eine Stunde bei ihr, ohne daß ich mich bemühte, ihr einen Kuß zu geben, obwohl ich die größte Lust dazu hatte; aber durch Reden, welche die Phantasie eines jungen Mädchens so leicht erhitzen, stimmte ich ihr Herz für die Begierden, von welchen ich entflammt war.

Der Pfarrer kam wieder mit dem Ringe und sagte, wegen der Feier des Festes der heiligen Jungfrau könne ich ihn erst übermorgen verpfänden. Er habe schon mit dem Kassierer des Leihhauses gesprochen, und derselbe habe gesagt, wenn ich wolle, könne ich das Doppelte erhalten. „Herr Pfarrer," — sagte ich zu ihm — „Sie würden mir einen Gefallen tun, wenn Sie von Pr. wieder hierher zurückkämen, um den Ring selbst zu verpfänden, denn wenn derselbe, nachdem er schon von Ihnen angeboten worden, von einem andern angeboten würde, so könnte das Verdacht erwecken. Ich werde den Wagen für Sie bezahlen."

„Ich verspreche Ihnen, zurückzukommen."

Ich hoffte, daß er seine Nichte mitbringen würde.

Da ich während des Mittagessens Christinen gegenüber saß, so entdeckte ich in jedem Augenblicke einen neuen

Reiz an ihr. Da ich aber ihr Zutrauen zu verlieren fürchtete, wenn ich mir im Laufe des Tages eine unbedeutende Gunst zu verschaffen suchte, so beschloß ich, nichts zu übereilen und darauf hinzuarbeiten, daß der Pfarrer noch einmal mit ihr nach Venedig käme. Hier allein konnte ich meiner Ansicht nach Liebe erwecken und ihr die Nahrung verschaffen, welche sie forderte.

„Herr Pfarrer," — sagte ich — „ich rate Ihnen, Ihre Nichte wieder nach Venedig zu bringen. Ich übernehme alle Kosten und werde Ihnen eine tugendhafte Person nachweisen, bei welcher Fräulein Christine ebenso sicher wie bei ihrer Mutter aufgehoben sein wird. Ich muß sie kennenlernen, um sie heiraten zu können, aber die Sache wird unfehlbar zustande kommen."

„Mein Herr, ich selbst werde meine Nichte nach Venedig bringen, sobald Sie mir melden werden, daß Sie ein Haus gefunden haben, wo ich Christine sicher unterbringen kann."

Während wir so sprachen, schielte ich nach Christine hinüber und sah, daß sie vor Freude lächelte. „Meine teure Christine," — sagte ich zu ihr — „in spätestens acht Tagen wird alles geordnet sein. Währenddessen werde ich Ihnen schreiben, und ich hoffe, daß Sie mir antworten werden."

„Mein Onkel wird Ihnen statt meiner antworten, denn ich habe nie schreiben lernen wollen."

„Aber, liebes Kind, wie wollen Sie die Frau eines Venezianers werden, wenn Sie nicht schreiben können?"

„Muß ich denn durchaus schreiben können, um Frau zu werden? Ich kann sehr gut lesen."

„Das reicht nicht hin, und obwohl eine Frau Mutter sein kann, ohne einen A-Strich machen zu können, so wird doch das Schreiben von den jungen Mädchen allgemein gefordert, und ich wundere mich, daß Sie es nicht können."

„Aber ist denn das ein Wunder? Bei uns kann kein junges Mädchen schreiben. Nicht wahr, Onkel?"

„Das ist wahr; aber es denkt auch keine daran, sich in Venedig zu verheiraten, und da du dies willst, so mußt du auch schreiben lernen."

„Gewiß," — sagte ich — „und ehe Sie nach Venedig kommen, denn man würde sich dort über Sie lustig machen, wenn Sie es nicht könnten. Das betrübt Sie, meine Teure, das tut mir leid."

„Das mißfällt mir, weil man nicht in acht Tagen schreiben lernen kann."

„Ich mache mich anheischig," — sagte ihr Onkel — „es dich in acht Tagen zu lehren, wenn du dich ordentlich anstrengen willst. Du sollst dann genug wissen, um dich weiter zu vervollkommnen."

„Das ist eine große Aufgabe, aber ich will mich derselben unterziehen, und ich verspreche Ihnen, Tag und Nacht zu studieren und morgen anzufangen."

Als wir zu Mittag gespeist, sagte ich zum Pfarrer, er würde wohl daran tun, wenn er anstatt nach dem Abendessen abzureisen, während der Nacht ausruhte und erst mit Tagesanbruch abreiste, da er noch zeitig genug zur Messe und viel frischer ankommen würde. Am Abend erneuerte ich meinen Vorschlag, und da er sah, daß seine Nichte schläfrig war, ließ er sich überreden. Ich rief die Wirtin, um einen Wagen zu bestellen, und als ich zu ihr sagte, sie solle im benachbarten Zimmer Feuer anmachen und mir ein Lager einrichten lassen, erwiderte der heilige Pfarrer, das wäre nicht nötig, da in dem Zimmer, in welchem wir uns befanden, zwei große Betten ständen, und ich mich in das eine, seine Nichte und er sich in das andere legen könnten. „Wir werden uns nicht entkleiden," — sagte er — „aber Sie können sich ungehindert entkleiden, denn da Sie nicht mit uns reisen, so können Sie schlafen, solange Sie wollen."

„Oh," — sagte Christine — „ich muß mich entkleiden,

LIEBESWERBUNG

Nach dem Gemälde von Le Clerc gestochen von De Larmessin dem Jüngeren

denn sonst könnte ich nicht schlafen; aber ich werde Sie nicht warten lassen, denn ich brauche nur eine Viertelstunde, um mich instand zu setzen."

Ich sagte nichts, aber ich konnte mich von meinem Erstaunen nicht erholen. Christine, die so reizende, welche geschaffen war, um einen Xenokrates zu verführen, schlief nackt bei ihrem Onkel, der allerdings alt, sehr fromm und fern von allem war, was eine solche Anordnung zu einem Wagnisse hätte machen können; der mit einem Worte alles war, was man will, der aber doch Mann war, es wie jeder andere gewesen sein und wissen mußte, welcher Gefahr er sich aussetzte. Meine ganz fleischliche Vernunft fand das unerhört. Nichtsdestoweniger war die Sache unschuldig, und so unschuldig, daß er nicht nur kein Geheimnis daraus machte, sondern nicht einmal die Möglichkeit ahnte, daß sie nicht unschuldig gefunden werden könnte. Ich sah dies alles ein, aber ich war nicht daran gewöhnt und konnte mich daher nicht darein finden. Als ich älter an Jahren und Erfahrung wurde, fand ich diese Sitte in manchen Ländern bei guten Leuten, deren Sitten dadurch keineswegs verderbt wurden, — aber ich wiederhole es: bei guten Leuten, und ich mache keinen Anspruch darauf, zu diesen zu gehören.

Wir hatten zu Mittag Fastenspeisen gegessen, und mein feiner Gaumen war nicht befriedigt worden. Ich gehe in die Küche und sage zur Wirtin, sie solle mir das Feinste, was der Markt von Treviso bieten könne, und namentlich guten Wein auftragen.

Ich gehe wieder hinauf und finde Christinen, ihrem 75jährigen Onkel die Wangen streichelnd. Der gute Mann lachte. „Wissen Sie," — sagte er — „um was es sich handelt? Meine Nichte schmeichelt mir, damit ich sie bis zu meiner Rückkehr hier lasse. Sie sagt, die Stunde über, welche ich Sie mit ihr allein gelassen, wären Sie gegen

sie wie ein Bruder gegen eine Schwester gewesen, und ich glaube es; aber sie denkt nicht daran, daß sie Ihnen zur Last fallen kann."

„Nein, im Gegenteil, seien Sie überzeugt, daß sie mir Vergnügen machen wird, denn ich finde sie außerordentlich liebenswürdig. Und was Ihre und meine Pflicht betrifft, so glaube ich, daß Sie sich auf uns verlassen können."

„Ich zweifle nicht daran. Ich lasse sie Ihnen also bis übermorgen. Ich werde früh zurückkommen, um Ihr Geschäft zu besorgen."

Diese so überraschende und unerwartete Wendung trieb mir das Blut zum Kopfe, und ich bekam Nasenbluten, welches länger als eine Viertelstunde dauerte. Ich für meinen Teil fürchtete nichts, denn ich war an solche Anfälle schon gewöhnt, aber der gute Pfarrer war in der äußersten Angst, denn er fürchtete einen Blutsturz.

Sobald er beruhigt war, verließ er uns wegen eines Geschäfts und sagte uns, daß er mit Dunkelwerden zurückkommen würde. Ich sah mich allein mit der liebenswürdigen und naiven Christine und beeilte mich, ihr für ihr Zutrauen zu danken.

„Ich versichere Ihnen," — sagte sie — „daß ich mich sehr danach sehne, daß Sie mich ganz kennenlernen. Sie werden sehen, daß ich die Fehler, welche Ihnen an den Fräulein, die Sie in Venedig kennengelernt, so sehr mißfallen haben, nicht besitze, auch verspreche ich Ihnen, sogleich schreiben zu lernen."

So verbrachte ich den Tag, mir auch die geringste Freiheit versagend, aber mich immer mehr in dieses reizende Mädchen verliebend. Ich erzählte ihr kleine galante Geschichten, welche ich dermaßen verschleierte, daß sie ihre Teilnahme erregten, ohne sie scheu zu machen, und ich sah, daß sie zwar nicht immer verstand, daß sie aber so

tat, als ob sie verstände, da sie in meinen Augen nicht unwissend erscheinen wollte.

Als ihr Onkel zurückkam, entwarf ich in meinem Kopf den Plan zu den Anordnungen, welche ich zu nehmen hätte, um sie zu heiraten.

Wir setzten uns zu Tische, und unser Abendessen war sehr fein.

Ich mußte Christine lehren, Austern und Trüffeln zu essen, welche sie zum erstenmal sah.

Wir legten uns um Mitternacht zu Bett, und ich erwachte erst am frühen Morgen. Der Pfarrer hatte sich so leise entfernt, daß ich ihn nicht gehört hatte.

Ich wende mich nach der andern Seite des Bettes und erblicke in demselben nur Christine. Ich wünsche ihr einen guten Morgen, sie erwacht, kommt zu sich und gestützt auf ihren Ellenbogen lächelt sie. „Mein Onkel ist abgereist, ich habe ihn nicht gehört."

„Meine teure Freundin, du bist schön wie ein Engel, ich sterbe vor Lust, dir einen Kuß zu geben."

„Wenn du dazu Lust hast, so komm, teurer Freund, und gib ihn mir."

Ich springe aus dem Bett, und der Anstand läßt sie zurückweichen; es war kalt, ich war verliebt, und mit einer jener unwillkürlichen Bewegungen, welche das Gefühl allein eingibt, fliege ich in ihre Arme, und wir gehören einer dem andern an, ehe wir noch daran gedacht, uns einander hinzugeben, und sie ist glücklich und etwas beschämt, ich freudestrahlend und dennoch einigermaßen erstaunt über einen Sieg, welchen ich ohne Kampf errungen.

Nach einer Stunde zärtlicher Vergessenheit, und nachdem wir wieder etwas ruhiger geworden, blickten wir uns mit Zärtlichkeit an, ohne jedoch zu sprechen. Christine brach zuerst das Schweigen: „Was haben wir gemacht!" sagte sie in dem zärtlichsten und sanftesten Tone.

„Wir haben uns verheiratet."

„Was wird morgen mein Onkel sagen?"

„Er wird es nicht eher erfahren, als bis er uns den ehelichen Segen in der Kirche erteilt."

„Und wann wird er uns denselben erteilen?"

„Wenn wir die nötigen Vorbereitungen für eine öffentliche Verheiratung getroffen."

„Wieviel Zeit gehört dazu?"

„Ungefähr ein Monat."

„In der Fastenzeit kann man sich nicht verheiraten."

„Ich werde die Erlaubnis dazu bekommen."

„Du täuschest mich nicht?"

„Nein, denn ich bete dich an."

„Du brauchst mich also nicht weiter kennenzulernen?"

„Nein, denn ich kenne dich gänzlich und bin sicher, daß du mich glücklich machen wirst."

„Und du mich auch?"

„Ich hoffe."

„Stehen wir auf, und gehen wir in die Messe. Wer hätte wohl geglaubt, daß ich, um einen Mann zu bekommen, nicht nach Venedig gehen, sondern dasselbe verlassen und nach Hause zurückkehren müßte."

Wir standen auf, und nachdem wir gefrühstückt, begaben wir uns in die Messe. Der Rest des Tages bis zum Mittagessen verging ohne ein bemerkenswertes Ereignis. Da ich Christine gegen den andern Tag verändert fand, so fragte ich sie um die Ursache. „Es muß" — sagte sie — „dieselbe sein, welche Sie nachdenklich macht."

„Mein nachdenkliches Aussehen, meine Teure, ist das eines glücklichen Liebhabers, wenn er mit der Ehre zu Rate geht. Die Sache ist sehr ernst geworden, und die Liebe sieht sich zum Nachdenken genötigt. Es handelt sich darum, uns in der Kirche zu heiraten, und wir können es nicht vor den Fasten, da wir den letzten Tagen des

Karnevals entgegengehen; indessen können wir nicht bis Ostern warten, denn die Zeit würde uns zu lang werden. Wir bedürfen eines geistlichen Dispenses, um unsere Hochzeit feiern zu können. Habe ich nicht Veranlassung zum Nachdenken?"

Anstatt aller Antwort steht sie auf und umarmt mich zärtlich. Was ich ihr gesagt, war wahr, aber ich konnte ihr nicht alles sagen, was mich nachdenklich stimmte. Ich sah mich in ein Verhältnis verwickelt, welches mir nicht mißfiel, aber ich wünschte, daß sich dasselbe nicht so rasch gestalten möchte. Ich konnte mir daher anfangs die Reue nicht verhehlen, welche in meiner verliebten und wohlgesinnten Seele keimte, und das betrübte mich. Indes hatte ich die Gewißheit, daß dieses vortreffliche Geschöpf mir nie sein Unglück vorzuwerfen haben würde.

Wir hatten den ganzen Abend vor uns, und da sie mir mitgeteilt, daß sie nie eine Komödie gesehen, so beschloß ich, ihr dies Vergnügen an diesem Abend zu machen. Ich ließ einen Juden kommen, welcher mir alles, was nötig war, um sie zu maskieren, lieferte, und wir gingen aus. Ein wirklich verliebter Mensch kennt kein anderes Glück als das, welches er dem geliebten Gegenstande verschafft. Nach der Komödie führte ich sie ins Kasino, und durch die Verwunderung, welche sie bezeigte, als sie zum erstenmal eine Pharaobank sah, brachte sie mich zum Lachen. Ich hatte nicht Geld genug, um selbst zu spielen, aber ich hatte mehr als nötig war, um sie durch ein kleines Spiel zu amüsieren, ich gab ihr zehn Zechinen und sagte ihr, was sie zu tun habe. Sie kannte die Karten noch nicht, aber nachdem sie sich gesetzt, hatte sie in Zeit von noch nicht einer Stunde hundert Zechinen vor sich. Ich ließ sie das Spiel aufgeben, und wir entfernten uns. Als wir in unserm Zimmer waren, ließ ich sie das Geld, welches sie gewonnen, aufzählen, und als sie hörte, daß all dies Geld ihr gehöre,

glaubte sie, es wäre ein Traum. „Ach, was wird mein Onkel sagen!" rief sie aus. Wir nahmen ein leichtes Mahl ein, worauf wir eine köstliche Nacht verbrachten, jedoch uns mit Tagesanbruch trennten, damit der gute Pfarrer uns nicht beieinander fände. Er kam früh an und fand jeden in seinem Bette schlafend. Er weckte mich, und ich gab ihm den Ring, welchen er verpfänden sollte. Er kehrte zwei Stunden darauf zurück und fand uns angekleidet und am Kamine plaudernd. Sobald Christine ihn erblickte, umarmte sie ihn, hierauf zeigte sie ihm all das Geld, welches sie besaß.

Als die Rede auf unsere Trennung kam, versprach ich ihm, sie im Anfange der Fasten zu besuchen, aber unter der Bedingung, daß niemand von meinem Namen und unserer Angelegenheit in Kenntnis gesetzt würde. Er gab mir den Taufschein seiner Nichte und ein Verzeichnis ihrer Mitgift, und sobald ich sie hatte abreisen sehen, schlug ich den Weg nach Venedig ein, verliebt und entschlossen, diesem liebenswürdigen Mädchen mein Wort nicht zu brechen.

Schon am folgenden Tage faßte ich den Beschluß, Christine glücklich zu machen, ohne sie mit mir zu verbinden. Als ich sie mehr als mich selbst liebte, hatte ich die Idee gehabt, sie zu heiraten; aber nach dem Genusse hatte sich die Schale so sehr auf meine Seite geneigt, daß meine Eigenliebe stärker als meine Liebe wurde. Ich konnte mich nicht entschließen, die Vorteile, die Hoffnungen, welche ich mit meinem unabhängigen Zustande verknüpft glaubte, aufzugeben. Trotzdem war ich Sklave des Gefühls. Dieses naive und unschuldige Mädchen aufzugeben, schien mir eine so schwarze Handlung, daß sie, wie ich fühlte, über meine Kräfte ging. Die bloße Idee erfüllte mich mit Schauder. Ich fühlte, daß sie möglicherweise in ihrem Schoße ein Pfand unserer beiderseitigen Liebe tragen könnte, und ich schauderte bei dem Gedanken an die Möglichkeit,

daß ihr Vertrauen zu mir mit Schmach und mit dem Unglück ihres ganzen Lebens belohnt werden könnte. Ich dachte daran, ihr einen Mann zu suchen, welcher mir in jeder Beziehung vorzuziehen wäre, einen Mann, der nicht nur geeignet wäre, mir Verzeihung für die ihr zugefügte Schmach zu erwirken, sondern der so beschaffen wäre, daß sie meinen Betrug liebgewinnen und mich um desselben willen mehr lieben könnte.

Dieser Fund war vielleicht nicht schwierig, denn abgesehen davon, daß sie ein Muster von Schönheit war und in ihrem Dorfe den reinsten Ruf hatte, so hatte sie auch eine Mitgift von 4000 venezianischen Dukaten.

Da der Dispens aus Rom zehn Tage, nachdem darum nachgesucht worden, angekommen war, gab ich Herrn von Bragadino hundert römische Taler, welche derselbe gekostet hatte. Dieser Dispens gestattete Christinen, sich in jeder Kirche der Christenheit zu verheiraten, aber es war noch die Beisetzung des Siegels der bischöflichen Kanzlei erforderlich, um von dem gewöhnlichen öffentlichen Aufgebote entbunden zu werden.

Es fehlte mir also nur noch eine Bagatelle: der Gatte. Aber endlich fand ich einen nach meinem Wunsche.

Da ich den Ring im Pfandhause einlösen mußte und es nicht selbst tun wollte, so schrieb ich an den Pfarrer, er möge sich an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde in Treviso einfinden. Es läßt sich denken, daß ich nicht überrascht war, als ich ihn in Begleitung seiner schönen Nichte ankommen sah. Da sie sicher zu sein glaubte, daß ich nur gekommen, um alles auf unsere Hochzeit Bezügliche zu ordnen, so legte sie sich keinen Zwang auf, sie umarmte mich zärtlich, und ich tat dasselbe. In dieser süßen Umschlingung würde wohl mein Heroismus nicht standgehalten haben, wenn ihr Onkel nicht zugegen gewesen wäre. Ich legte den Dispens des Papstes in die

Hände des Pfarrers, und das schöne Gesicht Christinens nahm augenblicklich einen freudestrahlenden Ausdruck an. Sie konnte sich sicherlich nicht vorstellen, daß ich für andere als mich so tätig gewesen, und da ich noch nichts sicher wußte, so wollte ich sie in diesem Augenblicke nicht aus ihrer Täuschung reißen. Ich versprach ihr, in acht oder zehn Tagen nach Pr. zu kommen und dann alles zu ordnen. Nach dem Abendessen übergab ich dem Pfarrer die Quittung und das Geld, um den Ring einzulösen, und darauf gingen wir schlafen. Für diesmal war glücklicherweise nur ein Bett in dem Zimmer, und ich mußte in einem andern Zimmer schlafen.

Am folgenden Morgen trat ich in Christinens Zimmer, welche ich noch im Bette fand. Ihr Onkel war ausgegangen, um meinen Solitär zu holen, und da ich allein mit diesem herrlichen Mädchen war, so hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß ich mich nötigenfalls auch beherrschen könne. Da ich sie als mir nicht mehr angehörig betrachtete und zugunsten eines andern über ihr Herz verfügen wollte, so umarmte ich sie zärtlich, war aber artig. Ich verbrachte eine Stunde bei ihr und kämpfte während dieser Zeit wie der heilige Antonius gegen die Macht des Fleisches. Ich sah das junge Mädchen verliebt und erstaunt und bewunderte in der natürlichen Bescheidenheit, welche ihr nicht gestattete, mir entgegenzukommen, ihre Tugend. Sie stand auf, kleidete sich an und zeigte keine Verstimmung. Sie würde sich natürlich gekränkt gefühlt haben, wenn es ihr in den Sinn gekommen wäre, daß ich sie verachten oder den Wert ihrer Reize verkennen könne.

Ihr Onkel kam nach Hause, übergab mir den Diamanten, und wir speisten zu Mittag. Nachdem wir gespeist, zeigte er mir ein kleines Wunder. Seine Nichte hatte schreiben gelernt, und um mir einen Beweis davon zu geben, schrieb

sie sehr hübsch und sehr geläufig nach seinem Diktat in meiner Gegenwart.

Wir trennten uns bald, nachdem ich mein Versprechen, in etwa zehn Tagen wiederzukommen, wiederholt hatte, und ich kehrte nach Venedig zurück.

Am bestimmten Tag erschien Karl, den ich als Gatten für Christine gewählt hatte, pünktlich, und unterwegs teilte ich ihm mit, daß ich die Bekanntschaft der jungen Person und ihres Onkels auf der Fahrt nach Mestre vor einem Monat gemacht, und daß ich mich selbst ihr angeboten haben würde, wenn ich eine feste Stellung gehabt und imstande gewesen wäre, ihr ihre Mitgift sicherzustellen. Ich glaubte, meine Mitteilungen nicht weiter ausdehnen zu dürfen.

Wir langten zwei Stunden vor Mittag bei dem guten Pfarrer an, und eine Viertelstunde darauf erschien Christine mit sehr ungezwungenem Wesen, wünschte ihrem Onkel einen guten Morgen und sagte, daß sie sich sehr über meine Ankunft freue. Karl machte sie nur eine Verbeugung mit dem Kopfe und fragte mich, ob er Schreiber gleich mir wäre. Karl antwortete, daß er Ragionato-Schreiber wäre. Sie tat so, als ob sie verstände, da sie nicht unwissend erscheinen wollte.

Sie war als einfache Bäuerin gekleidet, aber sehr reinlich und trug am Halse und an den Armen ihre prächtigen goldenen Ketten. Ich bat sie, uns den Arm zu geben, und sie tat es, indem sie mir einen unterwürfigen Blick zuwarf. Wir besuchten ihre Mutter, welche wegen eines schmerzhaften Hüftenwehs das Bett hüten mußte. Ein Mann von gutem Aussehen, welcher neben der Kranken saß, stand auf, als er uns erblickte, und umarmte Karl. Man sagte mir, dieser Herr wäre der Arzt, und dieser Umstand machte mir Vergnügen.

Nachdem wir dieser guten Frau die passenden Kompli-

mente gemacht, erkundigte sich der Arzt bei Karl nach seiner Schwester und Tante. Da sie von seiner Schwester sprachen, welche eine geheime Krankheit hatte, so bat Karl seinen Freund, mit ihm beiseite zu gehen, um etwas heimlich zu besprechen. Als ich mit der Mutter und der Tochter, welche auf dem Bette der Mutter saß, allein blieb, lobte ich Karl, sein gutes Benehmen, seine Sitten, seine Geschicklichkeit und rühmte das Glück der Frau, welche der Himmel ihm zur Gattin geben würde. Alle beide bestätigten meine Lobsprüche und sagten, alles Gute, was ich von ihm gerühmt, wäre auf seinem Gesichte zu lesen. Da ich keine Zeit zu verlieren hatte, so sagte ich zu Christinen, sie möchte bei Tische auf ihrer Hut sein, da es möglich wäre, daß dies der Mann wäre, welchen der Himmel für sie bestimmt hätte.

„Für mich?"

„Ja, für Sie. Das ist ein einziger Junge, Sie werden mit ihm glücklicher leben, als dies mit mir der Fall gewesen sein würde."

Man denke sich, wie schwer mir diese Erklärung ex abrupto werden, und wie sehr ich erstaunen mußte, als ich sah, daß das junge Mädchen ruhig blieb und nicht aus der Fassung kam! Dieses Verhalten drängte die Tränen zurück, welche ich zu vergießen im Begriffe war. Nach einem kurzen Schweigen fragte sie mich, ob ich auch sicher wäre, daß dieser hübsche Junge sie haben wolle. Diese Frage, welche mich Christinens Herzenszustand erkennen ließ, beruhigte mich und zerstreute meinen Kummer, denn ich sah, daß ich sie nicht gekannt hatte. Ich sagte zu ihr, daß sie so, wie sie wäre, niemand mißfallen könnte.

„Bei Tische, teure Christine, wird mein Freund dich studieren, und es wird von dir abhängen, alle schönen Eigenschaften, welche Gott dir gegeben, glänzen zu lassen.

Gib dir besonders Mühe, daß er von unserer innigen Freundschaft nichts merkt."

„Und wann wird er mich heiraten, wenn ich ihm gefalle?"

„In acht oder zehn Tagen. Ich werde für alles sorgen. Im Laufe der Woche werden Sie mich hier wiedersehen."

Da Karl mit dem Arzt zurückgekommen war, so stand Christine vom Bette ihrer Mutter auf und nahm uns gegenüber Platz. Sie hielt den Reden, welche Karl an sie richtete, sehr gut stand und erregte durch ihre Naivität, nie aber durch Dummheiten zuweilen Gelächter.

Wir speisten etwas spät, und ich ließ es mir angelegen sein, nicht zu sprechen und Christinen nicht anzusehen, um sie nicht zu zerstreuen. Karl beschäftigte sie unausgesetzt, und ich sah mit großer Befriedigung, daß sie voll Ungezwungenheit und Teilnahme mit ihm sprach. Nach Tische, und als es zum Aufbruche ging, sagte sie zu ihm diese Worte, welche mich erschütterten. „Sie sind gemacht," — hatte Karl zu ihr gesagt — „um einen Prinzen zu beglücken." „Ich würde mich glücklich schätzen," — antwortete sie — „wenn Sie mich für würdig hielten, Sie zu beglücken." Diese Worte setzten Karl ganz in Feuer. Er umarmte mich, und wir brachen auf.

Dieses siebzehnjährige Mädchen, fast ein Naturkind, war einfach in seinem Benehmen, aber anmutig durch jene tausend Kleinigkeiten, welche sich nicht beschreiben lassen. Sie war aufrichtig, denn sie wußte nicht, daß Verheimlichung irgendeines Eindrucks ein Gebot der Schicklichkeit war, und da ihre Absichten rein waren, so war sie frei von jener falschen Scham, welche die affektierte Unschuld nötigen, über ein Wort oder eine Bewegung, welche nicht aus böser Absicht hervorgeht, zu erröten.

Während der ganzen Reise sprach Karl nur von seinem Glücke, er war entschieden verliebt. Er lachte vor Glück und Erstaunen, als ich ihm sagte, ich habe seiner Zu-

künftigen das Geschenk eines päpstlichen Dispenses, daß sie sich in der Fastenzeit verheiraten dürfe, gemacht. „Wir müssen also" — sagte er — „die Sache so rasch wie möglich betreiben."

Ich übernahm diesen Auftrag. Ich begab mich zur Zukünftigen und hielt ihr eine sentimentale und väterliche Rede, welche bezweckte, ihr den Weg des Glücks für den neuen Stand, in welchen sie treten wollte, vorzuschreiben. Ich sagte ihr, wie sie gegen ihren Mann, seine Tante und ihre Schwägerin sich zu benehmen habe, um ihre Liebe und Freundschaft zu gewinnen. Das Ende meiner Rede war pathetisch und etwas erniedrigend für mich, denn da ich ihr Treue anempfahl, so war es natürlich, daß ich sie wegen ihrer Verführung um Verzeihung bat.

„Hatten Sie, als wir die Schwäche hatten, uns einander hinzugeben, und Sie mir versprachen, mich zu heiraten, die Absicht, mich zu täuschen?"

„Nein, gewiß nicht."

„Sie haben mich also nicht getäuscht. Ich muß Ihnen sogar dankbar sein für Ihre Überlegung, daß — wenn unsere Verbindung unglücklich werden könnte — es besser wäre, daß Sie mir einen andern Mann suchten, und ich danke Gott dafür, daß Ihnen dies so gut gelungen. Sagen Sie mir nur, was ich Ihrem Freunde sagen soll, wenn er mich in der Hochzeitsnacht fragt, wodurch meine Verschiedenheit von einer Jungfrau entstanden."

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß Karl, der zartfühlend und gesittet ist, eine solche Frage an Sie richten wird. Wenn er es aber tun sollte, so antworten sie ihm zuversichtlich, daß sie nie einen Liebhaber gehabt und von einer Jungfrau nicht verschieden zu sein glauben."

„Wird er mir glauben?"

„Ganz gewiß, denn der erfahrenste Mann kann sich darin täuschen."

„Wenn er mir aber nicht glaubte?"

„Dann würde er sich Ihrer Verachtung würdig machen und sich selbst als reuig bekennen müssen. Aber beruhigen Sie sich, dieser Fall wird nicht eintreten. Wenn ein Mann von Geist eine gute Erziehung erhalten hat, so tut er nie eine solche Frage, weil er durch eine solche nicht nur mißfallen muß, sondern auch nie die Wahrheit erraten kann. Denn wenn diese Wahrheit der guten Meinung, welche jede Frau ihrem Manne beizubringen trachten soll, schaden muß, so wird nur eine Dumme sich entschließen können, ihm die Wahrheit zu sagen."

„Ich verstehe vollkommen, was du sagst, teurer Freund, umarmen wir uns also zum letztenmal."

„Nein, denn wir sind allein, und meine Tugend ist schwach: ich bete dich immer noch an."

„Weine nicht, teurer Freund, denn ich frage in Wahrheit nichts danach."

Dieser naive und burleske Grund änderte plötzlich meine Stimmung und, anstatt zu weinen, fing ich an zu lachen.

Sie machte große Toilette, und nachdem wir gefrühstückt, brachen wir auf. Wir langten in vier Stunden in Venedig an, und nachdem ich sie in einem guten Gasthause untergebracht, begab ich mich zu Herrn von Bragadino und sagte Herrn von Dandolo, daß unsere Leute angekommen wären, und daß er sie am folgenden Tage Karl übergeben und die ganze Sache übernehmen solle, weil die Ehre der Gatten, der Eltern und die Schicklichkeit nicht gestatteten, daß ich mich in die Sache mische.

Ich erfuhr, daß der Kontrakt im Laufe des Tages entworfen und unterzeichnet worden war, und daß Karl, nachdem er seine Zukünftige nach Hause geführt, den Tag für die Feier der Hochzeit bestimmt hatte.

Als Karl zurückkam, stattete er mir einen Besuch ab und sagte, seine Verlobte habe durch ihre Schönheit und

die Freundlichkeit ihres Charakters seine Tante, Schwester und seinen Paten bezaubert.

Ich freute mich über seinen Enthusiasmus und sein Glück und wünschte mir Glück dazu, daß dies mein Werk war. Indes empfand ich doch eine Art Eifersucht, welche mich ein Los, das ich für mich hätte aufsparen können, beneiden ließ.

Da Karl die Herren Dandolo und Barbaro eingeladen, so begab ich mich mit ihnen zur Hochzeit nach Pr.

Als ich Christine erblickte, kamen mir die Tränen in die Augen, und ich war genötigt, hinauszugehen. Sie war als Bäuerin gekleidet, aber schön wie ein Himmelsbild. Ihr Gemahl, ihr Onkel, der Graf Algarotti hatten sie vergeblich zu überreden gesucht, das venezianische Kostüm anzulegen, aber sie hatte vernünftigerweise allen ihren Bestürmungen widerstanden.

Wir begaben uns gegen elf Uhr in die Kirche und waren sehr verwundert, daß wir uns nur mit Mühe den Eingang in diese bahnen konnten. Viele Adlige aus Treviso hatten sich eingefunden, welche gern wissen wollten, ob es wahr wäre, daß öffentlich zur Fastenzeit die Hochzeit einer gewöhnlichen Bäuerin gefeiert würde, während ohne Dispens noch einen Monat hätte gewartet werden müssen. Das mußte allen wunderbar vorkommen und sie auf die Vermutung irgendeines geheimen Grundes führen, den nicht erraten zu können man in Verzweiflung war. Trotz des Neides zeigte sich, sobald das Brautpaar erschien, Befriedigung auf allen Gesichtern; ein jeder gab zu, daß diese hübschen Liebenden eine glänzende Auszeichnung, eine Befreiung von allen Regeln verdienten.

Kaum waren wir aus der Kirche zurückgekehrt, als die Neuvermählten vor der Mutter niederknieten, welche sie unter Freudentränen segnete.

Nach den gewöhnlichen Komplimenten — und hier tru-

gen sie den Stempel der Aufrichtigkeit — verteilte die Neuvermählte an alle Mädchen des Dorfes, welche sich in einem benachbarten Zimmer befanden, Tüten mit Zuckerwerk. Hierauf nahm sie von ihnen Abschied und umarmte sie ohne den geringsten Anstrich von Stolz.

Am folgenden Morgen war ich mit dem Grafen Algarotti und unsern beiden Freunden zusammen, als Karl schön, frisch und freudestrahlend eintrat. Nachdem er mit viel Geist und Takt auf einige Späße geantwortet, betrachtete ich ihn nicht ohne einige Besorgnis, als er mich plötzlich herzlich umarmte. Ich gestehe, daß mir nie ein Kuß so wohl getan hat.

Algarotti ging Christine entgegen und fragte sie freundlichst, ob sie gut geschlafen; anstatt aller Antwort eilte sie zu ihrem Manne und umarmte ihn. Es war dies die naivste und beredteste Antwort. Hierauf ihre schönen Augen zu mir wendend und mir die Hand reichend, sagte sie: „Herr Casanova, ich bin glücklich und freue mich, daß ich Ihnen mein Glück verdanke." Als ich ihr die Hand küßte, zeigten ihr meine Tränen, wie glücklich ich mich selbst fühlte.

Am zweiten Osterfeiertage stattete uns Karl einen Besuch mit seiner liebenswürdigen Frau ab. Das Glück war auf ihren Gesichtern geschrieben. Karl machte mir zärtliche Vorwürfe, daß ich sie nicht ein einzigesmal besucht, und um dieses scheinbare Unrecht wieder gutzumachen, stattete ich ihnen am zweitnächsten Tage mit Herrn Dandolo einen Besuch ab.

Wir fanden Karl nicht zu Hause. Wir gingen ins benachbarte Zimmer, wo Christine mir sagte, daß sie glücklich sei, und daß sie mit jedem Tage herrlichere Eigenschaften an ihrem Gatten entdecke. Er hatte ihr ohne das mindeste Zeichen des Argwohns oder Mißfallens gesagt, daß er wohl wisse, daß wir zwei Tage zusammen gelebt, und

daß er der wohlmeinenden Person, welche ihm diese Nachricht zugetragen, um ihr Glück zu stören, ins Gesicht gelacht habe.

Nach Verlauf eines Jahres gab Christine ihrem Gatten ein Pfand ihrer gegenseitigen Liebe, welches ihr Glück nur vergrößerte.

Karl hatte alle Tugenden und edlen Eigenschaften eines ehrenwerten und ausgezeichneten Menschen. Sechsundzwanzig Jahre nach seiner Verheiratung bedurfte ich seiner Börse, und ich fand ihn als meinen wahren Freund. Ich habe nie sein Haus besucht, und er wußte mein Zartgefühl zu würdigen. Er ist einige Monate vor meiner letzten Abreise von Venedig gestorben und hat seine Witwe in sehr guten Verhältnissen und drei gut erzogene und sämtlich gut untergebrachte Söhne, welche vielleicht noch mit ihrer Mutter leben, hinterlassen.

Giacomo Casanova.

Vernunft wird Unsinn

Schön, obgleich alt, empfing Madame d'Urfé mich mit jener edlen Ungezwungenheit, die am ehemaligen Hofe zur Zeit der Regentschaft üblich war. Wir sprachen anderthalb Stunden von verschiedenen Dingen, und ohne es durchblicken zu lassen, waren wir einig darin, uns gegenseitig zu erforschen. Wir wollten uns gegenseitig die Würmer aus der Nase ziehen.

Ich hatte keine Mühe, den Unwissenden zu spielen, denn ich war es in der Tat, und Madame d'Urfé, die sich neugierig zeigte, verriet, ohne es zu wollen, ihre Neigung, gelehrt zu erscheinen; das brachte mich in eine günstige Stellung, denn ich war überzeugt, sie mit mir zufrieden zu machen, wenn es mir gelang, sie mit sich selbst zufriedenzustellen.

DER FALSCHSPIELER

Schabkunstblatt von William Ward nach dem Bilde von Peters (1786)

Nach dem Essen fing Madame d'Urfé an, mit mir von Chemie, Magie und alledem zu sprechen, was den Gegenstand ihres Kultus oder, besser zu sagen, ihrer Narrheit betraf. Als wir auf das große Werk zu sprechen kamen und ich die Gutmütigkeit hatte, sie zu fragen, ob sie den Urstoff kenne, hielt nur die Höflichkeit sie ab, in ein lautes Gelächter auszubrechen; aber mit anmutigem Lächeln sagte sie mir, sie besäße schon das, was man den Stein der Weisen nenne, und wäre in allen großen Operationen erfahren. Dann zeigte sie mir ihre Bibliothek, welche einst dem großen d'Urfé und seiner Gemahlin Renata von Savoyen gehört hatte. Sie hatte sie aber durch Manuskripte vermehrt, für die sie über hunderttausend Franks bezahlte. Paracelsus war ihr Lieblingsschriftsteller, und ihrem bestimmten Glauben nach war er weder Mann noch Frau gewesen, ohne deshalb ein Zwitter zu sein. Er hatte das Unglück gehabt, sich durch eine zu starke Dosis seiner Panacee oder Universalmedizin zu vergiften. Sie zeigte mir ein kleines Manuskript, in welchem das große Verfahren in französischer Sprache und in sehr deutlichen Ausdrücken erklärt war. Sie sagte mir, sie schließe es nicht ein, weil es in Chiffern geschrieben sei und sie allein den Schlüssel dazu besitze.

„Sie glauben also nicht an die Geheimschreibekunst, Madame?"

„Nein, mein Herr, und wenn Sie es annehmen wollen, so mache ich Ihnen mit dieser Kopie ein Geschenk."

„Ich nehme sie um so dankbarer an, Madame, da ich weiß, was sie wert ist."

Aus der Bibliothek gingen wir nach dem Laboratorium, welches mich wirklich überraschte. Sie zeigte mir einen Stoff, den sie seit fünfzehn Jahren im Feuer hätte, und der noch vier oder fünf Jahre darin bleiben müßte. Es war ein Pulver, welches binnen einer Minute die Verwandlung

aller Metalle in das reinste Gold bewirken sollte. Sie zeigte mir eine Röhre, durch welche die Kohlen in den Ofen hinabglitten und sein Feuer stets in demselben Hitzegrad erhielten. Die Kohlen wurden durch ihr natürliches Gewicht niedergedrückt und stets in gleicher Quantität, so daß sie oft drei Monate lang den Ofen nicht zu untersuchen brauchte und das Feuer sich nicht im geringsten minderte. Die Asche entwich durch eine andere, sehr geschickt angebrachte Röhre, die zu gleicher Zeit als Ventilator diente.

Die Kalzinierung des Quecksilbers war ein Kinderspiel für diese wahrhaft überraschende Frau. Sie zeigte mir kalziniertes Quecksilber und sagte mir, wenn ich es wünschte, wollte sie mich das Verfahren lehren. Dann zeigte sie mir den Baum der Diana des berühmten Taliamed, dessen Schülerin sie zu sein vorgab. Dieser Taliamed war der gelehrte Maillot, der nach der Meinung der Madame d'Urfé nicht in Marseille gestorben, wie der Abbé la Mascier sie hätte glauben machen wollen, denn er lebte noch, und sie fügte lächelnd hinzu, sie bekomme noch Briefe von ihm. „Wenn der Regent von Frankreich auf ihn gehört hätte," — sagte sie — „würde er noch leben. Der teure Regent! Er ist mein erster Freund gewesen, er hat mir den Beinamen Egeria gegeben, und er war es auch, der mich mit Herrn d'Urfé verheiratet hat."

Sie besaß einen Kommentar des Raimundus Lullus, der alles, was Arnald de Villeneuve nach Roger Bacon und Geber, die ihrer Meinung nach nicht tot waren, geschrieben, aufgeklärt hatte. Dieses kostbare Manuskript lag in einem Elfenbeinkästchen, dessen Schlüssel sie sorgfältig aufbewahrte; ihr Laboratorium war übrigens aller Welt verschlossen. Sie zeigte mir ein Fäßchen mit Platina del Pinto und sagte, sie könne dasselbe in Gold verwandeln, sobald sie wolle. Sie zeigte mir Proben dieses Metalls in vier verschiedenen Gefäßen. In dreien war das

Platin unaufgelöst in Salpetersäure, Vitriolsäure und Salzsäure, aber in dem vierten lag es in Königswasser, und seiner Einwirkung hatte das Metall nicht widerstehen können. Sie schmolz es mit einem Brennspiegel und sagte, anders könne es nicht geschmolzen werden, was ihrer Meinung nach bewies, daß dieses Metall schätzbarer sei als das Gold. Sie zeigte mir mit Ammoniaksalz niedergeschlagenes Platina, während Gold mit Ammoniak nicht niedergeschlagen werden kann.

Sie hatte einen seit fünfzehn Jahren brennenden Kohlenturm. Ich fand diesen Turm mit schwarzen Kohlen angefüllt, woraus ich schloß, daß sie zwei oder drei Tage zuvor ihn untersucht hatte. Als wir den Rückweg antraten, näherte ich mich ihrem Baume der Diana und fragte sie achtungsvoll, ob sie ihn nicht bloß für ein Kinderspiel halte. Sie antwortete voll Würde, sie hätte ihn nur, um sich einen Zeitvertreib zu machen, aus Silber, Merkur, Schwefelgeist, die sie zusammen habe kristallisieren lassen, hergestellt, und daß sie ihren Baum nur als eine metallische Vegetation betrachte, die im Kleinen zeige, was die Natur im Großen hervorzubringen imstande sei. Sie fügte aber sehr ernst hinzu, sie könne einen Baum der Diana bauen, der ein wahrer Sonnenbaum wäre und goldene Früchte trüge, die man pflücken könnte, und diese Früchte so lange hervorbringen würde, bis man ein Ingrediens vernichtete, welches sie mit den sechs „Aussätzigen" im Verhältnis zu ihrer Quantität vermische. Ich antwortete ihr in bescheidenem Tone, ich hielte die Sache ohne das Goldpulver nicht für möglich. Madame d'Urfé antwortete mir nur mit einem anmutigen Lächeln.

Sie zeigte mir darauf einen Porzellannapf, in welchem Salpeter, Merkur und Schwefel lagen, und auf einem Teller kristallisiertes Salz. „Ich glaube," — sagte die Marquise — „daß Ihnen diese Ingredienzien bekannt sind?"

„Ich kenne sie, und dieses kristallisierte Salz ist Urin."

„Das ist richtig."

Wir verließen dieses merkwürdige Laboratorium . . .

„Ohne die Anwendung der Stunden" — sagte ich — „kann man in der Magie nichts vollbringen, denn zum Berechnen hat man keine Zeit. Aber das ist nicht schwierig. Ein Studium von einem Monat gibt jedem Kandidaten die nötige Geschicklichkeit. Viel schwieriger ist der Kultus, er ist verwickelter, aber auch er ist zu erlernen. Ich gehe niemals aus, ohne zu wissen, aus wieviel Minuten die Stunde im laufenden Tage besteht, und ich stelle sorgfältig meine Uhr, denn eine Minute früher oder später kann über alles entscheiden."

„Würden Sie die Güte haben, mir diese Methode mitzuteilen?"

„Sie finden sie bei Artephius und noch klarer bei Sandivoye."

„Ich besitze sie, aber sie sind lateinisch geschrieben."

„Ich werde sie Ihnen übersetzen."

„Wollen Sie die Gefälligkeit haben? Sie würden mich dadurch glücklich machen."

„Sie haben mir Dinge gezeigt, Madame, die mich zwingen, Ihnen nichts abzuschlagen, und zwar aus Gründen, die ich Ihnen vielleicht morgen mitteilen kann."

„Weshalb nicht heute?"

„Weil ich zuvor den Namen Ihres Genius wissen muß."

„Sie wissen, daß ich einen Genius habe?"

„Sie müssen einen haben, wenn es wahr ist, daß Sie das Goldpulver haben."

„Ich habe es."

„Leisten Sie mir den Eid des Ordens."

„Ich wage es nicht, und Sie wissen, aus welchen Gründen."

„Morgen werde ich Ihnen vielleicht jeden Zweifel unmöglich machen."

Dieser lächerliche Eid war nichts anderes als der der Rosenkreuzer, welchen man nur ablegt, wenn man sich kennt. Madame d'Urfé hegte daher Furcht, eine Indiskretion zu begehen, und mußte die Furcht hegen, ich meinerseits mußte mich stellen, als ob ich dasselbe fürchtete. Die Wahrheit ist, daß ich Zeit gewinnen mußte, denn ich wußte ganz genau, wie es sich mit dem Eide verhielt. Unter Männern kann man ihn ohne Unanständigkeit ablegen, aber eine Frau, wie Madame d'Urfé, mußte eine gewisse Abneigung empfinden, ihn einem Manne abzulegen, den sie zum erstenmal sah. „Wo wir diesen Eid in der Heiligen Schrift finden," — sagte sie — „heißt es: Er schwor, indem er die Hand auf die Hüfte legte. Aber es ist nicht die Hüfte gemeint, und es kommt daher nie vor, daß ein Mann einer Frau den Eid auf die angegebene Weise leistet, denn die Frau hat kein ‚Verbum'." . . .

Ich hatte Madame d'Urfé gründlich kennengelernt. Sie hielt mich für einen vollendeten, unter der Maske des Inkognitos umherwandelnden Adepten. Fünf oder sechs Wochen später wurde sie in dieser schimärischen Idee noch bestärkt, als sie mich fragte, ob ich das Manuskript entziffert hätte, welches die vermeintliche Erklärung des großen Werkes enthalten sollte.

„Ja," — antwortete ich — „ich habe alles entziffert und folglich auch gelesen, aber ich gebe es Ihnen zurück und versichere Ihnen auf mein Ehrenwort, daß ich es nicht kopiert habe, denn ich habe nichts Neues darin gefunden."

„Ohne den Schlüssel, mein Herr, scheint mir das unmöglich."

„Wollen Sie, Madame, daß ich Ihnen den Schlüssel nenne?"

„Ich bitte Sie darum."

Ich nannte ihr das Wort, welches keiner Sprache angehörte, und meine Marquise war wie betäubt.

„Das ist zuviel, mein Herr, das ist zuviel! Ich glaubte, allein im Besitze dieses geheimnisvollen Wortes zu sein, denn ich bewahre es in meinem Gedächtnis, habe es niemals niedergeschrieben, und ich bin gewiß, daß ich es auch niemals irgendeinem Menschen anvertraute."

Ich konnte ihr sagen, daß die Berechnung, die mir dazu gedient hatte, das Manuskript zu entziffern, mir natürlich als Schlüssel diente, aber ich hatte den Einfall, ihr zu versichern, daß ein Genius ihn mir offenbarte. Die Albernheit unterwarf mir vollständig diese Frau, die in jeder anderen Beziehung wahrhaft verständig war, nur nicht darin, was ihre Schimäre betraf. Wie dem aber auch sei, so gab die falsche Mitteilung, die ich ihr vertraute, mir über Madame d'Urfé ein ungeheures Übergewicht, ich war von diesem Augenblick an der Schiedsrichter ihrer Seele, und oft habe ich meine Macht über sie mißbraucht.

Die große Schimäre der guten Marquise bestand darin, daß sie fest an die Möglichkeit glaubte, zum Umgange mit den Genien, welche die Elementargeister genannt werden, gelangen zu können. Sie würde ihr ganzes Vermögen dafür hingegeben haben, und sie hatte Betrüger kennengelernt, die sie genasführt hatten, indem sie ihr mit der Erfüllung ihrer Wünsche schmeichelten.

„Ich wußte nicht," — sagte sie — „daß Ihr Genius die Macht hat, den meinigen zu zwingen, ihm meine Geheimnisse zu offenbaren."

„Ich habe Ihren Genius nicht zu zwingen gebraucht, denn der meinige weiß alles vermöge seiner eigenen Natur."

„Kennt er auch das verborgenste Geheimnis meiner Seele?"

„Ohne Zweifel, und er muß es mir sagen, wenn ich ihn frage."

„Können Sie ihn befragen, wann Sie wollen?"

„Immer, vorausgesetzt, daß ich Papier und Tinte habe. Ich kann ihn sogar durch Sie befragen, wenn ich Ihnen seinen Namen sage."

„Und Sie wollen ihn mir sagen?"

„Ich kann es, Madame, und um Sie davon zu überzeugen, sage ich Ihnen, daß mein Geist Paralis heißt. Richten Sie schriftlich eine Frage an ihn wie an einen einfachen Sterblichen. Fragen Sie ihn zum Beispiel, wie es mir möglich war, Ihr Manuskript zu entziffern, und Sie werden sehen, wie ich ihn zwinge, zu antworten."

Madame d'Urfé, welche vor Freude zitterte, stellte die Frage, brachte sie in Zahlen und sodann in eine Pyramide nach meiner Art. Ich hieß sie, die Antwort ausziehen, welche sie selbst in Buchstaben setzte. Sie erhielt zuerst nur Konsonanten, aber durch eine zweite Operation, die ihr Vokale gab, erhielt sie die Antwort in den deutlichsten Ausdrücken. Erstaunen malte sich auf ihren Zügen, denn sie hatte aus der Pyramide das Wort gezogen, welches der Schlüssel ihres Manuskripts war. Ich verließ sie und nahm ihre Seele, ihr Herz, ihren Geist, und was ihr noch von dem gesunden Menschenverstande geblieben war, mit mir . . .

Die Marquise und ich aßen beinahe täglich zusammen. Ihre Leute betrachteten mich als ihren Gemahl, obgleich die Sache nicht sehr wahrscheinlich klang; sie glaubten aber, dadurch die langen Stunden rechtfertigen zu können, die wir miteinander verbrachten. Madame d'Urfé hielt mich für reich und bildete sich ein, ich hätte die Stelle bei der Lotterie der Militärschule nur angenommen, um mein Inkognito beibehalten zu können.

Ihrer Meinung nach besaß ich nicht nur den Stein der Weisen, sondern hatte auch Umgang mit allen Elementargeistern, und daraus zog sie die ganz natürliche Folgerung, daß es nur von mir abhinge, die Welt umzuwälzen, Frank-

reich glücklich oder unglücklich zu machen, und sie glaubte, ich bewahre das Inkognito nur in der begründeten Furcht, verhaftet und eingekerkert zu werden. Denn dieser Fall mußte unfehlbar eintreten, wäre es dem Minister gelungen, mich zu erkennen. Diese Überspanntheiten rührten von den Offenbarungen her, die ihr Genius ihr während der Nacht machte, das heißt von den Träumen, die ihre überspannte Einbildungskraft hervorrief, und die ihre betörte Vernunft ihr dann als Wirklichkeit erscheinen ließ. Sie begriff die einfachste Sache von der Welt nicht, nämlich, daß, wenn ich die Macht besessen hätte, die sie mir zuschrieb, keine Gewalt der Erde imstande gewesen wäre, mich zu verhaften, zunächst, weil ich alles vorausgesehen, alles gewußt hätte, dann aber auch, weil meine Macht durch die Riegel und Schlösser nicht gehemmt werden konnte, da sie sich auf meine Wissenschaft stützte, die kein Despot mir zu entreißen vermochte, ohne mich zu vernichten. Meine Vernichtung aber wäre unmöglich gewesen, wenn ich die Gewalt der Geister zu meiner Verfügung gehabt hätte. Alle diese Erwägungen waren im höchsten Grade einfach, aber Leidenschaft und Verblendung urteilen nicht.

Alle Tage sprach sie mit mir über den besten Glauben der Welt, und gelegentlich äußerte sie, ihr Genius habe sie überzeugt, daß ich ihr den Umgang mit Geistern nicht verschaffen könne, weil sie ein Weib wäre, denn die Genien sprechen sich nur gegen Männer aus, deren Natur weniger unvollkommen sei. Aber ich könnte sie vermittels einer mir bekannten Operation in seelischer Metamorphose in den Leib eines Knaben übergehen lassen, der durch die philosophische Paarung eines Unsterblichen mit einer Sterblichen, oder eines gewöhnlichen Menschen mit einer Frau von göttlicher Natur entstanden sei.

Hätte ich geglaubt, Madame d'Urfé enttäuschen und zu einem vernünftigen Gebrauche ihrer Kenntnisse und ihres

Verstandes zurückführen zu können, so würde ich es, glaube ich, unternommen haben, und dieses Werk wäre ein verdienstliches gewesen; aber ich war überzeugt, daß ihre Betörung unheilbar war, und ich glaubte, nichts Besseres tun zu können, als auf ihre Narrheit einzugehen und sie auszunutzen. Hätte ich nach den Grundsätzen eines rechtschaffenen Menschen ihr gesagt, alle ihre Begriffe wären abgeschmackt, so würde sie mir nicht geglaubt haben. Sie hätte vermutet, ich wäre eifersüchtig auf ihre Kenntnisse, und ich würde alles bei ihr verloren haben, ohne daß sie mich deshalb für minder gelehrt gehalten hätte. In dieser Überzeugung dachte ich, nichts Besseres tun zu können, als mich gehen zu lassen. Überdies konnte meine Eigenliebe sich nur dadurch geschmeichelt fühlen, daß ich als der Tiefsinnigste der Rosenkreuzer behandelt wurde, als der Mächtigste aller Sterblichen, und dies noch durch eine berühmte Frau, die einen hohen Ruf der Gelehrsamkeit genoß, die die ersten Familien Frankreichs bei sich sah, mit denen sie verwandt war, und die überdies noch außer ihrem Portefeuille über achtzigtausend Livres Renten von einer herrlichen Besitzung besaß, sowie prachtvolle Häuser in Paris. Ich wußte, daß ich nicht daran zweifeln konnte, sie würde mir im Notfalle nichts verweigern können; obgleich ich keinen Plan entworfen hatte, Nutzen aus ihren Reichtümern zu ziehen, so fühlte ich doch ein gewisses Vergnügen daran, im Besitze der Macht zu sein, dies tun zu können.

Trotz ihrem ungeheuren Reichtum und ihrem Glauben, daß sie Gold machen könne, war Madame d'Urfé geizig, denn sie gab jährlich nicht mehr als sechsunddreißigtausend Franks aus und spielte mit ihren Ersparnissen an der Börse, was ihr das Doppelte eintrug. Ein Wechselagent brachte ihr königliche Papiere, wenn sie zu dem niedrigsten Preise standen, und verkaufte sie wieder, wenn sie stiegen. Da sie die günstigsten Augenblicke des Fallens und des

Steigens der Papiere abwarten und benutzen konnte, so hatte sich ihr Vermögen bedeutend vergrößert.

Mehrmals hatte sie mir gesagt, sie würde alles, was sie besitze, hergeben, wenn sie Mann werden könnte, und sie wisse, daß dies in meiner Macht stehe. Eines Tages, als sie zu mir in jenem Tone der Überzeugung redete, welcher hinreißt, sagte ich ihr, ich müsse bekennen, daß diese Operation allerdings in meiner Macht stehe, allein daß ich mich nicht dazu entschließen könne, sie an ihr vorzunehmen, weil ich genötigt wäre, sie zuvor sterben zu lassen. Ich glaubte, diese Mitteilung würde ihr die Lust rauben, eine solche Probe zu bestehen; aber meine Leser mögen sich mein Erstaunen vorstellen, als ich sie sagen hörte: „Ich weiß das und kenne sogar die Todesart, die ich werde erleiden müssen, aber bin doch bereit dazu."

„Und was ist das für eine Todesart, Madame?"

„Es ist dasselbe Gift, welches Paracelsus tötete."

„Und glauben Sie, daß Paracelsus die Nacheristenz erlangt hat?"

„Nein, aber ich weiß auch, weshalb nicht."

„Wollen Sie es mir sagen?"

„Weil er weder Mann noch Weib war, und weil eine gemischte Natur der Hypostase widerstrebt. Um sie zu erlangen, muß man ganz das eine oder ganz das andere sein."

„Das ist wahr. Aber wissen Sie auch, wie man dies Gift bereitet? Wissen Sie, daß es der Beihilfe eines Salamanders bedarf?"

„Das kann sein. Ich wußte es nicht. Ich bitte Sie, die Kabbala zu befragen, ob eine Person in Paris dieses Gift zu besitzen glaubt."

Ich konnte leicht erraten, daß sie in dessen Besitz zu sein glaubte. Ich zögerte nicht, sie diese Antwort durch die Pyramide finden zu lassen. Ich stellte mich erstaunt, sie aber war ganz stolz und sagte triumphierend: „Sie sehen also,

daß weiter nichts mehr erforderlich ist als das Kind, welches das aus einer unsterblichen Kreatur entsprossene männliche Verbum enthält. Ich weiß, daß das von Ihnen abhängt, und glaube nicht, daß Ihnen ein übelverstandenes Mitleid wegen meines alten Leichnams den Mut rauben darf."

Bei diesen Worten stand ich auf und trat an das Fenster ihres Zimmers, das nach dem Quai hinausging. Hier blieb ich eine Viertelstunde in Gedanken versenkt stehen. Als ich wieder an den Tisch trat, an dem sie saß, sah sie mich aufmerksam an und sagte ganz gerührt: „Ist es möglich, mein teurer Freund? Ich sehe, daß Sie geweint haben?"

Ich bemühte mich nicht, sie zu enttäuschen, nahm meinen Hut und meinen Degen und verließ sie seufzend. Ihre Equipage, welche immer zu meiner Verfügung stand, war vor der Tür; ich stieg hinein und fuhr bis zur Schauspielzeit spazieren, ohne mich von dem Erstaunen erholen zu können, in welches mich diese sonderbare Frau versetzt hatte.

Giacomo Casanova.

Casanova duelliert sich mit Branicki

Das Parterre war in zwei Parteien gespalten; die eine Partei war für die Tänzerin Catai, die andere für die Tänzerin Binetti. Natürlich gab ich der Binetti den Vorzug, aber ich durfte es nicht merken lassen, ohne mir die Feindschaft der Czartoryskis, der eifrigen Beschützer der Catai, zuzuziehen. Einer von der Partei der Czartoryskis, der Fürst Lubomirski, war der Anbeter dieses Mädchens, und ich wäre ein großer Tor gewesen, hätte ich der Freundschaft einer Tänzerin diese hohen Verbindungen geopfert.

Der begünstigte Liebhaber der Binetti, Xaver Branicki, war Oberst der Ulanen; er war kaum zweiunddreißig Jahre

alt, hatte in Frankreich gedient und kehrte von Berlin zurück, wo er Gesandter Polens bei Friedrich dem Großen gewesen war. Man muß wissen, daß Branicki von der ganzen Nation verabscheut wurde, weil man glaubte, er sei Rußland ganz ergeben. Der König allein bewahrte für ihn noch einen Rest der Freundschaft. Das Benehmen Seiner Majestät gegen seinen Kammerherrn wurde übrigens auch durch politische Gründe diktiert.

Am Sankt-Kasimirtage fand bei Hofe große Gala statt, der ich beiwohnte. Als wir von der Tafel kamen, sagte König Stanislaus August zu mir: „Kommen Sie in das Theater."

Ich brachte beinahe den ganzen Abend in der Loge des Königs zu, und als der König sich nach dem zweiten Ballett entfernte, begab ich mich auf das Theater und beglückwünschte die Tänzerin Casacci, die dem König sehr gefallen hatte. Während des Weges blieb ich an der Loge der Binetti stehen, deren Tür geöffnet war. Wir hatten kaum einige Worte gewechselt, als Graf Branicki kam. Ich sagte schon, daß er für ihren Liebhaber galt. Ich grüßte ihn kalt und entfernte mich sogleich, eine Zurückhaltung, welche ich mir später sehr zum Vorwurfe zu machen hatte, wie man sogleich sehen wird.

Die Casacci war entzückt über die Komplimente, welche ich ihr brachte, und machte mir liebenswürdige Vorwürfe wegen meiner geringen Galanterie gegen sie. Dies war in der Tat mein erster Besuch bei ihr. Wir waren so weit gekommen, als Graf Branicki, der mir offenbar absichtlich folgte, ungestüm in die Loge trat, begleitet von einem gewissen Bininski, der zweiter Oberst in seinem Regiment war.

„Gestehen Sie, Herr Casanova, daß ich zu ungelegener Zeit komme. Sie lieben, wie es scheint, diese Dame."

„Ei, Herr Graf, ist sie nicht sehr liebenswürdig?"

„So sehr, daß ich Ihnen hier erkläre, daß ich leiden-

schaftlich in sie verliebt bin und den festen Entschluß gefaßt habe, keinen Nebenbuhler zu dulden."

„Wenn es sich so verhält, dann verzichte ich auf jeden Anspruch."

Als der Graf meine Antwort hörte, nahm er ein hochmütiges und etwas unverschämtes Wesen an.

„Sie sind ein kluger Mann, Herr Casanova. Sie treten also zurück?"

„Auf der Stelle, Herr Graf! Wer sollte so unhöflich sein, um mit einem Manne in der Stellung Ihrer Exzellenz in Nebenbuhlerschaft zu treten?"

Ich glaube, ich begleitete meine Worte mit einem Lächeln, das Branicki mißfiel. Er antwortete sogleich:

„Ich halte jeden für feige, der einen Besitz bei der ersten Drohung aufgibt."

Ich war nicht Herr einer zornigen Aufwallung und fuhr mit der Hand an den Griff meines Degens. Aber ich faßte mich sogleich und begnügte mich damit, verächtlich die Achseln zu zucken, worauf ich die Loge verließ. Ich hatte noch nicht vier Schritte auf dem Gange gemacht, als Worte: „Venezianischer Feigling!", die ganz laut gesprochen wurden, meinen Zorn wieder erweckten.

„Graf Branicki," — rief ich — „ich werde Ihnen zu jeder Zeit und an jedem Orte beweisen, daß ein venezianischer Feigling einen polnischen Edelmann nicht fürchtet."

Da der Streit eine solche Wendung genommen hatte, so war ich fest entschlossen, nicht mehr zurückzutreten. Ich wartete auf Branicki auf der Straße und dachte daran, ihn zu zwingen, seinen Degen zu ziehen. Vergebliche Mühe, denn es kam niemand. Nach einem halbstündigen Warten warf ich mich, von Kälte durchdrungen, in den ersten besten Wagen und begab mich zu dem Woiwoden von Rußland, bei welchem der König soupieren sollte. Indem ich an mein Abenteuer dachte, wünschte ich mir Glück dazu, daß mein

guter Stern die Ankunft des Grafen verhindert hatte. Wir würden uns vielleicht geschlagen haben, was ich lebhaft wünschte, aber es ist noch wahrscheinlicher, daß sein Begleiter Bininski mir während des Kampfes den Degen durch den Leib gestoßen hätte.

Ich fühlte, daß ein Zweikampf zwischen uns unvermeidlich war. Wie aber ihn erlangen? Das war sehr schwierig.

Der Woiwode empfing mich mit seiner gewöhnlichen Güte und erwies mir die Ehre, mir ein Kartenspiel anzutragen. Da er sah, daß ich beständig verlor, fragte er mich, wo ich den Kopf hätte.

„Zehn Stunden von hier!" erwiderte ich ihm.

„Wenn man mit einer Person von hohem Range spielt, ist es nicht schicklich," — sagte er — „den Kopf woanders zu haben als bei seinem Spiel."

Dann warf er die Karten weg und entfernte sich. Betäubt durch diese Worte, wollte ich mich ebenfalls entfernen, als man den König meldete. Es war eine falsche Nachricht. Seine Majestät konnten nicht kommen. Dieses Mißgeschick zerriß mir das Herz, denn ich war entschlossen, dem König die ganze Angelegenheit vorzutragen.

Die Mahlzeit war trübe für die anderen und für mich. Ich saß an der linken Seite des Fürsten, der auf eine auffallende Weise das Wort nicht an mich richtete. Zum Glück sprach der Fürst Lubomirski von meinem Abenteuer und bewies mir die ganze Teilnahme, die er empfand. „Branicki war betrunken," — sagte er — „und ein Mann wie Sie darf sich nicht durch die Unverschämtheit eines Edelmannes, der getrunken hat, beleidigt fühlen."

Von diesem Augenblick an zeigte der Woiwode mir wieder seinen gewöhnlichen Ton des Wohlwollens, und als er von der Tafel aufstand, nahm er mich beiseite, und ich konnte ihm das, was mir begegnet war, auseinandersetzen.

„Jetzt bin ich nicht mehr verwundert über Ihre Zerstreutheit. Herr Casanova," — sagte er dann — „ich beklage Sie aufrichtig, Ihre Angelegenheit ist sehr ernst."

„Wollen Eure Hoheit mir einen Rat geben?"

„Verlangen Sie den nicht, mein lieber Casanova; Sie können nichts Besseres tun, als Ihren eigenen Eingebungen folgen."

Das war deutlich genug. Ich entschloß mich dazu, wenn Branicki meine Herausforderung annahm, entweder ihn zu töten oder ihn zu zwingen, mich umzubringen. Im andern Falle aber ihn zu erdolchen, selbst auf die Gefahr hin, daß ich meinen Kopf auf das Schafott legen müßte.

Mit Tagesanbruch schickte ich ihm folgendes Billett: „Eure Exzellenz hat mich gestern beleidigt, ich weiß nicht aus welchem Grunde. Ich muß deshalb glauben, daß Eure Exzellenz mich verabscheut: daher stelle ich mich Ihnen zur Verfügung. Haben Sie also die Güte, Herr Graf, mich in Ihrem Wagen abzuholen. Um diesen Streit zu beendigen, verpflichte ich mich, Ihnen an einen Ort zu folgen, wo mein Tod nach den Gesetzen des Landes nicht als Mord betrachtet werden kann, und wo ich, wenn das Schicksal mich begünstigt, Eure Exzellenz töten kann, ohne diese Gesetze zu verletzen. Dieser Vorschlag muß Eurer Exzellenz den hohen Begriff beweisen, den ich von Ihren edelmütigen Gefühlen und Ihrem redlichen Charakter habe."

Nach Verlauf einer Stunde erhielt ich die Antwort: „Ich nehme Ihren Vorschlag an. Bezeichnen Sie mir die Zeit, zu der ich gewiß sein kann, Sie zu finden. Wählen Sie die Waffen, und machen wir der Sache so bald als möglich ein Ende."

Erfreut, daß mir mein Plan gelungen war, schickte ich ihm das Maß meines Degens zu, der ungefähr drei Fuß

lang war, und meldete ihm, daß ich ihn am folgenden Tage um sechs Uhr morgens erwarten werde.

Eine Stunde, nachdem wir diese Verabredungen getroffen, sehe ich zu meinem großen Erstaunen Branicki in mein Zimmer treten. Er ließ seine Leute vor der Türe und verriegelte sie hinter sich. Dann setzte er sich auf mein Bett, in welchem ich noch mit Schreiben beschäftigt war. Dieser Schritt kam mir seltsam vor, und da ich den Zweck desselben nicht erriet, so bewaffnete ich mich mit meinen Taschenpistolen.

„Ich kam nicht, um Sie in Ihrem Bette zu ermorden," — sagte er — „sondern um Ihnen zu erklären, daß ich ein Duell nie auf den folgenden Tag zu verschieben pflege. Wir werden uns also heute schlagen oder nie."

„Heute ist es unmöglich, Herr Graf. Es ist heute Kuriertag, und ich habe einige Schriften für Seine Majestät fertigzumachen."

„Sie werden das nach dem Duell fertigmachen. Fürchten Sie denn, daß Sie auf dem Platze bleiben werden? Beruhigen Sie sich. Im entgegengesetzten Falle sind Sie entschuldigt, denn Tote fürchten keine Vorwürfe mehr."

„Und mein Testament?"

„Sie haben also etwas zu vermachen? Machen Sie sich keine Sorgen, Sie haben noch fünfzig Jahre Zeit, um Ihr Testament zu machen."

„Ich begreife nicht, weshalb Eure Exzellenz die Sache durchaus nicht verschieben will?"

„Sie machen da einen komischen Einwand! Sehen Sie nicht ein, daß aus dem Kampfe nichts werden kann, wenn wir ihn bis morgen verschieben? Der König wird uns beide noch heute verhaften lassen."

„Sie haben ihn also von der Sache in Kenntnis gesetzt?"

„Sie scherzen! Ich bin gewiß nicht der Mann, ihn davon zu unterrichten, aber ich weiß, wie es in diesem Lande

zugeht. Kurz, ich will nicht, daß Sie mich vergebens gefordert haben, und ich bin bereit, Ihnen Genugtuung zu geben. Aber heute oder nie!"

„Nun wohl, es sei! Ich willige ein. Ein Duell mit Ihnen hat für mich einen zu hohen Wert, als daß ich nicht jedes Hindernis wegräumen sollte. Haben Sie also die Güte, mich nach dem Mittagessen abzuholen."

„Ich rechnete darauf, Sie auf der Stelle mitzunehmen."

„O nein, ich muß mich vorher stärken."

„Ganz gut. Ich schlage mich stets nüchtern. Jeder hat seinen Geschmack. Aber was wollten Sie mit dem Maße Ihres Degens? Bei einem Zweikampf mit einem Unbekannten wähle ich stets nur Pistolen."

„Unbekannten? Wie verstehen Sie das? Zehn Personen in Warschau werden Ihnen bestätigen, daß ich kein Klopffechter bin. Ich schlage mich nicht auf Pistolen. Ich habe das Recht, dies zu verweigern, und Ihr Brief läßt mir die Wahl der Waffen."

„Das ist wahr, doch Sie sind ein zu höflicher Mann, um nicht die Pistolen anzunehmen, sobald ich Ihnen dieselben vorschlage. Ich sage Ihnen auch, daß die Pistole weniger gefährlich ist. Meistenteils fehlt man."

„Wahrscheinlich haben Sie nicht die Absicht, es dabei ruhen zu lassen."

„Wenn wir uns fehlen, fechten wir dann so lange, wie Sie wollen."

„Gut, ich bin bereit, Ihnen dies grausame Vergnügen zu gewähren. Sie versprechen mir auch, mich an einen Ort zu führen, an dem ich nichts mit der Justiz zu schaffen habe."

„Das versteht sich. Umarmen Sie mich, denn Sie sind ein braver Mann. Nur das unbedingteste Schweigen über das alles und bis um drei Uhr. Leben Sie wohl."

Sobald er mich verlassen hatte, versiegelte ich die Papiere des Königs und ließ sie bei Campioni.

„Hier ein Paket," — sagte ich ihm — „das Sie mir diesen Abend zurückgeben, wenn ich noch lebe; wenn nicht, übergeben Sie es Seiner Majestät. Sie erraten ohne Mühe, um was es sich handelt. Bedenken Sie, daß ich den geringsten Mangel an Verschwiegenheit nie verzeihen würde ..."

„Ich verstehe, Sie würden entehrt sein, öffnete ich den Mund, denn man würde sicherlich sagen, Sie hätten mich beauftragt, die Personen zu benachrichtigen, die sich Ihrem Duell widersetzen könnten. Seien Sie unbesorgt."

Ich hatte ein leckeres Mahl bestellt und ließ feine Weine holen. Ich habe nie einen so guten Appetit gehabt. Ich aß von allen Gerichten und reichlich und trank von vier verschiedenen Sorten Wein. Dennoch blieb mein Kopf frei und leicht.

Um zweiundeinhalb Uhr stellte ich mich ans Fenster, um den Kammerherrn kommen zu sehen. Ich brauchte nicht lange auf ihn zu warten. Vor drei Uhr hielt seine Berline vor meiner Tür. Sie war mit sechs Pferden bespannt, nicht mehr und nicht weniger, und außerdem führten zwei Ordonnanzen noch zwei Pferde an der Hand, zwei Husaren folgten. Branicki war von seinem Adjutanten und einem General in großer Uniform begleitet, dieser war sein Zeuge.

Ich nahm in dem Wagen Platz an der Seite Branickis. Nachdem wir eine gute Viertelstunde gefahren waren, hielt der Wagen vor dem Tore eines Parkes. Wir stiegen schnell aus und gingen in eine Allee, an deren Ende sich eine Bank und ein Steintisch befanden. Einer der Husaren legte zwei Pistolen, die beinahe zwei Fuß lang waren, auf den Tisch. Er zog sodann einen Pulverbeutel und Kugeln aus der Tasche, lud die Pistolen und legte sie kreuzweise auf den Tisch.

In dem Augenblick, in dem Branicki mich aufforderte, eine Pistole zu wählen, rief der General: „Was, zum Teufel, Sie wollen sich duellieren?"

„Gewiß."

„Hier geht das nicht. Sie sind noch in der Starostei."

„Und was tut das?"

„Wahrlich, sehr viel, und ich werde Ihnen nicht als Zeuge dienen. Graf, Sie haben mich hintergangen, ich kehre nach dem Schloß zurück."

„Ich halte Sie nicht, General," — versetzte Branicki — „aber ich verlange, daß Sie das Geheimnis wahren. Ich bin Herrn von Seingalt Genugtuung schuldig."

Darauf wendete sich der General zu mir und sagte: „Sie können sich hier nicht schlagen."

„Da man mich hierher geführt hat, werde ich mich schlagen", erwiderte ich. „Ich würde mich überall verteidigen, selbst in der Kirche."

„Zum Teufel, Sie haben unrecht. Legen Sie Ihren Streit dem König zur Untersuchung vor, er wird entscheiden. Aber schlagen dürfen Sie sich nicht."

„Ich will mir Seine Majestät gern als Vermittler gefallen lassen, wenn Seine Exzellenz zuvor erklärt, daß sie bedauert, mich gestern beleidigt zu haben."

Bei diesen Worten schleuderte mir Branicki einen flammenden Blick zu und rief, heftig gestikulierend, er sei gekommen, um sich zu schlagen, nicht aber, um sich zu versöhnen. Ich wendete mich darauf zu dem General und nahm ihn zum Zeugen, daß ich alles, was meine Ehre mir gestattete, versucht hatte, um das Duell abzuwenden. Der brave Mann entfernte sich sogleich, hatte Tränen in den Augen und hielt den Kopf zwischen den Händen wie ein Verzweifelter.

Branicki sagte zum zweitenmal zu mir: „Wählen Sie!"

Ich zog meinen Pelz aus und nahm eine Pistole, Branicki nahm die andere und sagte: „Sie haben eine sehr gute Pistole."

„Ich werde sie an Ihrem Schädel probieren", antwortete ich ihm kalt.

Ich glaubte, ihn erblassen zu sehen, und mit einer heftigen Bewegung warf er seinen Degen einem der Umstehenden zu und entblößte seine Brust. Dadurch nötigte er mich, dies ebenfalls zu tun; ich folgte seinem Beispiel nicht ohne einige Besorgnis und trat dann fünf Schritte gleich ihm zurück. Als ich ihn auf seinem Platze sah, die Pistole zu Boden gesenkt, stellte ich mich plötzlich gerade und forderte ihn auf, zuerst zu schießen. Er zielte einige Sekunden lang, und da ich mich nicht verpflichtet hielt zu warten, bis er mich sicher aufs Korn genommen, so schoß ich gleichzeitig los, und zwar erfolgten unsere Schüsse so sehr zu gleicher Zeit, daß die Zeugen versicherten, nur einen einzigen Schuß vernommen zu haben. Branicki schwankte, stürzte dann nieder, und ich sprang auf ihn zu, um ihn aufzuheben. Aber wer schildert mein Erstaunen, als ich seine Leute mit dem Säbel in der Hand auf mich zustürzen sah? Zum Glück schrie ihnen ihr Gebieter zu: „Zurück, Kanaillen! Laßt Herrn von Seingalt in Ruhe!"

Bei diesen Worten wichen alle zurück, und ich konnte meinen Gegner mit dem rechten Arme aufrichten, denn ich selbst war an der linken Hand verwundet. Man trug ihn in ein Wirtshaus, das hundert Schritt vom Park entfernt war, denn er konnte nicht gehen. Er hatte fortwährend seine Blicke auf mich geheftet, er schien nicht recht zu begreifen, woher das Blut komme, das meine weiße Hose befleckte. Im Wirtshaus legte man ihn auf eine Matratze und untersuchte seine Wunde, die er selbst für tödlich hielt. Das Resultat war nicht sehr beruhigend, denn man mußte fürchten, daß die Eingeweide verletzt wären.

Branicki sagte sogleich zu mir: „Sie haben mich getötet, retten Sie also Ihren Kopf. Sie sind in der Staroſtei, und ich bin Großoffizier der Krone. Hier ist das Band des Weißen-Adler-Ordens zu Ihrem Schutze und hier meine Börse, wenn Sie ihrer bedürfen."

Ich dankte Branicki mit überströmendem Herzen, gab ihm seine Börse zurück und versicherte ihn, daß ich bereit sei, den Tod zu empfangen, wenn ich ihn verdient habe. Nachdem ich ihn sodann umarmt, verließ ich schnell das Wirtshaus. Ich war also allein, verwundet, ohne Waffen, auf einem mir unbekannten, mit Schnee bedeckten Wege. Ich hatte das Glück, einem Bauer mit einem Schlitten zu begegnen. Ich rief ihm zu: „Warschau!" und zeigte ihm einen Dukaten. Er verstand mich, nahm mich auf sein elendes Fuhrwerk, und wir fuhren im Galopp davon.

Als ich nach Warschau kam, eilte ich in den Palast des Fürsten Adam, fand aber hier niemand. Nun suchte ich eine Zuflucht im Kloster der Barfüßer. Der Bruder Pförtner erschrak über den Anblick des Blutes, das meine Kleider bedeckte, hielt mich ohne Zweifel für einen Verbrecher, welcher vor der Justiz floh, und wollte die Tür wieder schließen; ich streckte ihn aber mit einem Fußtritt zu Boden und drang ein. Auf sein Geschrei eilten die andern Brüder herbei. Ich befahl ihnen, mich aufzunehmen, und drohte ihnen mit dem Tode, wenn sie es verweigerten. Zum Glück sprach der Superior für mich und ließ mich in eine Zelle führen, in der ich mich in Sicherheit befand.

Meine Wunde war ziemlich ernst. Das dringendste war, die verdammte Kugel herauszuziehen, die mir gräßliche Schmerzen verursachte. Ein Herr Gendron, ein ziemlich ungeschickter Chirurg, bewirkte die Ausziehung mittels eines Einschnittes.

Am nächsten Tage bekam ich in aller Frühe zahlreiche Besuche und Dienstanerbietungen von allen Personen, die mit Branicki verfeindet waren; ich darf behaupten, daß es sehr viele waren. Jeder öffnete mir seine Börse, aber ich wollte nichts annehmen. Es war dies eine große Kraftanstrengung, denn fünf- bis sechstausend Dukaten wären mir sehr gelegen gekommen. Campioni fand meine Un-

eigennützigkeit lächerlich; später bin ich zur Einsicht gekommen, daß er recht haben mochte, und ich habe es ernstlich bereut, den Spartaner gespielt zu haben. Ich nahm nichts weiter an als ein Kuvert für vier Personen, welches mir der Fürst Czartoryski für die ganze Zeit meiner Genesung zur Verfügung stellte. Ich tat dies lediglich, um einige Freunde bei mir bewirten zu können, denn ich selbst rührte nichts an.

Am ersten Tage schwoll mein Arm sehr an und die Wunde wurde schwarz. Die Chirurgen, welche dies als ein Zeichen des Brandes betrachteten, hatten beschlossen, den Arm zu amputieren. Ich erfuhr dies aus der Hofzeitung, deren Manuskript der König selbst korrigierte. Zwanzig Personen eilten zu mir, um mir zu kondolieren, da sie glaubten, daß die Operation schon beendigt sei; statt aller Antwort zeigte ich ihnen lachend meine Hand.

Unterdessen erschienen drei Chirurgen. Das Resultat des Besuches war, daß sie es für nötig hielten, mir die Hand abzunehmen. Die Herren gaben mir diese Erklärung lateinisch, in einem Latein, wie es Molière in seinem „Bourgeois gentilhomme" und „Médecin malgré lui" gebraucht. Ich erwiderte ihnen, meine Hand sei mein Eigentum, und ich halte mich daher für berechtigt, mich der Operation zu widersetzen, welche ich unzeitig nannte.

Ehe es Nacht wurde, kamen noch vier Chirurgen. Neue Beratung, neuer Verband. Mein Arm war halb geschwollen und bis zum Ellenbogen blau. Sie verließen mich mit der Versicherung, daß die Operation ohne Lebensgefahr nicht länger verschoben werden könne.

Ich antwortete ihnen: „So bringen Sie morgen früh Ihre Instrumente mit." Als sie fort waren, befahl ich meinen Leuten, morgen niemand einzulassen. So rettete ich meinen Arm.

Ich ging zum erstenmal am Ostertage aus und trug den

Arm in der Binde. Den vollständigen Gebrauch meiner Hand gewann ich erst wieder nach zehn Monaten.

Während meiner Genesung empfing ich einen Besuch, der mich sehr unterhielt. Es war der Besuch eines ehrwürdigen Jesuitenpaters, den der Bischof von Krakau zu mir sandte.

„Ich habe den Befehl des Bischofs," — sagte er — „Sie von der Sünde zu absolvieren, die Sie begangen haben."

„Von welcher Sünde wollen Sie sprechen?"

„Haben Sie sich nicht duelliert?"

„Und Sie glauben, dafür bedürfe ich der Absolution? Man hat mich angegriffen, und ich habe mich verteidigt, darin erblicke ich keine Sünde. Indes absolvieren Sie mich, da der Bischof es wünscht. Ich werde aber nie zugeben, daß ich gefehlt habe."

„Sie weigern sich also, zu beichten?"

„Wenn ich auch wollte, so könnte ich es nicht."

„Erlauben Sie mir, daß ich die Frage stelle."

„Stellen Sie die Frage."

„Ich sage als Hypothese: Sie haben sich duelliert; und ebenso hypothetisch: Sie verlangen die Absolution."

„Sehr gern. Das heißt, ich werde absolviert, wenn es ein Duell war; wenn nicht, nicht."

„Sie haben mich verstanden."

Er sagte sein Paternoster her und gab mir seinen Segen.

Einige Tage nach meinem ersten Ausgange ließ mich der König an den Hof rufen. Sobald er mich erblickte, reichte er mir seine Hand zum Kusse. Ich küßte sie, indem ich ein Knie beugte. In dieser Stellung richtete Seine Majestät folgende Frage an mich; die Szene war vorher verabredet worden.

„Weshalb tragen Sie den Arm in der Binde?"

„Sire, ich leide an Rheumatismus."

„Ich empfehle Ihnen, mein Herr, künftig solche Anfälle zu vermeiden."

Als die Audienz beendigt war, ließ ich mich zu Branicki fahren. Er hatte lebhafte Teilnahme für meine Verwundung gezeigt, täglich hatte er sich nach meinem Befinden erkundigen lassen. Ich glaubte ihm also einen Besuch schuldig zu sein, um so mehr, da der König ihn zum Oberjägermeister ernannt hatte, ein Titel, welcher Leute von Lebensart verpflichtete, ihm Glück zu wünschen. Diese Stelle war der des Kammerherrn untergeordnet, aber viel einträglicher. Man behauptete, der König hätte ihn erst jetzt ernannt, nachdem er sich überzeugt, daß Branicki ein geschickter Schütze sei; gleichwohl wird man zugeben, daß ich besser geschossen hatte als er.

Ich wurde in seinem Vorzimmer mit Ausrufen des Erstaunens empfangen. Offiziere und Lakaien schienen aus den Wolken zu fallen. Ich bat den Adjutanten, mich zu melden, und er tat dies mit Tränen in den Augen.

Branicki saß auf dem Bette, bleich wie der Tod. Er grüßte mich mit der Hand.

Ich sagte zu ihm: „Herr Graf, ich komme, um Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich mich nicht über eine Kleinigkeit hinweggesetzt habe, die meine Aufmerksamkeit nicht hätte erregen sollen."

„Nehmen Sie Platz und lassen Sie uns Freunde sein", antwortete Branicki.

Da mein Friede so auf dieser Seite geschlossen war, begab ich mich zu dem Woiwoden von Rußland, der mich mit offenen Armen empfing. „Ich lasse Ihnen bei mir eine Wohnung instand setzen," — sagte er — „meine Frau findet viel Gefallen an Ihrer Gesellschaft. Allein die Wohnung wird zu Ihrem Empfange erst in sechs Wochen bereit sein."

„Ich werde diese Zeit benutzen, Exzellenz, um einen Aus-

flug nach Kiew zu machen. Graf von Brühl hat mich lebhaft eingeladen, diese kleine Reise zu unternehmen."

Eine Woche verfloß unter beständigen Einladungen zum Mittag- und zum Abendessen. Man ließ mich die geringsten Einzelheiten meines Duells wiederholen, selbst in Gegenwart des Königs, der sich stellte, als höre er davon nichts. Eines Tages, als ich meinen Bericht eben zum zehntenmal in seiner Gegenwart begann, unterbrach Seine Majestät mich plötzlich.

„Herr Casanova, sind Sie Edelmann?"

„Nein, Sire, ich habe diese Ehre nicht."

„Nun wohl, wenn ein venezianischer Edelmann Sie insultierte, würden Sie es wagen, Genugtuung von ihm zu fordern?"

„Nein, Sire, denn er würde meine Forderung nicht annehmen. Ich müßte meinen Zorn unterdrücken und auf die Gelegenheit warten."

„Auf welche Gelegenheit?"

„Meinen Feind auf einem fremden Gebiete erspähen und ihn dort bis auf den Tod prügeln lassen."

Ich brach zu der kleinen Reise auf. Ich führte zweihundert Dukaten in meiner Börse, die Hälfte war eine Gabe des Woiwoden von Rußland, die andere hatte ich im Spiel gewonnen.

Bei meiner Rückkehr hatte ich Ursache, mich über den schlechten Empfang zu wundern, der mir überall zuteil wurde. Ich glaube, daß alle die vornehmen Polen sich verständigten, nur dieselbe trockene und unhöfliche Frage an mich zu richten: „Wir dachten, Sie nicht wiederzusehen; weshalb sind Sie zurückgekehrt?"

„Um meine Schulden zu bezahlen", antwortete ich und wendete ihnen den Rücken.

Eine sehr unverhohlene Kälte war auf die frühere zuvorkommende Behandlung gefolgt. Allerdings erhielt ich

noch Einladungen, aber niemand richtete bei Tisch ein Wort an mich. Ich begegnete dem Woiwoden von Rußland, der meinen Gruß kaum erwiderte; ich sah auch den König, aber Seine Majestät sahen mich nicht einmal an. Als ich den Fürsten Sulkowski nach dem Grund einer solchen Veränderung fragte, antwortete er mir: „Es ist dies eine Folge unseres Nationalcharakters; wir sind sehr unbeständig, wie Sie wissen. Ihr Glück wäre gemacht gewesen, hätten Sie es verstanden, die Gelegenheit zu ergreifen. Jetzt ist es zu spät, und Ihnen bleibt nur noch eins übrig — —!"

„Abzureisen", — unterbrach ich ihn. „Ich werde mich damit beeilen."

Als ich nach Hause zurückkehrte, übergab man mir einen anonymen Brief von der Hand einer wohlwollenden Person, die mich von dem unterrichtete, was sie den König über mich hatte sagen hören. Seine Majestät habe erfahren, teilte mir der Brief mit, daß ich in Paris in effigie gehängt worden sei, weil ich eine beträchtliche Summe bei der Kasse der Lotterie veruntreut habe, außerdem hätte ich zahlreiche Gaunereien in England und Italien begangen, endlich wäre ich Mitglied einer wandernden Schauspielertruppe gewesen. Das waren die gegen mich erhobenen Anklagen. Was konnte ich anders darauf erwidern als: Das sind Verleumdungen, die sich leichter erfinden als widerlegen lassen. Wahrlich, ich hätte gewünscht, Warschau noch in derselben Stunde verlassen zu können, aber ich steckte in Schulden und hatte kein Reisegeld. Ich schrieb daher nach Venedig, um mir das, was mir fehlte, zu verschaffen. Bis dahin mußte ich gezwungenerweise in der Hauptstadt bleiben.

Hier das Ereignis, welches meine Abreise beschleunigte.

Eines Morgens erschien bei mir jener General, der Branicki in unserem Duell als Zeuge dienen sollte. Dieser Offizier kam im Namen des Königs, um mir den Befehl zu erteilen, Warschau binnen acht Tagen zu verlassen.

Empört über diesen Befehl, beauftragte ich den Abgeordneten, seinem Gebieter zu sagen, ich sei nicht geneigt zu gehorchen, und wenn ich gezwungen werden sollte, würde ich vor der ganzen Welt gegen eine solche Gewalttat protestieren.

Er antwortete mir ruhig: „Mein Herr, ich habe nicht den Auftrag, Ihre Antwort zu überbringen, sondern nur, Ihnen den Befehl des Königs mitzuteilen. Sie mögen also tun, was Ihnen beliebt."

Ich schrieb sogleich einen langen Brief an Seine Majestät, ich setzte auseinander, daß die Ehre mir nicht gestatte, seine Hauptstadt zu verlassen, da ich das Unglück gehabt hätte, Schulden zu machen. Ich übergab dieses Schreiben dem Grafen Moszczynski, der es dem König übergeben sollte. Am nächsten Tage brachte der Graf mir im Auftrage Seiner Majestät tausend Dukaten, auch ließ sich der König wegen des von ihm erteilten Befehls entschuldigen, da er nicht gewußt habe, daß ich ohne Geld sei.

Gleich den zweiten Tag darauf hatte ich meine Schulden bezahlt und war auf dem Wege nach Breslau.

Giacomo Casanova.

Wenn der Vorhang fällt

Er würde ein sehr schöner Mann sein, wenn er nicht häßlich wäre; er ist groß, gebaut wie ein Herkules; aber ein afrikanischer Teint und lebhafte Augen, die zwar voller Geist sind, aus denen aber immer Gereiztheit, Unruhe oder Groll spricht, geben ihm ein wildes Aussehen, er ist auch leichter in eine zornige als in eine heitere Stimmung zu versetzen. Er lacht wenig, aber er bringt zum Lachen; er hat eine Art, sich auszudrücken, welche an den tölpelhaften Arlequin und an den Figaro erinnert, und welche ihn sehr komisch macht. Nur die Dinge, die er zu verstehen behauptet, versteht er nicht: die Regeln des Tanzes, der französischen Sprache, des Geschmacks,

des Umgangs und des feinen Benehmens. Nur seine Komödien sind ohne Komik, nur seine philosophischen Schriften ohne Philosophie, alle seine andern Schriften sind voll davon, man findet bei ihm überall Kraft, Neuheit, pikanten Ausdruck und Tiefe. Er ist ein wahrer Born der Weisheit, aber er zitiert so oft Homer und Horaz, daß man einen Ekel daran bekommt. Seine geistreichen Ausführungen und sein Witz sind nicht ohne attisches Salz. Er ist gefühlvoll und dankbar; hat man aber nicht das Glück, ihm zu gefallen, wird er boshaft, mürrisch und höchst unangenehm. Mit einer Million könnte man einen kleinen Scherz, den man sich gegen ihn erlaubt hätte, nicht wieder gutmachen. Sein Stil gleicht dem der alten Vorreden, er ist gedehnt, weitschweifig und schwerfällig; wenn er aber etwas zu erzählen hat, wie z. B. seine Abenteuer, so entwickelt er eine solche Originalität, Naivität und dramatischen Ausdruck, um alles zu beleben, daß man ihn nicht genug bewundern kann, und daß er, ohne es zu ahnen, „Gil Blas" und „Den hinkenden Teufel" weit übertrifft. Er glaubt an nichts, außer an das Unglaubhafteste, da er abergläubisch ist. Glücklicherweise hat er Ehre und Zartgefühl, denn wenn er gesagt hat: „Ich habe es Gott versprochen" oder „Gott will es", so ist er alles zu tun fähig. Er liebt und begehrt alles und, nachdem er alles genossen, weiß er alles zu entbehren. Die Frauen und jungen Mädchen spuken besonders in seinem Kopfe, aber sie können bei ihm diesen Platz nicht mehr mit einem andern vertauschen. Das ärgert und erbittert ihn gegen das schöne Geschlecht, gegen sich selbst, gegen den Himmel, die Natur und das Jahr 1792. Er rächt sich dafür an allem Eßbaren und Trinkbaren. Da er kein Gott mehr in den Gärten, kein Satyr mehr in den Wäldern sein kann, so ist er ein Wolf bei Tisch; er verschont nichts, fängt lustig an und hört traurig auf, betrübt, daß er nicht von neuem

Altera nunc rerum facies, me quero, nec adsum
Non sum qui fueram non putor esse: fui.

Casanova de Seingalt

Giacomo Casanova de Seingalt
Nach dem Porträt von Johann Berka (1788)

anfangen kann. Wenn er zuweilen seine Überlegenheit über männliche und weibliche Dummköpfe benutzt hat, um Geld zu machen, so tat er es nur, um diejenigen, mit denen er lebte, glücklich zu machen. Inmitten der größten Ausschweifungen einer stürmischen Jugend und einer Reihe zuweilen zweideutiger Abenteuer hat er Ehre, Zartgefühl und Mut gezeigt. Er ist stolz, weil er nichts ist und nichts hat. Wäre er Rentier, Finanzmann oder vornehmer Herr, so würde vielleicht leicht sein, mit ihm umzugehen; vor allen Dingen widerspreche man ihm aber nicht oder lache gar über ihn, sondern man lese ihn oder höre ihn, denn seine Eigenliebe steht immer gerüstet da. Man sage nie, daß man die Geschichte, die er erzählen will, schon kenne, sondern tue so, als ob man sie zum erstenmal höre. Man versäume ja nicht, vor ihm eine Verbeugung zu machen, denn ein Nichts macht ihn zum Feinde. Seine ungeheure Phantasie, die Lebhaftigkeit seines Geburtslandes, seine Reisen, die mannigfachen Geschäfte, die er getrieben hat, seine Standhaftigkeit, trotzdem ihm alle moralischen und physischen Güter fehlen, machen aus ihm einen seltenen Menschen, dem zu begegnen wertvoll ist, und der selbst die Achtung und die lebhafte Freundschaft der wenigen Personen verdient, welche Gnade vor seinen Augen finden.

Mein Neffe Waldstein fand Gefallen an Casanova, als er mit ihm zusammen bei dem venezianischen Gesandten speiste. Da er sich stellte, als glaube er an die Magie und beschäftige sich mit derselben, nannte er die Schlüssel Salomonis, Agrippa und alles, was ihm in dieser Art einfiel. „Wem sagen Sie das?" — fragte Casanova. „Oh che bella cosa, cospetto!"

„Das alles ist mir vertraut," — sagte Waldstein — „kommen Sie mit mir nach Böhmen. Ich reise morgen."

Casanova, der mit seinem Gelde, seinen Reisen und seinen Abenteuern zu Ende war, willigte ein, und so wurde er Bibliothekar eines Nachkommen des großen Wallenstein. Er hat in dieser Eigenschaft die vierzehn letzten Jahre seines Lebens in dem Schlosse Dux bei Teplitz zugebracht, wo er mich sechs Sommer hindurch glücklich machte durch seine Einbildungskraft, die noch ebenso lebendig war, als wäre er zwanzig Jahre alt, durch seinen Enthusiasmus für mich und seine nützliche und angenehme Belehrung.

Man glaube nicht, daß in diesem Hafen der Ruhe, den die Wohltätigkeit des Grafen von Waldstein ihm eröffnete, um ihn vor den Stürmen des Lebens zu bewahren, er Stürme nicht gesucht hätte. Es verging kein Tag, an dem er nicht wegen seines Kaffees, seiner Milch, seiner Schüssel Makkaroni, die er verlangte, irgendeinen Streit im Hause anfing. Da hatte der Koch ihm die Polenta versalzen, der Stallmeister hatte ihm einen schlechten Kutscher gegeben, als er mich besuchen wollte, nachts hatten die Hunde gebellt, so daß er nicht schlafen konnte; das Erscheinen von mehr Gästen, als Waldstein erwartete, war die Veranlassung gewesen, daß er an einem kleinen Tische hatte essen müssen. Ein Jagdhorn hatte ihm durch grelle oder falsche Töne die Ohren zerrissen. Der Pfarrer hatte ihn geärgert, indem er sich einfallen ließ, ihn bekehren zu wollen. Der Graf hatte ihm nicht zuerst guten Morgen gewünscht. Die Suppe war ihm aus Bosheit zu heiß vorgesetzt worden. Ein Bedienter hatte ihm nicht sogleich eingeschenkt. Er war einem angesehenen Manne, der kam, um die Lanze, mit der Wallenstein durchbohrt worden war, zu sehen, nicht vorgestellt worden. Man hatte, nicht etwa weil der Schlüssel fehlte, sondern aus reiner Bosheit ihm das Arsenal nicht aufschließen können. Der Graf hatte ein Buch verliehen, ohne ihm etwas davon zu sagen. Ein Stallknecht hatte nicht die Mütze vor ihm abgenommen,

als er vorübergegangen war. Er hat deutsch gesprochen, man hat ihn nicht verstanden, er ist ärgerlich geworden, und man hat gelacht. Er hat seine französischen Verse gezeigt, und man hat gelacht. Er hat gestikuliert, indem er seine italienischen Verse vorgetragen hat, und man hat gelacht. Er hat beim Eintreten eine Verbeugung gemacht, wie Marcel, der berühmte Tanzlehrer, sie ihn vor sechzig Jahren gelehrt, und man hat gelacht. Auf einem Balle hat er in dem Menuette seine Pas getanzt, und man hat gelacht. Er hat seinen weißen Federbusch aufgesteckt und seinen seidenen und goldgestickten Drogett, seine schwarze Sammetweste, seine Strumpfbänder mit Schnallen von Straß auf seidenen Strümpfen à rouleau angelegt — und man hat gelacht. „Cospetto," — sagte er — „Kanaillen, die ihr seid, ihr seid alle Jakobiner, ihr beleidigt den Grafen, und der Graf beleidigt mich, indem er euch nicht bestraft."

„Mein Herr," — sagte er zum Grafen — „ich habe dem Krongeneral von Polen den Bauch durchschossen. Ich bin kein Edelmann, aber ich habe mich zum Edelmanne gemacht." Der Graf hat darüber gelacht, eine Beleidigung mehr.

Eines Tages tritt der Graf, ohne ein Wort zu sagen, mit zwei Pistolen in sein Zimmer und sieht ihn ernsthaft an, obwohl er vor Lust zu lachen vergeht. Casanova weint, umarmt ihn und sagt: „Ich sollte meinen Wohltäter töten! Oh che bella cosa!" Er fängt wieder an zu weinen und sein Bedauern auszusprechen, fürchtet, man könnte glauben, er habe keinen Mut, nimmt die Pistolen an, gibt sie voll Anmut zurück, indem er wie beim Menuett eine Hand bis zur Höhe des Auges erhebt, weint wieder und spricht von Magie, Kabbala, Makkaroni.

Die Mütter im Dorfe beklagten sich darüber, daß Casanova alle kleinen Mädchen Dummheiten lehren wollte; er sagt, sie sind Demokraten. Er gibt, ich weiß nicht weshalb, der Abtei Ossegg, die eine halbe Stunde entfernt liegt,

DAS GELAGE

Nach dem Gemälde von Nicolas Lancret
gestochen von Pierre Etienne Moitte

den Namen Calvados; entzweit sich mit den Mönchen und entzweit den Grafen mit ihnen.

Er zieht sich Unverdaulichkeiten zu und sagt, daß man ihn vergiften wolle. Er wird umgeworfen und sagt, es sei auf Befehl der Jakobiner geschehen. Er nimmt auf Kredit in der Tuchfabrik von Oberleutensdorf, die dem Grafen gehört, und sagt, man verletze die Achtung gegen ihn, wenn man kommt, um von ihm Geld zu verlangen.

Wie konnte er so vielen Verfolgungen widerstehen! Gott befiehlt ihm, Dux zu verlassen. Obwohl er nicht so fest an Gott glaubte wie an seinen Tod, an dem er nicht mehr zweifelte, so behauptete er doch, alles, was er getan, habe er auf Gottes Befehl getan, und das war seine Devise. Gott befiehlt ihm, mich um Empfehlungsbriefe zu ersuchen an den Herzog von Weimar, der mich sehr liebt, an die Herzogin von Sachsen-Gotha, die mich nicht kannte, und an Berliner Juden. Hierauf reist er heimlich ab, läßt einen zärtlichen, stolzen, höflichen und gereizten Abschiedsbrief an Waldstein zurück. Waldstein lacht und sagt, er werde wiederkommen.

Man läßt Casanova in den Vorzimmern warten; man kann ihm keine Anstellung als Gouverneur, Bibliothekar oder Kammerherr geben. Er äußert überall, die Deutschen seien dumm.

Der vortreffliche und sehr liebenswürdige Herzog von Weimar empfängt ihn liebreich, aber augenblicklich wird Casanova eifersüchtig auf Goethe und Wieland, die der Herzog mit Recht beschützte. Er deklamiert gegen sie und gegen die Literatur des Landes; in Berlin gegen die Unwissenheit, den Aberglauben und die Schurkerei der Israeliten, an die ich ihn empfohlen hatte; indes stellt er ihnen für das Geld, welches er von ihnen leiht, Wechsel auf den Grafen aus, der lacht, bezahlt und ihn umarmt, als er zurückkehrt. Casanova lacht, weint und sagt, Gott hätte ihm befohlen,

diese sechswöchige Reise zu machen, fortzugehen, ohne dem Grafen etwas davon zu sagen, und dann wieder in sein Zimmer in Dux zurückzukehren.

Entzückt darüber, daß er uns wiedersieht, erzählt er uns scherzhaft alle die Widerwärtigkeiten, die er erfahren hat, Widerwärtigkeiten, denen seine Reizbarkeit den Namen von Demütigungen gibt.

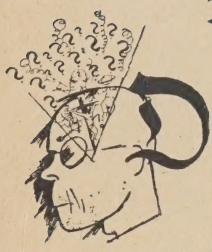
„Ich bin stolz," — sagt er — „weil ich nichts bin."

Aber acht Tage nach seiner Rückkehr — welche neuen Unglücksfälle! Man präsentiert aller Welt vor ihm Erdbeeren, und für ihn bleiben keine übrig. Und nun, um den Kummer auf den höchsten Gipfel zu steigern, wird sein Porträt, welches er in seinem Zimmer hatte, und das er von einem seiner Bewunderer geraubt glaubt, in einem jener geheimen Kabinette gefunden, welche man in Deutschland Retiraden nennt.

So bringt er fünf Jahre hin, indem er sich beunruhigt, verzweifelt, über die Eroberung seines undankbaren Vaterlandes seufzt, und uns von der Liga von Cambrai und dem Ruhme seines alten und stolzen Venedigs erzählt, das Europa und Asien Widerstand geleistet hat. Da sein Appetit täglich abnahm, machte er sich aus dem Leben wenig, doch er endete es auf eine edle Weise, Gott und den Menschen gegenüber. Er empfing mit großen Gesten und einigen Sprüchen die Sakramente und sagte: „Großer Gott und ihr Zeugen meines Hingangs, ich habe als Philosoph gelebt und sterbe als Christ."

Fürst von Ligne.

Anmerkungen



Den Typus wollte ich herausstellen. Den Vollzieher eines bestimmten Begriffs zeigen. Messias, Fürst, Staatsmann, Arzt, Alchimist, Erfinder, auch für den Abenteurer sind es Kategorien des Seins, nur in einer Umbiegung, Verdrehung, Verzerrung. Die Folge ist, daß aus dem Ernst eine Posse wird, Vernunft in Unsinn ausartet, das Oberste zu unterst gekehrt wird. Es wäre mir ein leichtes gewesen, die Zahl der Abenteurer zu vermehren, noch eine Variante eines Lebensromans hinzuzufügen, noch eine Grimasse, eine Vermummung, einen Bluff. Der falsche Demetrius, Beniowski, Trenck, Goudar und viele, viele andere fehlen hier, weil ich Wiederholungen vermeiden wollte. Aus diesem Grunde habe ich darauf verzichtet, Abenteurer des XIX. Jahrhunderts vorzuführen. In eine andere Umgebung versetzt, trugen sie nicht mehr Eskarpins, Perücke und einen Degen, im bürgerlichen Rock übten sie dieselben Methoden wie ihre Vorgänger, es waren dieselben Griffe, Wesen und Psychologie blieben unverändert. Einer der interessantesten unter ihnen war Abraham Firkowitsch. Um für die Karäer politische Privilegien zu erlangen, täuschte er durch alte, doch für seinen Zweck zurechtgemachte Grabsteine. Sie sollten den Beweis erbringen, daß die Vorfahren der Karäer sich schon vor Christi Geburt in der Krim angesiedelt hatten. Die für echt befundenen Grabsteine wurden im asiatischen Museum in Petersburg aufgestellt. Hermann Strack, der Berliner Universitätsprofessor, hat die Fälschung nachgewiesen, Firkowitsch entlarvt. Ein anderer, Leo Taxil, hat mit dem Trick „einer bekehrten

Teufelin" — Miß Diana Vaughan — gearbeitet und viele Jahre hindurch kirchliche Würdenträger genarrt. Der angriffslustige Oskar Panizza hat sich zweimal Taxil vorgenommen.

Ich habe die Beiträge stark gekürzt. Nebensächliches wurde fortgelassen, der Schutt des Überflüssigen weggeräumt. Ich mußte streichen, immer wieder streichen. Nur bei Goethe habe ich — um mit den Philologen es nicht zu verderben — das Wort „lassen stan". Unrichtige Angaben, Stilentgleisungen, Flüchtigkeiten sind korrigiert worden. Wenn Ungenauigkeiten und Fehler für den Verfasser und seine Stellungnahme charakteristisch waren, habe ich Verbesserungen im Text nicht vorgenommen, die Berichtigungen — wie z. B. zum Aufsatz über Cagliostro — in den Anmerkungen gegeben.

Durch die Angaben in den Anmerkungen über Menschen, Begebenheiten und Zeitverhältnisse wurde eine Erweiterung und Vertiefung des Stoffes angestrebt. Die zeitgenössischen Urteile, Berichte und Dokumente sind hier auf ihre Richtigkeit geprüft worden, wobei die Ergebnisse neuerer Forschungen verwertet wurden.

Öfters habe ich eine dicke Staubschicht entfernen, Schmutzkruste abkratzen müssen, damit eine leicht aufgetragene Vergoldung sichtbar werde. Durch altmodische Bücher, dicke Wälzer, öde Scharteken mußte ich mich durcharbeiten, bin durch Sümpfe von Wiederholungen gewatet, an den Scheidewegen der Widersprüche mußte ich mich zurechtfinden, verlor oft die Spur, manchmal wurde die Gestalt, der ich nachjagte, unkenntlich. Mißmutig über die verschiedenen Auffassungen, Auslegungen, über falsche Fährten, Retuschen und Verfälschungen, habe ich mit einer ‚nun-gerade'-Verbissenheit, pedantisch das Urbild gesucht. Und kannte doch den Spruch Georges und die Wahrheit des Spruches:

Warum so viel in fernen menschen forschen und in sagen lesen
Wenn selber du ein wort erfinden kannst daß einst es heiße:
Auf kurzem pfad bin ich dir dies und du mir so gewesen!
Ist das nicht licht und lösung über allem fleiße?

Sabbathai Zewy

(* 9. Juli 1626, † 30. September 1676)

Literaturangaben:

Basnage: „Histoire des Juifs", V. Bd., S. 1935 flg. (Rotterdam 1707).

Peter Beer: „Geschichte, Lehren und Meinungen aller bestandenen und noch bestehenden religiösen Sekten der Juden . . .", Bd. II, S. 259 flg. (Brünn 1823).

„Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt; zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser" [hrg. v. Christian Vulpius], Bd. X, S. 552 flg. (Weimar 1823).

H. Graetz, „Geschichte der Juden", 2. Aufl., Bd. X, S. 205 flg. (Leipzig 1882). — Bei Graetz S. 460 flg. findet man zeitgenössische christliche Nachrichten über Sabbathai Zewy und eine Zusammenstellung der hebräischen Schriften, die von Anhängern und von Gegnern Sabbathais verfaßt sind.

Das messianistische Wollen und Versagen Sabbathai Zewys, das Harren des jüdischen Volkes auf den Messias versuchte Schalom Asch in der Tragödie „Sabbathai Zewy" zu gestalten. Das Buch ist 1908 erschienen.

„Der Sabbatheismus" war mit Sabbathai Zewys Tode nicht zu Ende. Unerschütterlich blieb in vielen jüdischen Gemeinden der Glaube an Sabbathai Zewys Kraft der Erlösung, Jahrzehnte hindurch ließ man die Hoffnung nicht sinken, man wartete auf Sabbathai Zewy, den König der Könige, den Erretter aus Not und Knechtschaft. In Sabbathai Zewys Spuren trat später Jakob Frank. Um ihn sammelten sich die in Podolien lebenden Sabbathianer, Frank berief sich auf Sabbathai, er nannte ihn „den Ersten". Auch Frank trat in der Türkei zur mohammedanischen Religion über, wurde dann in Polen römisch-katholisch, und verhandelte wegen Übertritts zur griechisch-katholischen Kirche durch Unterhändler mit Rußland. Nach dreizehnjähriger Internierung in der Festung Częstochau siedelte Frank nach Brünn über, später mit Erlaubnis des Fürsten Isenburg nach Offenbach bei Frankfurt a. M. Vom Fürsten Isenburg erhielt er auch den Titel eines Barons. Frank starb in Offenbach am 10. Dezember 1791 im Alter von 65 Jahren. Die wechselvollen Schicksale dieses Pseudo-Messias schilderten H. Graetz („Frank und die Frankisten", Breslau 1868) und Alexander Kraushar (in der zweibändigen Monographie: „Frank i frankiści polscy", Kraków

1895). Im Tagebuch, mit dem Bettina von Arnim ihr Werk „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" beschließt, gibt sie ohne Namensnennung und nähere Bezeichnung eine romantisch verklärte Beschreibung von Frank und seiner Gemeinde in Offenbach. Voll Überschwang und Schwärmerei, die Bettina stets eigen waren, beschreibt sie „die fabelhafte Kleidung" und die idyllische Lebensweise der Frankisten. Und der Fürst (d. i. Frank) hat einen silbernen Bart, trägt ein weißes Gewand, lagert — umgeben von seinem Hofstaat — vor dem Tore des Palastes auf prächtigen Teppichen und Polstern, speist von goldenen Schüsseln, indessen aus den offenen Fenstern des Palastes Musik erschallt. — Ich möchte noch hinzufügen, daß bald nach Franks Tode seine Familie und seine Anhänger ins tiefste Elend gerieten.

S. 41. im Jahre 1626 ... geboren / Sabbathai Zewy wurde am 9. Juli 1626 (nach hebräischer Zeitrechnung am 9. Ab 5386) geboren. Vgl. Graetz, Bd. X, S. 206, S. 210 und S. 466.

S. 42. Dabei sprach er den Namen des HERRN aus. / Es war verboten, den Namen Jehova auszusprechen. Nur der Priester im Tempel, wenn er den Segen über das Volk sprach, durfte den Namen nennen. Für Jehova (im Hebräischen Jhwh) setzte man Adonai.

den Namen Jehova / den vierbuchstabigen Namen Gottes, das Tetragrammaton.

Nathan Benjamin / Nathan Benjamin Levi, auch Nathan Ghazati (= aus Gaza) genannt, (1644—1680). Er zählte, als er Sabbathai Zewys Verkünder wurde, zwanzig Jahre.

S. 44. die zehn Sephiroth / „Unter dem Namen Sefirot ... werden zuerst die zehn Zahlen oder ‚abstrakten Zählungen' genannt. Sie gelten für die allgemeinsten, und daher wesentlichsten Formen alles Daseienden, und wenn ich mich so ausdrücken darf, für die Kategorien des Weltalls." „Die zehn Sefirot, durch welche das unendliche Wesen sich zuerst manifestierte, sind nichts anderes, als die Attribute, die an und für sich keine substanzielle Realität haben, in jedem dieser Attribute ist die göttliche Substanz ganz repräsentiert, und zusammengenommen machen sie die erste, vollständigste und höchste aller göttlichen Manifesta-

tionen aus." A. Franck: „Die Kabbala oder die Religions-Philosophie der Hebräer" aus dem Franz. übers. v. Ad. Gelinek, S. 107 u. S. 129, (Leipzig 1844).

S. 44. das Buch Sohar / „Sohar", d. h. Lichtglanz, ein Hauptwerk der Kabbala, ist in aramäischer Sprache geschrieben.

den Fluß Sambation / Sambation, auch Sabbation genannt. Nach der Sage ist Sambation ein gewaltiger Fluß, dessen Brausen man am Werktag zwei Tagereisen entfernt schon vernehmen kann. Vor dem Sabbat wird er aber still und fließt am Sabbattage ruhig dahin. Die Bewohner des Landes jenseits des Wunderflusses sind rote Juden, die frei und glücklich leben. Vgl. den Aufsatz: „Der Wunderfluß Sambation und die roten Juden" („Curiositäten", Bd. IV, S. 527 flg.); Beer, Bd. II, S. 272/73, und Abraham Tendlau: „Sprichwörter und Redensarten deutsch-jüdischer Vorzeit", S. 367/68 (Frankfurt a. M. 1860).

Gog und Magog / die bösen Mächte. Magog wird im ersten Buche Mos. 10, 2 erwähnt, mit Gog, dem Fürsten des Volkes und des Landes Magog, droht der Prophet Ezechiel (Kap. 38 u. 39), in der Offenbarung Johannis (20, 8) sind Gog und Magog zwei Völker. In „Curiositäten" (Bd. IX, S. 263 flg. „Der berühmte und gefürchtete Gog und Magog") findet man die Schriften aufgezählt, in denen eine Erklärung der lang umstrittenen und verschieden gedeuteten Bezeichnung „Gog und Magog" versucht worden ist.

S. 45. Bassnage / Jacobus Bassnage de Beauval. — Die Geschichte Sabbathai Zewys und der wandernden Polin findet man bei Basnage: „Histoire des Juifs", im V. Bd. (der Rotterdamer Ausgabe vom Jahre 1707), S. 1935 flg. und im III. Bd. (der Pariser Ausgabe vom Jahre 1710), S. 350 flg. — Vgl. darüber auch Graetz, Bd. X, S. 215 flg.

S. 46. La Croix / de la Croix war französischer Gesandtschaftssekretär, er kam 1760 nach der Türkei. Graetz, Bd. X, S. 464.

S. 47. Im Jahr der Welt 5666 / Die Angabe auf dem Titelblatt aus dem Jahre 1760 ist falsch. Das Jahr 1666 n. Chr. Geb. ist das Jahr der Welt 5426.

Johann Hektor von Klettenberg

(* 1669, † 1. März 1720)

Literaturangaben:

August Ludwig Schlözer: „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts", Teil IX, S. 88 flg. (Göttingen 1781).

„Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt . . .", Bd. X, S. 157 flg. (Weimar 1823).

Karl von Weber: „Aus vier Jahrhunderten. Mitteilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden", Bd. I, S. 107 flg. (Leipzig 1857).

S. 55. Klettenberg war 1669 ... geboren / Weber gibt an, daß Klettenberg um das Jahr 1680 geboren wurde (Bd. I, S. 107).

trieb sich . . . herum / Einzelheiten über Klettenbergs Irrfahrten und Betrügereien bei Weber, Bd. I, S. 111 flg.

S. 59. sein Werk ... „Die entlarvte Alchimie" / hat Klettenberg dem Fürsten zu Schwarzburg gewidmet.

Der König ließ mit ihm ... kontrahieren / Der Vertrag wurde am 7. Januar 1714 unterzeichnet. Außer der Universaltinktur, die „durch einen gewissen modum und Handgriff in infinitum multipliciert und damit die unreifen Metalle in feines Gold tingiert werden könne", versprach Klettenberg „eine aparte Tinktur in forma liquidi ... zu bereiten, durch welche Tinktur die menschliche Gesundheit bis in das späte Alter vor allen Krankheiten konservieret" werden könne. Der Vertrag ist bei Weber abgedruckt (Bd. I, S. 126/31). Einige Tage nach Unterzeichnung des Vertrages leistete Klettenberg einen Eid, daß er eine Universaltinktur herzustellen imstande sei.

S. 60. und in Senftenberg lebte er / Klettenberg wurde durch ein königliches Reskript vom 5. Januar 1715 zum Amtshauptmann in Senftenberg ernannt.

Darauf verreiste er in seine Vaterstadt Frankfurt / im Dezember 1715. Über den kurzen Aufenthalt Klettenbergs in Frankfurt a. M. vgl. Weber, Bd. I, S. 144 flg.

auf die Festung Königstein gebracht / Klettenberg wurde am 18. März 1719 auf die Festung Königstein gebracht (Weber, Bd. I, S. 156). Die Angabe

Bülaus (Bd. II, S. 263, „Der Königstein und seine Gefangenen"), daß Klettenberg am 18. August 1719 dorthin überführt wurde, ist falsch, denn schon am 30. April dieses Jahres unternahm Klettenberg seinen ersten Fluchtversuch aus der Festung.

S. 60. daß es ihm zweimal gelang ... zu entkommen / Den ersten Fluchtversuch unternahm Klettenberg am 30. April 1719, den zweiten am 10. Januar 1720.

John Law of Lauriston

(* 16. April 1671, † 29. März 1729)

Literaturangaben:

Jean Buvat: „Journal de la Régence", publié par Émile Campardon, 2 Tomes (Paris 1865). — Vgl. Anm. zu S. 92.

J. Michelet: „Die Regentschaft", 2 Bände (Berlin 1864).

Arthur Kleinschmidt: „Law" (in „Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste", hrg. v. J. S. Ersch u. J. G. Gruber, II, 42. Teil, S. 299 flg., Leipzig 1888).

Gustav Maier: „John Law und das Bank- und Aktienwesen" (in „Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung", 3. Aufl., S. 83 flg., Leipzig 1906). — Maier gibt eine übersichtliche Darstellung der Finanztheorie und Finanzpraxis John Laws.

Eine Anspielung auf Laws Papierwirtschaft findet man in Goethes „Faust", II. Teil, erster Akt:

„Ein solch Papier an Gold und Perlen Statt,
Ist so bequem, man weiß doch, was man hat ..."

S. 61. Voltaire / Die Anekdote bildet den Anfang einer Erzählung von Voltaire, die betitelt ist: „Wie gefährlich es ist, recht zu haben." (Voltaire: „Fabeln", übers. v. Curt Moreck, München 1920.)

S. 64. Herzog Philipp von Orleans / (1674—1723), er wurde im Jahre 1715 Regent.

S. 66. Boulainvilliers / Henri de Boulainvilliers (1658—1722), Verfasser von „Histoire de Mahomet".

Montesquieus „Lettres Persanes" / sind im Jahre 1721 erschienen.

Colbert / Baptiste Jean Colbert (1619—1683). Er erwarb im Jahre 1664 Niederlassungen auf den westindischen Inseln Martinique, Guadeloupe u. a., und schickte auch Kolonisten nach Cayenne.

S. 67. Desmarets / Nicolas Desmarets, Neffe von Colbert, wurde 1708 Generalkontrolleur. Er ſtarb im Jahre 1721.

Crozat / Antoine Crozat, Marquis du Châtel (1665—1738).

S. 68. ſeine Weſtkompagnie konnte ſich nun Indiſche Kompagnie nennen / Die im Jahre 1717 gegründete Weſtkompagnie („Compagnie d'Occident") wurde zwei Jahre ſpäter in die Indiſche Kompagnie („Compagnie des Indes") umgewandelt.

S. 70. Verfaſſer einer . . . Theorie über das Papiergeld / Seine Papiergeldtheorie hat Law in der 1705 erſchienenen Schrift „Considérations sur le Numéraire et le Commerce" entwickelt.

S. 73. „Journal de la Régence" / Gemeint iſt die von Émile Campardon unter dieſem Titel veröffentlichte Chronik von Jean Buvat. Vgl. Anm. zu S. 92.

S. 74. Ihr Sohn tanzte mit dem König / Der Sohn war damals zehn oder elf Jahre alt. Buvat hebt dieſe Auszeichnung hervor. Vgl. „Journal de la Régence", Bd. I, S. 386.

Lemontey / Mitglied der Académie française und Verfaſſer des Werkes: „Histoire de la Régence".

S. 76. Boisguilbert / Pierre le Peſant, Sieur de Boisguilbert (1646–1714), war als Nationalökonom ein Gegner der Schutzzollpolitik.

S. 77. ſich von Abbé de Tencin . . . bekehren ließ / Der Übertritt Laws geſchah am 17. September 1719. Nicht in Saint-Roch, ſondern — wie Campardon berichtigt — in Melun. Buvat bemerkt, daß Law ſeinem Seelſorger, dem Abbé de Tencin, Aktien im Werte von 200000 Livres geſchenkt habe. Vgl. „Journal de la Régence", Bd. I, S. 466. Dort auch ein ſatiriſches Gedicht auf den Übertritt Laws. — Abbé de Tencin wurde ſpäter Kardinal. Er war der Onkel von d'Alembert.

S 78. La Feuillade / Louis Herzog de la Feuillade (1673—1725), er wurde 1724 Marſchall von Frankreich.

Dangeau / Marquis de Dangeau, er war „grand maître de l'ordre de Notre-Dame du Mont-Carmel et de Saint-Lazare". Dieſe Würde brachte ihm eine jährliche Rente von 60000 Livres ein. Vgl. „Journal de

la Régence", Bd. II, S. 160. — Dangeau starb am 9. Sept. 1720.

S. 78. Tresmes / Herzog von Tresmes war Gouverneur von Paris.

S. 81. Broglio / Graf von Broglio. Die Äußerung fiel im Februar 1720. Vgl. „Journal de la Régence", Bd. II, S. 16/17.

S. 85. John Laws Papiergeld / Abbildung nach Paul Lacroix: „XVIIIme Siècle. Institutions, usages et costumes. France 1700—1789" (Paris 1875). S. 207.

S. 87. gerädert auf dem Grèveplatz / Die Hinrichtungen waren damals öffentlich und fanden meistens auf der Place de Grève statt.

S. 91. Machiavelli . . . Schilderung der Pest / Machiavelli beschrieb das Wüten der Pest in Florenz während des Jahres 1527.

S. 92. Buvat / Jean Buvat (1660—1729) wurde 1697 Beamter der königlichen Bibliothek. Er war der Chronist der Regentzeit. Seine Aufzeichnungen sind betitelt: „Journal de ce qui s'est passé de plus remarquable pendant la régence de feu Monsieur le duc d'Orléans, depuis le 2 septembre 1715, jusqu'à la mort de cet illustre prince, qui arriva le 2 décembre 1723." Émile Campardon hat die Chronik Buvats unter dem Titel „Journal de la Régence" (Paris 1865) veröffentlicht.

die Vorkommnisse aus nächster Nähe / Vgl. „Journal de la Régence", Bd. II, S. 106flg.

S. 93. Villeroy / Marschall de Villeroy war nach der letztwilligen Verfügung Ludwigs XIV. „gouverneur de la personne" des minderjährigen Ludwig XV.

S. 95. Law stieg ... / Law verließ Paris am 14. Dezember 1720. Vgl. „Journal de la Régence", Bd. II, S. 192.

Ein Sohn d'Argensons / Der Vater Marc-René d'Argenson war seit 1697 Generalleutnant der Polizei.

in Maubeuge / nicht in Maubeuge, sondern in Valenciennes wurde Law von d'Argensons angehalten. Vgl. „Journal de la Régence", Bd. II, S. 195/96.

Joh. Ernst Elias Beßler-Orffyré

(* 1680, † 30. November 1745)

Literaturangaben:

Orffyreus: „Gründlicher Bericht von dem . . . glücklich inventierten Perpetuo ac per se mobili, nebst dessen akkurater Abbildung . . . (Leipzig 1715). — Vgl. Titelblatt, S. 105.

Das Triumphirende Perpetuum Mobile Orffyreanum an alle Potentaten / hohe Häupter / Regenten und Stände der Welt / In gebührender Submission zu etwanniger Erhandlung vorgestellet / und als ein Antrag entworffen / von dessen Inventore, Orffyreo. — Der Könige und Fürsten Raht und Heimlichkeit soll man verschweigen / aber Gottes Werck soll man herrlich preisen und offenbahren / Tob. 12. vs. 8.—1719. im October zu Cassel gedruckt und verlegt von dem Inventore selbst / bey dem es auch bereits schon eingebunden zu bekommen ist auf dem Schloß Weissenstein.

Friedrich Wilhelm Strieder: „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten und Schriftsteller-Geschichte", Bd. IX, S. 150 flg. (Cassel 1794).

Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt . . .", Bd. III, S. 53 flg. (Weimar 1813).

Friedrich Bülau: Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen", Bd. XI, S. 251 flg. (Leipzig 1864).

F. Ichak: „Das Perpetuum mobile", S. 61 flg. (Leipzig 1914).

Seinen Wahlnamen Orffyré fand Beßler auf folgende Weise. Nach Aufstellung der vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets in zwei Reihen untereinander, nahm er für jeden Buchstaben seines Namens den korrespondierenden der anderen Reihe

a b c d e f g h i k l m
n o p q r s t u w x y z

S. 101. setzte Peter der Große einen Preis . . . auf die Erfindung eines Perpetui mobilis / Später wollte Peter der Große Orffyrés Perpetuum mobile ankaufen. Leibniz und Wolff wurden um Rat gefragt. Leibniz gab eine ablehnende, Wolff eine ausweichende Antwort. Vernünftige Mathematiker, meinte er, könnten schon aus dem Geheimnis des Orffyreus Nutzen ziehen. Da aber Orffyré mit einer Untersuchung seiner Maschine nicht einverstanden war, kam der Kauf nicht zustande. Vgl. Ichak, S. 66.

S. 102. Andreas Gärtner . . . welcher . . . den Versuch gemacht hatte, ein Perpetuum mobile zu

erfinden / „Gärtner stellte später ein Perpetuum mobile in Paris aus." Ichak, S. 63.

S. 102. Dinglinger / Joh. Melchior Dinglinger, ein berühmter Goldschmied.

S. 103. Der Landgraf Karl von Hessen-Kassel / (1654—1730). Er kam im Jahre 1670 zur Regierung.

S. 104. suchte Orffyré ... durch ein Attestat des Landgrafen ... zu imponieren / Der Landgraf ließ Orffyrés Perpetuum mobile durch einen Physiker von Ruf, den Holländer Wilh. Jacob 's Gravesande, untersuchen. Orffyré erlaubte dem Physiker nicht, das Innere der Maschine zu prüfen, 's Gravesande gab nach einer Prüfung der äußeren Teile ein günstiges Gutachten ab. Auch in einem Briefe an Newton schrieb er: „Ich habe die Achse untersucht, und bin zur Überzeugung gekommen, daß nicht das geringste von außen her zur Bewegung beiträgt." Ichak, S. 65/66.

S. 113. Richard Roos / Pseudonym von K. A. Engelhardt.

Theodor von Neuhof

(* 1686, † 11. Dezember 1756)

Literaturangaben:

„Der träumende Theodor..." (Frankfurt und Leipzig 1744). Vgl. Titelblatt S. 155.

K. A. Varnhagen von Ense: „König Theodor von Corsica" (in „Biographische Denkmale", Bd. I, S. 287 flg., Berlin 1824).

S. 114. wurde in Frankreich geboren / im Jahre 1686.

S. 115. Herzogin von Orleans / Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Herzogin von Orléans (1652—1722). Sie war die Mutter des Herzogs Philipp von Orléans, des spätern Regenten. Vgl. S. 64 u. S. 290.

S. 116. Der Freiherr von Görz / Georg Heinrich Freiherr von Görz (1668—1719). Vgl. S. 118.

S. 117. den König von Großbritannien / Georg I.
des Königs von Spanien / Philipp V.

S. 118. Karl XII. ... erschossen / am 11. Dezember 1718.

S. 118. die Gunst Alberonis / Julius Alberoni (1664 bis 1752), Kardinal und erster Minister Philipps V. von Spanien. Vgl. Anm. zu S. 119.

S. 119. an dem Freiherrn von Ripperda / Johann Wilhelm Freiherr von Ripperda (1680—1737).

als Hofdame der Königin / Elisabeth, der Gemahlin Philipps V.

Alberonis plötzlicher Sturz / am 5. Dezember 1719.

S. 120. gebar späterhin einen Sohn / Der Sohn, der sich später Sir Frederick nannte, schilderte das Schicksal seines Vaters in den „Mémoires pour servir à l'histoire de Corse", die er im Jahre 1768 herausgab. Frederick trat in englischen Kriegsdienst und wurde Oberst. Von seinen dunklen Geldgeschäften erzählt Casanova („Erinnerungen", Bd. X). Er endete durch Selbstmord.

S. 130. Graf von Bonneval / Claude Alexandre Bonneval (1672—1747). Vgl. über ihn Prince de Ligne: „Mémoire sur le comte de Bonneval" (in „Mémoires et Mélanges historiques . . . " Bd. V, S. 231 flg.); F. W. Barthold „Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanovas Memoiren", Bd. I, S. 85 flg.; und Friedrich Bülau: „Graf Bonneval" (in „Geheime Geschichten . . .", Bd. I, S. 422 flg.)

S. 135. ein berüchtigter Abenteurer Freiherr von Syburg / Johann Heinrich Syburg, geb. 1696 zu Magdeburg. Vgl. über ihn die Einleitung zu dem Buche „Der träumende Theodor". In einem 1742 in Leipzig erschienenen Buche wurde die Behauptung aufgestellt, daß Syburg und Theodor von Neuhof ein und dieselbe Person sei. Der Titel des Buches lautet: „Leben des sogenannten Königs derer Corsen, Theodori I, welcher sich Baron von Neuhof statt Syburg genennet. Worinnen seine Ankunfft und seltsame Aufführung, sammt denen Corsischen Händeln ausführlich beschrieben von D. W. verlegt W. D. 1742."

S. 154. Der König von Sardinien / Karl Emanuel I.

S. 157. Der Friede von Aachen / wurde im Jahre 1748 geschlossen.

das Gefängnis der Kingsbench / J. W. von Archenholtz gibt eine ausführliche Beschreibung der

Einrichtungen und der Zustände in diesem Schuldgefängnis. („England und Italien", Leipzig 1785, Bd. II, S. 324 flg.) Nach seiner überaus günstigen Beurteilung der Verhältnisse müßte man annehmen, daß sie sich gebessert hatten. Denn im Jahre 1752 hat das Parlament eine Untersuchung der Mißstände in diesem Gefängnis angeordnet. Vgl. S. 158.

S. 160. überraschte ihn der Tod . . . im einundsechzigsten Lebensjahre / Neuhof war 70 Jahre alt, als er starb.

Voltaire nimmt ihn zu gering / in „Siècle de Louis XV."

Schlözer fällt ein günstigeres Urteil über ihn / in „Corsica".

Casti / Giovanni Battista Casti (1721—1803). Goethe erwähnt in der „Italienischen Reise" (Rom, 17. Juli 1787) die Neuhof-Dramen Castis: „Ich schätzte ihn schon als den Verfasser meines beliebten Re Teodoro in Venezia. Er hat nun einen Re Teodoro in Corsica geschrieben, wovon ich den ersten Akt gelesen habe; auch ein ganz allerliebstes Werk". („Italienische Reise", Zweiter römischer Aufenthalt, Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek, S. 319/320).

Paesiello / Giovanni Paesiello (1741—1816). Rè Teodoro ist eine seiner besten Opern. Goethe erwähnt in der „Kampagne in Frankreich" diese Oper: „die Form der komischen Oper, die sich mir schon seit längerer Zeit als eine der vorzüglichsten dramatischen Darstellungsweisen empfohlen hatte, schien auch ernstern Gegenständen nicht fremd, wie an ‚König Theodor' zu sehen gewesen".

Graf von Saint-Germain

(* 1706 [?], † 27. Februar 1784)

Literaturangaben:

Charles Henri Baron de Gleichen: „Saint-Germain" (in „Souvenirs", publiés par Paul Grimblot, S. 120 flg., Paris 1868).

Maximilian Josef v. Lamberg: „Tagebuch eines Weltmannes", übers. v. Heinrich Leopold Wagner, II. Teil, S. 12 flg. (Frankfurt a. M. 1775).

Giacomo Casanova: „Erinnerungen", übers. von Heinrich Conrad, Bd. V, VI, VIII, X (München 1907/08).

„Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt; zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser" [hrg. v. Christian Vulpius] Bd. VIII, S. 280 flg. (Weimar 1820).

J. W. Barthold: „Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanovas Memoiren", Bd. II, S. 42 flg. (Leipzig 1846).

Karl von Weber: „Graf Saint-Germain" (in „Aus vier Jahrhunderten. Mitteilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden", Bd. I, S. 306 flg., Leipzig 1857).

Friedrich Bülau: „Der Graf von Saint-Germain" (in „Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen", Bd. I, S. 340 flg., Leipzig 1863).

Edouard Maynial: „Casanova et Saint-Germain" (in „Casanova et son temps", Erster Abschnitt, S. 15 flg. und Anhang, S. 261 flg. — 3e éd. Paris 1911).

Die Erzählung von Ed. M. Oettinger: „Graf Saint-Germain" (im „Narrenalmanach für 1844", Leipzig 1844) ist literarisch wertlos.

S. 163. Nach einem Kupferstich von N. Thomas / Nach dem Gemälde, das die Marquise d'Urfé besaß — vgl. S. 197 — hat N. Thomas das Porträt gestochen. Der Stich befindet sich in der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen. Maynial, S. 19 flg.

S. 166. seinen ... zu Schleswig im Jahre 1780 erfolgten Tod / Nach dem Sterbeurkunden-Register der Stadt Eckernförde ist Saint-Germain dort am 27. Februar 1784 gestorben. Maynial beruft sich bei dieser Feststellung (S. 63) auf die Publikation von Dr. L. Bobé („Johann Caspar Lavaters Rejse til Danmark i Sommeren 1793". Kopenhagen 1898, S. 156 flg.)

Da hätten wir also einen Fünfziger, der während siebenzig Jahren nur um zehn Jahre älter ward. / Auch in Schillers Erzählung „Der Geisterseher" gehört das Nichtaltern zu den Eigenschaften des geheimnisvollen Armeniers.

„— Bei uns kennt man ihn nur unter dem Namen des Unergründlichen. Wie alt, zum Beispiel, schätzen Sie ihn?

Nach dem äußern Anschein zu urteilen, kann er kaum vierzig zurückgelegt haben.

Und wie alt denken Sie, daß ich sei?

Nicht weit von fünfzig.

Ganz recht, und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich noch ein Bursche von siebenzehn Jahren war, als mir mein Großvater von diesem Wundermann erzählte, der ihn un-

gefähr in eben dem Alter, worin er jetzt zu sein scheint, in Famagusta gesehen hat.

Das ist lächerlich, unglaublich und übertrieben.

... Die Zeit selbst scheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen seine Säfte nicht aus, und das Alter kann seine Haare nicht bleichen."

Schiller hat im „Geisterseher" nicht — wie allgemein angenommen wird — Cagliostro geschildert, der Armenier und der Sizilianer im Roman haben Züge von Cagliostro, Schrepfer und Saint-Germain. Verschiedene Züge Saint-Germains sind verarbeitet, Schiller wird wohl das vom Dichter Heinrich Leopold Wagner übersetzte „Tagebuch" von Lamberg, das eine ausführliche Charakteristik Saint-Germains enthält, gekannt haben.

S. 167. für den natürlichen Sohn der Witwe Karls II. ... gehalten ward / Die Witwe des im Jahre 1700 gestorbenen spanischen Königs Karl II. war Maria Anna, (1667—1740). Sie war die Tochter des pfälzischen Kurfürsten und die Schwester der Gemahlin Kaiser Leopolds I. — Maria Anna wurde für die Mutter Saint-Germains gehalten. Vgl. Maynial, S. 66.

S. 168. des Herrn von Choiseul / Etienne François de Choiseul, Comte de Stainville (1719—1785). Im Jahre 1758 erhielt er den Herzogstitel und wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Marschall von Belle-Isle / Charles Louis Auguste Fouquet, Graf von Belle-Isle (1684—1761), er war seit dem Jahre 1749 Kriegsminister.

S. 169. Herzog Ludwig von Braunschweig / Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig war seit 1749 holländischer Feldmarschall und führte seit dem Jahre 1759 die Vormundschaft über den Erbstatthalter Wilhelm V.

berechtigt, den Minister zu spielen / Über den Aufenthalt Saint-Germains im Haag im Jahre 1760 und den politischen Hintergrund seiner Mission vgl. Weber, Bd. I, S. 309flg.; Bülau, Bd. I, S. 180 u. S. 341flg., auch Maynial, S. 40flg. Barthold nimmt an (Bd. II, S. 82flg.), daß Saint-Germain für die französische Regierung eine Anleihe in der Höhe von 100 Millionen aufnehmen, und als Sicherheitspfand den holländischen Bankiers Diamanten seiner eigenen Schmelze geben sollte. — Zu gleicher Zeit

weilte Casanova in Holland in Geschäften, was jedoch einen Roman nicht ausschloß. Er hatte ihn mit der schönen Esther d'O., zu der er schon während seines früheren Aufenthaltes in Amsterdam (Ende des Jahres 1757 bis Februar 1758) in Beziehung getreten war. Casanova durchkreuzte die Pläne Saint-Germains, indem er Esthers Vater, den Großkaufmann d'O. (er hieß von Hope) gegen Saint-Germain einnahm und auch beim Botschafter d'Affry gegen ihn intrigierte. (Casanova, „Erinnerungen", Bd. VI, S. 68.)

S. 169. dem Herrn d'Affry, damaligem Botschafter in Holland / Ludwig Augustin d'Affry (1713 bis 1793) war seit dem Jahre 1755 französischer Botschafter im Haag.

S. 170. heimlich gewarnt, bereits nach England entflohen war / Zur Flucht verhalf Saint-Germain Graf Bentinck van Rhoon (Maynial, S. 262/63). Aus England wurde Saint-Germain bald ausgewiesen (Maynial, S. 55).

dem Grafen Alexis Orlow / Alexis Orlow versuchte in Ropscha am 17. Juli 1762 Peter III. zu vergiften, und nahm, nachdem der Versuch mißlang, an seiner Ermordung teil. Vgl. auch Anm. zu S. 189.

Fürst Gregor /: Orlow (1734—1783), war einer der Teilnehmer an der Verschwörung gegen Peter III.

S. 171. in unserer Revolution / in der Palastrevolution im Jahre 1762, die die Entthronung und Ermordung des Zaren Peter III. zur Folge hatte.

Der Wundermann starb in der Nähe von Schleswig / Vgl. Anm. zu S. 166.

bei dem Prinzen Karl von Hessen / Landgraf Karl von Hessen-Kassel (1744—1836).

S. 172. Karl Heinrich Baron von Gleichen / (1733 bis 1807) war, als er Saint-Germain im Jahre 1759 kennenlernte, bayreuthischer Botschafter in Paris. Gleichen ging später in dänischen Staatsdienst über und war dänischer Botschafter 1760 in Madrid, 1763 in Paris und 1770 in Neapel. Er war Freimaurer, hatte Interesse für okkulte Wissenschaft und unterhielt Beziehungen zu spiritistischen Kreisen. Seine Erinnerungen an Saint-Germain sind in deutscher Übersetzung im „Morgenblatt für gebildete Stände" (1813, VII. Jahrg. Nr. 107, 109 u. 110) erschienen. Seine „Souvenirs" hat 1868 Paul Grimblot herausgegeben.

S. 172. Tamasp Kulikan / Nadir Kuli (1688—1774), nannte sich zuerst Tamasp Kuli-Khan, er wurde im Jahre 1736 König von Persien.

S. 173. der Herzog von York / Eduard August, Bruder Georgs III., geb. 1739, erhielt den Titel des Herzogs von York im Jahre 1760. Er starb in Italien 1767.

S. 174. Als ihm König Ludwig XV. nach dem Tode des Marschalls von Sachsen Chambord schenkte / Der Marschall von Sachsen ist im Jahre 1750 gestorben. Nach Barthold (Bd. II, S. 54) kam aber Saint-Germain erst im Jahre 1757 an den Hof zu Versailles. Ludwig XV. hat das Schloß Chambord Saint-Germain nicht geschenkt, sondern ihm nur im Schlosse eine Wohnung angewiesen und ein Laboratorium eingerichtet. (Vgl. S. 161 u. S. 181.) Auch der sächsische Resident im Haag, Geheimer Kriegsrat Kauderbach meldete in einer Depesche vom 14. März 1760 irrtümlich seinem Hofe, daß Ludwig XV. das Schloß Chambord Saint-Germain geschenkt habe. (Vgl. Weber, Bd. I, S. 310.)

Prinzessin von Anhalt, Mutter ... der jetzigen Zarin / Johanna Elisabeth, Mutter der Zarin Katharina II.

S. 176. Mit dem Obersten Clive / Sir Robert, später Lord Clive. Er endete im Jahre 1774 durch Selbstmord.

S. 177. Maximilian Josef Graf von Lamberg / (1729—1792). Er gab im Jahre 1774 unter dem fingierten Druckorte Cap Corse sein „Memorial d'un mondain" heraus. Vgl. Literaturangaben S. 335.

S. 178. Der Abenteurer Casanova über den Abenteurer Saint-Germain / Casanova lernte Saint-Germain bei der Marquise d'Urfé, Ende des Jahres 1757, kennen (Maynial, S. 19). — Der Abenteurer Casanova war auf andere Abenteurer nicht gut zu sprechen. Es war eine Art Konkurrenzneid. So sind seine Urteile über Saint-Germain, Cagliostro, Goudar u. a. stets abfällig.

Frau von Gergy / Gräfin Languet de Gergy. Ihr Mann war von 1723 bis 1731 französischer Gesandter in Venedig.

S. 179. bei den Vätern des Konzils von Trient / Das Vorkommnis würde also fallen in die Zeit zwischen 1545 und 1563. Voltaire macht sich in einem Briefe an

Friedrich den Großen über Saint-Germain lustig „qui à soupé autrefois dans la ville de Trente avec les Pères du concile". (Brief vom 15. April 1760.) Voltaire „Oeuvres" éd. M. Beuchot, Bd. LVIII, S. 360.

S. 179. Madame d'Urfé / Vgl. S. 288 und Anm.

S. 180. glaubte Frau von Pompadour ... das Verjüngungswasser empfangen zu haben / Frau von Pompadour war damals 36 Jahre alt.

S. 181. Herzog von Zweibrücken / Herzog Christian IV. von Zweibrücken war ein Freund Ludwigs XV. Er starb im Jahre 1775.

S. 182. lebhaften Wunsch ... ihn zu sehen. / Es war die letzte Begegnung Casanovas mit Saint-Germain, sie fand im März des Jahres 1764 statt.

Ihren früheren guten Appetit / Über die Eßlust Casanovas schreibt auch Fürst von Ligne. Vgl. S. 316: „ein Wolf bei Tisch".

Graf von Cobenzl / Joseph Karl Philipp Graf Cobenzl (1712—1770). Er war bevollmächtigter Minister in den österreichischen Niederlanden.

S. 183. Sie ist tot / Die Marquise d'Urfé starb im Jahre 1763. Casanova erfuhr in London — am 1. August 1763 — aus einem Brief der Frau du Rumain von dem Tode der Marquise („Erinnerungen", Bd. X, S. 54).

S. 185. daß der berühmte Scharlatan in Schlesien gestorben ist / Die Angabe Casanovas ist falsch, es muß heißen: im Schleswigschen, nämlich in Eckernförde. Vgl. S. 194 und Anm. zu S. 166.

Ich schenkte es Lord Keith / Georg Keith, genannt Mylord Marischal (1686—1778). Casanova lernte ihn in Paris kennen, wo Keith als preußischer Botschafter seit dem Jahre 1750 weilte. Keith wurde später Gouverneur von Neufchâtel. Casanova traf mit ihm im Jahre 1764 in London zusammen, dann in demselben Jahre in Berlin, „und erfreute sich bei dem harmlosen Liebhaber alchimistischer Künste einer herzlichen Wiederbegegnung" (Barthold, Bd. II, S. 235). In Berlin schenkte Casanova dem Lord Marischal das Zwölfsousstück, das Saint-Germain in Gold verwandelt hatte.

S. 186. bei der berühmten Schauspielerin Clairon / Clairon de Latude (1723—1803) kam im Jahre

1773 nach Ansbach. — In der interessanten Einleitung, die Paul Wiegler zu dem Buche „Französisches Theater der Vergangenheit" geschrieben hat, gibt er auch eine Charakteristik der Clairon (S. 76/92). Sie war auf der Bühne eine Heroine, und sonst eine lustige Person, abenteuerlich und liebestoll. Eine Komödiantin großen Stils, deren Intrigen, Affären und Erlebnisse stets „du théâtre" waren, man findet diesen Typus in unserer Zeit der verbürgerlichten Schauspielerin nicht mehr.

S. 189. den Helden von Tschesme / Alexis Orlow. Für den Seesieg bei Tschesme (Juli 1770) erhielt Orlow von Katharina II. den Beinamen Tschesmenskiij.

S. 190. bei der Revolution von Anno 1762 / Vgl. Anm. zu S. 171.

S. 194. zu Anfang des Jahres 1780 / nicht 1780, sondern 1784, vgl. Anm. zu S. 166.

S. 195. mit Figaro auszurufen: „Que les gens d'esprit sont bêtes!" / Diese Worte spricht nicht Figaro, sondern Susanne. Beaumarchais: „Le mariage de Figaro" I. Akt, Szene 1.

James Graham

(* 1745, † 179[?])

Literaturangaben:

J. W. v. Archenholtz: „Annalen der Brittischen Geschichte . . .", Bd. III, S. 214 (Hamburg 1790); Bd. V, S. 364 (das. 1791); Bd. IX, S. 421/22 (das. 1794); Bd. XI, S. 359/60 (das. 1795).

J. W. v. Archenholtz: „England und Italien", I. Teil, S. 108 flg. (Leipzig 1785).

S. 201. VESTINA, die ROSIGE GOETTIN der GESUNDHEIT / Es war Emma Lyon, die spätere Lady Hamilton. Sie stellte in Dr. Grahams „Tempel der Gesundheit", in durchsichtige Schleier gehüllt, die Göttin Hygiea dar. „Bald wurde die wunderschöne Göttin eine außerordentlich zugkräftige Reklame für Grahams ‚elektrisches Institut', so daß nicht nur alte Jubelgreise, die ihre Manneskraft wiedererlangen wollten, sich bei ihm einfanden, sondern auch Maler, Bildhauer, und die nach Schönheit lüsterne goldene Jugend zu ihm strömte. Ein Maler stellte Emma als Danae mit Jupiter dar, und dieses Bild trug auch noch zur Verbreitung ihres Ruhmes bei." (Casimir v. Chłędowski:

„Neapolitanische Kulturbilder, XIV.—XVIII. Jahrhundert" S. 494, Berlin 1918.)

S. 203. diese waren die Hauptkunden unseres Doktors / Die Worte aus Heines „William Ratcliff" mögen das Bild vervollständigen, damit auch der Gegensatz nicht fehle:

...„und einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigseelen,
Die Buben, oft im Überflusse schwelgen,
In Samt und Seide schimmern, Austern schlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doktor Grahams ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen rasseln,
Und stolz herabsehn auf den Hungerleider,
Der mit dem letzten Hemde unterm Arm
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert."

S. 204. Der exzentrische Doktor Graham / In den von Archenholtz herausgegebenen „Annalen der Brittischen Geschichte" findet man interessante Mitteilungen über Graham. Er wurde im Jahre 1789 Spiritist, „aus dem tätigsten Apostel der Wollust ein schwärmerischer Geisterjäger". Im September 1790 ließ er sich in einem Garten bei Newcastle nackend bis an den Hals in die Erde graben, um für die von ihm als das sicherste Mittel gegen alle Krankheiten empfohlenen Erdbäder Propaganda zu machen. Mehr als dreitausend Menschen sahen sich das Schauspiel an, sechs Stunden dauerte Grahams Erdbad. Im Juni 1792 hielt er in London „Vorlesungen über die Gesundheit; über ein sehr langes Leben und über menschliche Glükseligkeit. Nach seinem eignen Ausdruck waren es exzentrische und sehr sonderbare philosophische, medizinische und politische Vorlesungen, und zwar wurden alle Abende Gegenstände und Formen gewechselt, wofür man beim Eintritt zwei Schillinge bezahlte. Die Philosophie und Physik der vier Elemente versprach er in zwei Vorlesungen abzuhandeln, wobei die Zuhörer in diesen wenigen Stunden viel mehr praktische Dinge lernen sollten, als bei irgend einem philosophischen, medizinischen, akademischen oder Universitäts-Kursum von sechs Monaten." (Bd. IX, S. 421/22.) Über seine im April 1793 angekündigte Vorlesung über die Kunst „ohne Essen ein gesundes und langes Leben zu führen", vgl. auch „Annalen ..." Bd. XI, S. 359/60.

Alexander Cagliostro

(* 2. Juni 1743, † 26. August 1795)

Literaturangaben:

„MÉMOIRES authentiques pour servir à l'histoire du comte de Cagliostro." Londres 1785. — Facsimile (verkleinert) des Titels vgl. S. 233. Der Verfasser des anonym erschienenen Buches ist Marquis de Luchet.

„LIBER MEMORIALIS de Caleostro cum esset Roboreti." — Der Verfasser der 1789 anonym erschienenen Schrift ist Clementino Vannetti. Vgl. über die Schrift, die eine der interessantesten der Cagliostro-Literatur ist, die Anm. zu S. 251. Haven hat die Schrift ins Französische (1910), Maruzzi ins Italienische (1914) übertragen.

„Compendio della vita e delle Gesta di Giuseppe Balsamo, denominato il Conte Cagliostro, che si è estratto dal Processo contro di lui formato in Roma l'anno 1790. E che può servire di scorta per conoscere l'indole della Setta de' Liberi Muratori." (In Roma MDCCXCI. Nella Stamperia della Rev. Camera Apostolica.) Verfasser der Schrift ist Monsign. Barbèri. Die Skandalgeschichten, die Barbèri zusammengetragen hat, wurden von anderen Autoren übernommen, auch Bülau hat sie gläubig nacherzählt (s. S. 208 flg.)

Charlotta Elisabeth Konstantia von der Recke: „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau im Jahre 1779, und von dessen dortigen magischen Operationen." (Berlin und Stettin 1787, bei Friedrich Nicolai.)

Goethe: „Des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum. Mit einigen Nachrichten von seiner in Palermo noch lebenden Familie" (in „Neue Schriften" Bd. I, S. 247 flg., Berlin 1792).

Charles Henri Baron de Gleichen: „Cagliostro" (in „Souvenirs", publiés par Paul Grimblot, S. 135 flg., Paris 1868).

Friedrich Bülau: „Cagliostro" (in „Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen", Bd. I, S. 310 flg., Leipzig 1863).

Eug. Sierke: „Der Magier Balsamo, genannt Graf ‚Cagliostro'" (in „Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts", S. 333 flg., Leipzig 1874).

Kazimierz Chłędowski: „Rokoko we Włoszech", S. 414 flg. (Warszawa 1915). — Deutsche Übersetzung von Rosa Schapire, „Das Italien des Rokoko", 4. Aufl., S. 376 flg. (München 1915).

Paul Wiegler: „Der Groß-Cophta" (in „Figuren", S. 82 flg., Leipzig 1916).

Johannes von Guenther: „Der Erzzauberer Cagliostro" (München 1919).

Valerian Tornius: „Cagliostro" (in „Abenteurer", S. 209 flg., Leipzig 1919).

Dr. Marc Haven: „Le maître inconnu Cagliostro. Étude historique et critique sur la haute magie" (Paris [1912]).

Pericle Maruzzi: „Studio storico-critico su la vita del conte Alessandro di Cagliostro e su la libera massoneria e le fratellanze segrete nel secolo XVIII, specialmente in Italia" (Todi 1914).

Ich habe verschiedene zeitgenössische Schriften über Cagliostro nicht aufgenommen, da sie entweder von geringem Wert sind oder nur Wiederholungen enthalten. Haven und Maruzzi geben eine Übersicht der über Cagliostro erschienenen Literatur. Haven zählt 189, Maruzzi 235 Schriften auf, bei Haven sind sie nach den Sprachen, in denen sie erschienen sind, bei Maruzzi nach dem Erscheinungsjahr geordnet.

Cagliostro in der Dichtung:

[Katharina II. von Rußland]: „Drei Lustspiele wider Schwärmerei und Aberglauben. 1. Der Betrüger. 2. Der Verblendete. 3. Der sibirische Schaman. Von J. K. M. d. K. a. R." Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai 1788. — Katharina II. „schrieb in russischer Sprache den Betrüger, worin sie den Abenteurer Cagliostro unter dem Namen Kalifalkherston nach dem Leben schildert; und den Verblendeten, worin sie den gutmütigen Betrogenen, die er durch leere Vorspiegelungen zu hintergehen wußte, heilsame Lehren gab". (Friedrich Nicolai, in der Vorrede zu den von ihm ins Deutsche übertragenen Lustspielen.)

Goethe: „Der Groß-Cophta". Ein Lustspiel in 5 Aufzügen (Berlin 1792). — Über das Stück und seine Aufführung äußert sich Goethe in der „Kampagne in Frankreich".

Arno Nadel: „Cagliostro", Drama in 5 Akten (Berlin[1913]).

Die zeitgenössischen Schriften und Berichte über Cagliostro muß man zu lesen verstehen. Denn sie sind fast durchwegs tendenziös. Man erging sich in Verleumdungen gegen Cagliostro, machte ihn verächtlich, und wollte in der Person die Sache treffen. Bis in die jüngste Zeit hinein haben die meisten Autoren die Verleumdungen wiederholt, es läßt sich ein Schema dieser Verleumdungen aufstellen. Unter den Skribenten ahnten die wenigsten damals, was gespielt wurde. Ich kenne aus der umfangreichen, zeitgenössischen Literatur über Cagliostro die wichtigsten Stücke, je mehr ich las, wurde in mir der Verdacht stärker, daß die Angriffe ein bestimmtes Ziel hatten. Man wollte die Freimaurerbewegung in Mißkredit bringen und unterdrücken. Wer durch die päpstlichen Bullen „In eminenti" und „Providas", die den Freimaurern den Kirchenbann androhten, nicht geschreckt wurde, dem sollte der Prozeß, den die römische Inquisition 1791 Cagliostro machte, zeigen, daß man entschlossen war, gegen die Freimaurer vorzugehen und sie hart zu bestrafen. Der Cagliostro-Prozeß war ein religiös-politischer. Wäre ein politisches Interesse nicht im Spiele gewesen — man fürchtete im Kirchenstaat die Ideen der Französischen Revolution, den Umsturz — er

wäre sicherlich nicht geführt worden. In diesem Prozeß verbarg sich noch die Politik hinter einem religiösen Motiv, erst der Prozeß, der einunddreißig Jahre später — im August 1822 — dem Freimaurertum vor einem weltlichen Gericht in Paris gemacht wurde, hatte politischen Charakter.

Für einen Scharlatan hielten noch Cagliostro: Bülau, Sierke, Chłędowski, Wiegler, Tornius.

„On a assez dit de mal de Cagliostro, je veux en dire du bien", erklärte Gleichen und hob Cagliostros Vorzüge hervor.

Johannes von Guenther erscheint es unmöglich, Cagliostro „nur unter dem Gesichtspunkte des Schwindlers zu betrachten", er schreibt, daß er über ihn „durchaus nicht ins reine gekommen, wie ja auch viele bedeutendere Köpfe sich vergeblich abmühten, ihn im rechten Lichte zu sehen . . . Kurzum, wir wissen nicht, wer er war". (Vorrede zu dem Buche: „Der Erzzauberer Cagliostro".)

Malten die meisten schwarz in schwarz, sahen sie nur Fehler, Minderwertigkeit und den Willen zur Mystifikation, so hat Dr. Marc Haven (Dr. Emmanuel Lalande) für Cagliostro nur Lob, er kennt bei ihm nur Vorzüge, und stimmt einen Päan an auf den Menschen und sein Tun. Das Buch von Haven: „Le maître inconnu Cagliostro", das im Jahre 1912 erschienen ist, enthält viele interessante Hinweise, wichtige Einzelheiten und Dokumente, so daß es für jeden, der sich mit Cagliostro beschäftigen will, unentbehrlich ist. Auch wenn man den Ausführungen des Verfassers nicht immer folgen, seinen Schlüssen nicht immer zustimmen kann.

Ich empfehle ganz besonders die Abhandlung von Pericle Maruzzi: „Studio storico-critico su la vita del conte Alessandro di Cagliostro . . ." Diese Abhandlung ist vorangeschickt der italienischen Übersetzung einer zeitgenössischen, in lateinischer Sprache abgefaßten Schrift von Clementino Vannetti: „Liber Memorialis . . ." Maruzzi ist sachlich. Sein Urteil über Cagliostro, mit dem er seine Darstellung beschließt, setze ich in Übersetzung hierher: „Das war das Ende des Groß-Cophta. Wir halten ihn nicht für ein übernatürliches Wesen, sondern sehen in ihm nur einen Menschen, der in einer Zeit der Umwälzung

und der großen moralischen und sozialen Krisen mit einer seltenen Energie begabt war. Wir bewundern — ohne aus ihm ein Ideal zu machen — ihn wegen seiner Fähigkeiten, wegen seiner ungewöhnlichen Kenntnisse, die er auf weiten Reisen, durch scharfe Beobachtung, durch langwierige und mühsame Studien erworben hat. Wir glauben nicht daran, daß seine Kuren Wunder waren, sie waren es nur für Unwissende, wir finden, daß von seinem Standpunkt aus es leicht war, die große Revolution zu prophezeien, nichtsdestoweniger müssen wir ihn in einer Zeit der Hypokrisie und der Feigheit als einen Menschen von großem Mut begrüßen."

Unter den vielen Dichtungen über Cagliostro ist noch immer Goethes „Groß-Cophta" an erster Stelle zu nennen. Es werden in diesem Lustspiel die Äußerlichkeiten Cagliostros zu sehr betont, und die Einstellung ist oft kleinlich. Bei der Aufführung — im Dezember 1791 — hatte das Stück einen Mißerfolg, und die später erschienene Buchausgabe wurde nicht minder getadelt. Georg Forster schrieb in einem Briefe an Jacobi: „Dieses Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessiert, dieser platte hochadelige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben, diese bloß höfische Rettung der Königin." Und Caroline Böhmer — die wir später unter den Romantikern neben Friedrich Schlegel als die geistig selbständigste bewundern — lehnte das Stück mit den Worten ab: „diese so ganz unbedeutende Behandlung, wo beinah mutwillig alle benutzbaren Situationen weggeworfen sind — ein bloßes Gelegenheitsstück — mich deucht es kann nur auf die Wirkung tun, auf welche Cagliostro selbst Wirkung gehabt hätte, als der plumpe Betrüger, wie er hier erscheint — und das ist ja wohl eine Art von Lob für das Stück." Wie müßte erst das Urteil über Arno Nadels fünfaktiges Drama „Cagliostro" lauten? Denn Goethe ist hier noch grünes Holz (wenn auch nicht im vollsten Safte), Arno Nadel schon ein dürres Reis.

S. 206. Joseph Balsamo ward am 8. Juni 1743 ... geboren / Bülau gibt wie die meisten Autoren das Geburtsdatum unrichtig an. Balsamo wurde am 2. Juni ge-

boren, am 8. Juni wurde er getauft. Taufschein bei Haven, S. 291.

S. 206. in den Konvent der Barmherzigen Brüder / Bülau wiederholt die falsche Angabe Goethes (vgl. S. 240). Balsamo hat in seiner Jugend nicht das Kleid der Barmherzigen Brüder (Fratri della Misericordia) genommen, er war bei den Fatebenefratelli. Vgl. Maruzzi, S. 12.

S. 208. Großmeister Pinto / Don Manuel Pinto d'Alfonseca.

Baron Breteuil / Komtur Le Tonnelier de Breteuil.

des Kardinals von York / Heinrich Benedikt Stuart, der letzte aus dem Geschlecht der Stuarts, war seit dem Jahre 1747 Kardinal. Vgl. S. 225.

Im Jahre 1770 verheiratete er sich / Die Angabe ist falsch, die Vermählung fand statt am 20. April 1768. Heiratsurkunde bei Haven, S. 293.

S. 209. Santiago de Compostela / Wallfahrtsort in Spanien.

S. 210. vierzehn Unzen ... die ihr zu erstatten Goethe in starker Versuchung war / Ungefähr 140 Goldmark. Vgl. auch S. 246 u. S. 251.

Von neuem nach London gekommen / Der zweite Londoner Aufenthalt Cagliostros von Juli 1776 bis Dezember 1777. Cagliostro wohnte zuerst Whircomb-Street No 4 (bei einer Frau Juliet), später Suffort-Street. Die Freimaurerloge, in die er aufgenommen wurde, hieß: L'Espérance n. 369.

S. 211. bis er eine Damenloge unter dem Vorsitze seiner Frau ... errichtete / Erst über die Einsetzung seiner Frau als Groß-Meisterin der am 5. August 1785 in Paris gegründeten Loge Isis haben wir zuverlässige Quellen. Vgl. Haven, S. 172 und Maruzzi, S. 77/78.

ein eigenes freimaurerisches System ... das der ägyptischen Freimaurerei ... Mit der physischen Wiedergeburt / Aufschlüsse über die ägyptische Freimaurerei und über die Theorie der physischen Wiedergeburt bei Haven, S. 143 flg.

erst im Oktober 1784 ... durch Errichtung der großen Mutterloge „Zur triumphierenden Weisheit" / Nicht im Oktober 1784, im November dieses

Jahres gründete Cagliostro in Lyon die Loge „La Sagesse Triomphante". Cagliostro kam nach Lyon im Oktober 1784 und blieb dort bis zum 27. Januar 1785.

S. 212. zeichnete er auch statt der Antwort eine Schlange / Vgl. die Abbildung bei Haven, S. 287.

Cagliostro ließ ... bei Basel einen dreistöckigen Pavillon bauen / Ein Pavillon, in dem Verjüngungskuren gemacht werden sollten, wurde nach den Angaben Cagliostros im Jahre 1781 in Riehen, in der Nähe von Basel, erbaut. Abbildung bei Haven, S. 112 und Text S. 231/32.

S. 214. Man ließ ein Kind ... kommen ... Dieses Kind hieß die Taube / Diese magischen Operationen Cagliostros beschreibt ausführlich Elisabeth von der Recke („Nachricht..." S. 30 flg., S. 64 flg., S. 88 flg., S. 104 flg.) Darüber auch Angaben bei Haven, S. 58 flg. — Vgl. auch die Bilderbeilage zu S. 240 und die Stelle S. 234: „In einem solchen Fall kann eine unschuldige Kreatur stärker als irgendeine andere wirken. Wollen Sie also die Wahrheit wissen, so verschaffen Sie mir eine unschuldige Kreatur." Und S. 235: „dieses Spiel mit einem Knaben" ...

S. 216. Dann ging er ... nach Mitau / Cagliostro hielt sich in Mitau auf von Ende Februar bis Ende Mai 1779.

Elisa von der Recke / Elisabeth von der Recke, geb. Gräfin Medem (1754—1833). Sie wurde später eine Gegnerin Cagliostros, veröffentlichte im Jahre 1786 im Maiheft der „Berlinischen Monatsschrift" einen Aufsatz gegen ihn, und gab im Jahre 1787 das Buch heraus: „Nachricht ... ". Vgl. S. 218.

maurerische Schätze... zu heben, welche... auf dem Rittergut Wilzen verborgen lägen / Darüber bei Elisabeth von der Recke: „Nachricht...", S. 38 flg.

in Petersburg / Cagliostro weilte in Petersburg von Juni 1779 bis Ende März 1780.

der kaiserliche Leibmedikus Dr. Rugensohn / Wie Haven (S. 79) berichtigt, war der Leibmedikus ein Engländer und hieß Roggerson.

Warschau / Der Aufenthalt in Warschau von April bis 27. Juni 1780. Empfang beim König Stanislaus August. Chemische Versuche in dem vom Fürsten

Adam Poniński für Cagliostro eingerichteten Laboratorium. Konflikt mit dem Grafen Moszyński, der sich sechs Jahre später durch ein anonym herausgegebenes Pasquill rächte: „Cagliostro démasqué à Varsovie. Ou Relation authentique de ses opérations alchimiques et magiques, faites dans cette capitale en 1780. Par un témoin oculaire." 1786. — Die Schrift wurde von Friedr. Justin Bertuch ins Deutsche übersetzt.

S. 216. Mit dem Kardinal von Rohan / Louis René Eduard Prinz von Rohan-Guémené (1734—1802) Kardinal und Erzbischof von Straßburg.

nach Straßburg / Vgl. S. 226 und Anm.

ein sterbender Freund / Der sterbende Freund war d'Aquino. Vgl. auch S. 224.

von wo er am 8. November 1782 ... in Bordeaux eintraf / Nicht im Jahre 1782 — wie Bülau irrtümlich angibt — sondern im November 1783 kam Cagliostro nach Bordeaux. Er blieb dort elf Monate (Haven, S. 131). Dann nahm Cagliostro Aufenthalt in Lyon (vgl. Anm. zu S. 211), am 30. Januar 1785 traf er in Paris ein.

S. 217. Vergennes / Charles Gravier Graf Vergennes (1719—1787), war als Nachfolger des Herzogs von d'Aiguillon seit 1774 Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

die bekannte Halsbandgeschichte / Ein knapper und instruktiver Bericht über die Vorgeschichte und den Verlauf des Halsbandprozesses bei Wilhelm Wachsmuth: „Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter". Bd. I, S. 361/66. (Hamburg 1840).

in die Bastille gesetzt / Cagliostro und seine Frau wurden am 23. August 1785 verhaftet und in die Bastille gebracht. Der Verhaftungsbefehl — vgl. Abbildung S. 229 — ist vom 21. August und wurde vom Marquis Breteuil unterzeichnet.

Endurteil vom 8. Mai 1786 / Das Urteil ist nicht am 8. Mai, sondern am 31. Mai 1786 gesprochen worden (vgl. S. 237). Am 1. Juni kurz vor Mitternacht wurde Cagliostro aus der Bastille entlassen.

d'Epprémenil / Jean Jacques Duval d'Epprémenil gehörte unter dem Königtum als Parlamentsrat der Opposition an. Als er am 5. Mai 1788 im Sitzungssaal verhaftet werden sollte, riefen die Parlamentsmitglieder dem

Hauptmann d'Agoust, der die Verhaftung Duval d'Eprémenils vornehmen wollte, zu: Wir alle sind Duval. Seine Popularität war von kurzer Dauer. Denn in der Nationalversammlung machte er sich schon zum Wortführer des Adels und protestierte sogar (im September 1791) gegen die Konstitution. Am 21. April 1794 wurde er hingerichtet. — Eine glänzende Anekdote über sein Verhalten bei Ausbruch der Revolution erzählt Camille Desmoulins, man findet sie in der Sammlung: „Briefe aus der Französischen Revolution", die Gustav Landauer herausgegeben hat (Bd. I, S. 146/47. Frankfurt a. M. 1919).

S. 218. ließ sofort eine Schrift erscheinen / Die Schrift war betitelt: „Mémoire pour le comte de Cagliostro, demandeur: contre Me Chesnon, et le Sieur de Launay, gouverneur de la Bastille" (Paris 1786). Haven (S. 198 flg.) gibt Aufschlüsse über die Anschuldigungen, die Cagliostro gegen Chesnon und Launay erhob. — Über das Ende des Marquis de Launay, der bei der Erstürmung der Bastille getötet wurde, vgl. den Brief Camille Desmoulins' an seinen Vater vom 16. Juli 1789. „Briefe a. d. Franz. Rev." hrg. v. Landauer, Bd. I, S. 150/51.

ein vom 20. Februar datiertes Sendschreiben / Das Sendschreiben ist nicht vom 20. Februar, sondern vom 20. Juni 1786. Es wird bezeichnet als Lettre au peuple français, und ist erschienen unter dem Titel: „Lettre écrite à M . . . par M. le comte de Cagliostro, de Londres, le 20 juin 1786." Dieser Brief Cagliostros verdient Beachtung als ein politisches Dokument des vorrevolutionären Frankreichs. Er ist abgedruckt bei Haven S. 209/12.

Während seines damaligen Aufenthalts in London / Vom 18. Juni 1786 bis zum 20. März 1787. Es war der dritte Londoner Aufenthalt Cagliostros.

Morand / ein vorbestraftes Individuum, hieß eigentlich Charles Théveneau. Er hatte alle Ursache, sich einen andern Namen beizulegen. Ein Pamphletist, ein sogenannter sommateur, dessen Schweigen man erkaufen konnte und den man für die Preßkampagnen bezahlte. Sein Sündenregister bei Haven (S. 213 flg.). Auch Wachsmuth erwähnt ihn („Geschichte Frankreichs . . ." Bd. I, S. 59) als einen der Londoner Preßpiraten: „In London befand(en) sich Morande, Verfasser des gazetier cuirassé, über dessen

Schändlichkeit selbst Voltaire entrüstet gewesen war ..." Das war also der Gegner, der — wie Bülau schreibt — „mit Spott und nüchterner Wahrheit" Cagliostro verfolgt hat.

S. 218. In Basel ... eine Mutterloge ägyptischer Maurerei / Nach Basel kam Cagliostro am 5. April 1787. Die Loge, die am 2. Mai eröffnet wurde, hieß „Loge mère des Pays helvétiques". Haven, S. 232.

In Biel / Cagliostro kam nach Biel am 29. Juni 1787. Die Zwistigkeit, die Cagliostro in Biel mit Loutherbourg hatte, war der Anlaß zu einer Erklärung, die Lorenza zugunsten ihres Mannes abgab. Vgl. Haven, S. 236 flg.

Aus Rovereto / Vgl. S. 251 und Anm.

S. 219. aus Trient / Von Rovereto ging Cagliostro nach Trient. Aufenthalt dort vom 11. November 1788 bis zum 3. April 1789.

Empfehlungen nach Rom / an die Kardinäle Albani-Colonna und Buoncompagni.

nach Rom / In Rom traf Cagliostro im Mai 1789 ein. Er wohnte zuerst in der Herberge alla Scalinata auf der Piazza di Spagna, dann bezog er ein Haus auf der Piazza Farnese.

die Loge „Zur Wiedervereinigung aufrichtiger Brüder" / „Riunione degli Amici Sinceri."

am 27. November 1789 / Bülau gibt ein falsches Datum an. Nicht am 27. November, sondern am 27. Dezember 1789 wurde Cagliostro verhaftet. (Vgl. S. 251 flg.) Das erste Verhör Cagliostros fand erst Anfang Mai 1790 statt (nicht April 1790, wie die „Vossische Zeitung" gemeldet hatte, vgl. S. 253). Die Untersuchung zog sich bis April 1791 hin. Am 7. April wurde das Urteil gesprochen, einige Tage darauf Cagliostro in das Fort San Leo (in der Nähe von Urbino) überführt. Dort starb er am 26. August 1795. Sterbeurkunde abgedruckt bei Haven, S. 294.

Lorenza ward in ein Strafkloster gebracht / In das Kloster Sant' Apollonia in Trastevere. Vgl. auch S. 251.

Daß Cagliostro seinen Beichtvater zu erwürgen versucht habe / Vgl. auch S. 255 die Meldung

des Straßburger Kuriers. — Der Beichtvater war ein Dominikaner, namens Passi. Haven, S. 252.

S. 220. Die äußere Erscheinung Cagliostros / Vgl. Haven, S. 13/15 und „Liber Memorialis" übers. von Maruzzi, S. 214.

Seine Aussprache / Vgl. Haven, S. 23. Dort auch über Cagliostros Sprachkenntnisse.

S. 221. Cagliostros Unterschrift / Die Wiedergabe der Unterschrift von Cagliostro ist dem Buche von Elisabeth von der Recke: „Nachricht ..." entnommen. Zu der Unterschrift bemerkt die Verfasserin (S. 148): „Cagliostro unterschrieb gewöhnlich nicht seinen Namen, sondern machte nur dieses Z (mit einem perpendikulären Striche am Querstriche) und die folgende Zahl 1255 dreimal unterstrichen. Auch wenn er seinen Namen unterschrieb, setzte er diese Zeichen hinzu. Man glaubt, weil diese zusammensummierten Zahlen 13 ausmachen, so möchten sie vielleicht *N* oder *Noster*, ein Beiwort der Jesuiten, andeuten sollen. Das Z soll auch in einer gewissen geheimen Gesellschaft gebraucht werden."

S. 225. Wechsler Bellone / eigentlich Marchese Belloni, Bankier in Rom. Goethe erwähnt ihn in den Briefen aus Italien, Casanova in seinen „Erinnerungen".

Papst Rezzonico / Klemens XIII.

war ich in meinem 22. Jahre / Cagliostro war 1770 siebenundzwanzig Jahre alt.

S. 226. Aus „Cagliostros Lebensgeschichte" / Die apokryphe Schrift „Lebensgeschichte, Gefangennehmung ... des Grafen Cagliostro" (vgl. Quellenangabe, S. 364) ist eine Übersetzung des 1786 erschienenen Buches „Mémoire pour le comte de Cagliostro accusé contre M. le Procureur général accusateur".

Seit drei Monaten / Die Angabe der Vossischen Zeitung (Nr. 37, vom 13. März 1781), daß „ein gewisser Graf Callioſtro" sich seit drei Monaten in Straßburg aufhalte, war falsch, Cagliostro kam nicht Mitte Dezember 1780, sondern schon im September dieses Jahres (am 19. oder 27. September) nach Straßburg. Er wohnte zuerst im Hôtel de l'Esprit, Thomasstraße Nr. 7, dann einige Monate in der Weinmarkstraße Nr. 86 (jetzt Alte Wein-

markstraße Nr. 25), zuletzt in der Schreiberstubgasse Nr. 6 in einem Hause, das „Zur Jungfrau" benannt wurde, (jetzt Kalbgasse Nr. 1). Cagliostro blieb in Straßburg bis August 1783. Über seine dortige Lebensweise, seine Kuren und die Anfeindungen, denen er während des Straßburger Aufenthaltes ausgesetzt war, interessante Details bei Haven, Kapitel V, S. 95flg. So ließ sein Gegner de Narbonne im August 1781 dreimal hintereinander auf öffentlichen Plätzen Plakate feindlichen Inhalts anschlagen. Das erste lautete (Haven, S. 118):

LE COMTE CAGLIOSTRO

Marchand d'orviétan en Malte, y étant arrivé
en habit turque, charlatan à Toulouse et Rennes,
fourbe et imposteur en Russie, menteur et aventurier
à Strasbourg, impertinent et jean f..... à Saverne.
Sera regardé partout de même.

5 août 1781.

Gleichen hingegen rühmt Caglíostros medizinische Tätigkeit in Straßburg („Souvenirs", S. 136).

S. 226. ein gewisser Graf Calliostro / Auch Schiller schreibt noch Calliostro in der Notiz, die in Nr. 55 der „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" vom 10. Juli 1781 erschienen ist. Die Notiz ist überschrieben: „Calliostro — viel Lärmens und nichts", und bezieht sich auf Caglíostros Tätigkeit in Straßburg. Schiller spottet über Caglíostros „individuelle Züge", über das Nudelteigessen und das Schlafen in einem Lehnstuhl (vgl. darüber S. 227). Auch für Caglíostros Kuren hat er nichts übrig. „Er seie nun was er wolle, so ist," — urteilt Schiller — „wann man alles bisher Gesagte zusammen nimmt, das zuverlässig, daß er bei weitem der apostolische Mann nicht ist, der Blinde sehend, Lahme gehend, Butonnierte rein und halb Verfaulte wieder lebendig machen kann." (Schiller, „Sämtliche Werke", Cotta, Säkular-Ausgabe, Bd. XVI, S. 131).

S. 228. sondern in dem Zuchthause / Vgl. auch S. 231: Caglíostro ist ins Zuchthaus gekommen. — Beide Meldungen waren falsch. Caglíostro saß in der Bastille. Vgl. S. 217 und Anm.

S. 229. Haftbrief / Abbildung nach Haven, S. 208.

S. 231. Leontium / Leontion, eine Freundin Epikurs.

S. 235. Den 27. August / Nicht am 27., sondern am

23. August wurde Cagliostro verhaftet. Vgl. Anm. zu S. 217.

S. 236. und der Kupferstich gleicht ihm vollkommen / Vgl. auch S. 238 u. S. 246. — Im Jahre 1786 sind zwei Kupferstiche Cagliostros bekanntgeworden: der Kupferstich von R.-S. Marcuard nach dem Gemälde von Francesco Bartolozzi (vgl. Bilderbeilage zu S. 208), und der Kupferstich von Devera nach dem Porträt von Guérin.

S. 237. Villette / ein angeblicher Kammerdiener der Königin, der im Komplott mit der Lamotte war.

S. 238. ein palermitanischer Rechtsgelehrter / Baron Antonio Bivona.

bei einem wichtigen und gefährlichen Prozesse / in dem Halsbandprozeß. Vgl. S. 217 und Anm., auch S. 228flg.

S. 240. Umstände ... die uns nunmehr aus den römischen Prozeßakten bekanntgeworden sind / Vgl. auch S. 242 u. S. 254. — Goethe nimmt Bezug auf die am 3. Mai 1791 in Rom anonym erschienene Schrift: „Compendio della vita ...“ Vgl. Literaturangaben S. 343.

das Kleid der Barmherzigen Brüder / Vgl. Anm. zu S. 206.

S. 243. daß ich mich für einen Engländer ausgeben ... sollte / Goethe nannte sich Wilton.

S. 246. das Fest der heiligen Rosalie / Rosalia ist die Schutzheilige von Palermo. Ihr Fest wird vom 11. bis 15. Juli gefeiert.

S. 250. ihre Hoffnungen auf eine unerwartete Hilfe / Goethe sandte zu Ende des Jahres 1788 Geld an die Familie Cagliostros nach Palermo, ohne anzugeben, von wem es komme. Die Familie, in der Annahme, daß Cagliostro ihr das Geld geschickt habe, bedankte sich bei ihm in einem Briefe. Durch den Überbringer des Geldes, den englischen Kaufmann Corf, gelangte der Dankbrief an Goethe. Er druckte den Brief 1792 in dem Aufsatz über Cagliostro, im ersten Band der „Neuen Schriften“ ab. Zugleich zeigte er an, daß er der Familie wiederum zu Hilfe zu kommen und ihr den wahren Sachverhalt aufzudecken gedenke. „Jetzt, da sie von der Gefangenschaft und Verurteilung ihres Verwandten unterrichtet sind, bleibt nur noch übrig, zu ihrer Aufklärung und zu ihrem Troste etwas zu tun. Ich habe noch eine

Summe für sie in Händen, die ich ihnen überschicken und zugleich das wahre Verhältnis anzeigen will. Sollten einige meiner Freunde, sollten einige meiner reichen und edeln Landsleute mir das Vergnügen machen und jene kleine Summe, die noch bei mir liegt, durch Beiträge vermehren wollen, so bitte ich, mir solche vor Michael zuzuschicken und an dem Dank und der Zufriedenheit einer guten Familie teilzunehmen, aus welcher eins der sonderbarsten Ungeheuer entsprungen ist, welche in unserm Jahrhundert erschienen sind." (Goethe, „Neue Schriften", Bd. I, S. 383/84). — Die Summe, die Goethe der Familie Cagliostros zuschicken wollte, war nach einem Bericht K. A. Böttigers das Honorar, das er vom Verleger Unger für das Manuskript des „Groß-Cophta" erhalten hat. Vgl. „Goethes Gespräche", hrg. von Biedermann, 2. Aufl. Bd. I, S. 184 (Leipzig 1909).

S. 251. zu Rovereto / Cagliostro weilte in Rovereto vom 24. September bis zum 10. November 1788. Vgl. auch S. 218. — Über diesen Aufenthalt sind wir unterrichtet durch die Schrift „Liber Memorialis ..." Der Verfasser gibt eine Schilderung von Cagliostros Auftreten und Wesen, einen Bericht über sein Wirken und die Art seiner Krankenbehandlung. Die Schrift ist vor allem ein Zeugnis dafür, wie ungeheuer stark sein Einfluß auf die Menschen war, wie er eine Situation zu beherrschen verstand, und über welche suggestive Kraft er verfügte.

P. Franziskus / Haven (S. 249) hält ihn für einen Geheimagenten der römischen Inquisition.

S. 252. er habe auch in Rom eine Revolution bewirken wollen / Welche Angst man vor einer Revolution hatte, ersieht man aus den Berichten, die in jenen Tagen aus Rom geschickt haben der Minister Astorri an die Munizipalität von Siena, der venezianische Gesandte an die Signoria, der toskanische Resident an den Großherzog, der sardinische Minister Damiano de Priocca an seine Regierung. Vgl. Haven, S. 250/51 und Maruzzi S. 103.

S. 253. Er ist am 16. ... verhört worden / Die Meldung war falsch. Das erste Verhör Cagliostros fand erst Anfang Mai statt. Vgl. Anm. zu S. 219.

Am 12. d. ist ... Cagliostro zum erstenmal verhört worden / Falsche Meldung. Vgl. Anm. zu S. 219.

S. 254. sein Sekretär / der Kapuziner Pater Franziskus. Vgl. S. 251 und Anm.

durch den Henker ... verbrannt worden / Die Vossische Zeitung Nr. 55 ist vom 7. Mai 1791. Die Meldung vom 18. April, daß die Schriften und maurerische Gerätschaften Cagliostros durch den Henker verbrannt worden sind, war verfrüht. Die Verbrennung fand erst am 4. Mai 1791 auf der Piazza della Minerva statt.

Gian Giacomo Geronimo Casanova

(* 2. April 1725, † 4. Juni 1798)

Literaturangaben:

Giacomo Casanova: „Erinnerungen", übersetzt u. eingeleitet von Heinrich Conrad, 13 Bände (München 1907/09).

„Frauenbriefe an Casanova", hrg. von Aldo Ravà u. Gustav Gugitz (München 1912).

Prince Charles de Ligne: „Fragments sur Casanova" und „Aventuros" (in „Mémoires et Mélanges historiques et littéraires", Bd. IV, S. 3/42 u. S. 291/94, Paris 1828).

F. W. Barthold: „Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanovas Memoiren. Beiträge zur Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts." 2 Bände (Berlin 1846).

Victor Ottmann: „Jakob Casanova von Seingalt. Sein Leben und seine Werke." Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen (Stuttgart 1900). — Bei Ottmann findet man (S. 101—143) eine Zusammenstellung und Charakteristik der Werke und Manuskripte von Casanova und der über ihn erschienenen Publikationen.

Jakob Wassermann: „Casanova" (in „Neue deutsche Rundschau" [Freie Bühne] XII. Jahrg., S. 989 flg., Berlin 1901).

Edouard Maynial: „Casanova et son temps", 3ième éd. (Paris 1910).

Franz Blei: „Casanova" (in „Vermischte Schriften", Bd. III: „Das Rokoko", S. 105 flg., München 1911).

Felix Poppenberg: „Casanova" (in „Taschenbuch für die Damen", S. 199 flg., Leipzig 1913).

Kazimierz Chłędowski: „Casanowa" (in „Rokoko we Włoszech", S. 215 flg., Warszawa 1915. — Deutsche Übersetzung von Rosa Schapire „Das Italien des Rokoko", 4. Aufl., S. 189 flg., München 1915).

Paul Wiegler: „Cassaneus" (in „Figuren", S. 66 flg., Leipzig 1916).

Oscar A. H. Schmitz: „Casanova kein Don Juantypus" (in „Casanova und andere Gestalten aus der großen Welt". Dritte veränderte Aufl., S. 11 flg., München 1918). — Die erste Ausgabe des Buches erschien im Jahre 1906 unter dem Titel: „Don Juan,

Casanova und andere erotische Charaktere." Schmitz prüft die Eigenschaften, die den Typus ‚Casanova' ausmachen. Ich verweise auf seine Studie. Auch wenn meine Einstellung eine ganz andere ist als die von Schmitz. Denn noch nach der vom Verfasser vorgenommenen Streichung verschiedener Kraßheiten, die in der ersten Ausgabe des Buches zu finden sind, lauten meine soziologischen Schlüsse anders.

Casanova in der Dichtung:

Hugo von Hofmannsthal: „Der Abenteurer und die Sängerin, oder Die Geschenke des Lebens." In einem Aufzug, mit einer Verwandlung. (In „Theater in Versen", 2. Aufl., Berlin 1899). — Hofmannsthal dramatisierte die Erzählung Casanovas: „Ich finde Theresa wieder." Er übernahm aus dieser Erzählung viele charakteristische Einzelheiten, mit Ausnahme dieser, daß Casanova und die Sängerin beschließen, erst am nächsten Tag „wie Schwester und Bruder miteinander umzugehen", vorher aber . . . Diesem Glücke stehen bei Hofmannsthal Hindernisse entgegen, die Sängerin erklärt: „mein ganzes Schicksal verbietet's ungeheuer"; bei Casanova waren die Frauen weniger — kompliziert. Wer wissen will, wie Casanova den Tag mit der wiedergefundenen Geliebten verbrachte, und weshalb er ihn zu den glücklichsten seines Lebens zählte, der lese das Kapitel im siebenten Band seiner „Erinnerungen" nach. Hofmannsthal schuf eine prächtige Figur des Abenteurers. Dieser Abenteurer hat Lebenshunger, leichten Sinn. Er ist unstet.

„Leben! Gefangen liegen . . .
gesträubt vor Angst und starrend noch von Leben!
Dann wieder frei sein! atmen! wie ein Schwamm
die Welt einsaugen . . ."

Er hat eine gute Stimmlage, es ist für musikalische Ohren noch heute ein Belcanto. In der Erinnerung ist die Vorstellung im Wiener Burgtheater, Kainz in der Rolle des Abenteurers. Die anderen Partien des Stückes sind schon stark verblaßt, die übrigen Personen — die Sängerin inbegriffen — gleichgültig geworden.

Hugo von Hofmannsthal: „Cristinas Heimreise", Komödie (Berlin 1910). — Auch für die Komödie fand Hofmannsthal den Stoff in Casanovas „Erinnerungen". Es ist das Kapitel: „Ich verliebe mich in Cristina und finde einen würdigen Gatten für sie". Ich bringe diese Erzählung unter einem anderen Titel (S. 260 flg.). In der Komödie bekommt Cristina bald nach dem kurzen Liebesabenteuer einen Schiffskapitän, der aus Hinterindien zurückgekehrt ist, zum Gatten. Erst durch die Begegnung mit Casanova konnte sich die Sängerin nach vielen Jahren innerlich freimachen — der störende Komplex („es wurden Inseln in der Luft, auf denen du lagest, wenn ich sang") wurde aufgehoben — und sie konnte wieder „das große Lied der Ariadne, das sie seit Jahren hat nicht singen woll'n", singen. Auch bei Cristina löst sich der seelische Druck nach einem Wiedersehen. „Das war gut von dir," — sagt sie zu ihrem Verlobten — „daß du mich hast ihn und dich nebeneinander sehen lassen, damit hast du mir Gutes

getan." In beiden Stücken zieht zum Schluß der Abenteurer in die Welt hinaus, „Gott weiß wohin", in der Komödie Florindo-Casanova in Begleitung Henriettes. Die Komödie wurde auch in einer dritten Fassung, unter dem Titel „Florindo", aufgeführt, diese kenne ich nicht, da sie bis jetzt in Druck nicht erschienen ist.

Arthur Schnitzler: „Casanovas Heimfahrt", Novelle (Berlin 1918). — Schnitzler schildert in dieser Novelle, wie der alternde Casanova die Gunst eines Mädchens, die ihm gutwillig nicht gewährt wurde, durch List stiehlt. Er empfängt Zärtlichkeiten, die für einen anderen bestimmt sind. Es ist der Bankrott des Verführers. „Er las das Wort, das ihm von allen das furchtbarste war, da es sein endgültiges Urteil sprach: Alter Mann." Nach dieser Niederlage kehrt Casanova in seine Heimatstadt zurück, um für den Hohen Rat Spiondienste zu leisten. Er war damals nicht — wie Schnitzler angibt — „in seinem dreiundfünfzigsten Lebensjahre" (S. 7), sondern 49 Jahre alt. Und er kehrte nach Venedig zurück nicht „nach mehr als zwanzig Jahren" (S. 172), nicht „nach fünfundzwanzig Jahren der Verbannung" (S. 181), sondern nach achtzehn Jahren.

Arthur Schnitzler: „Die Schwestern oder Casanova in Spa". Ein Lustspiel in Versen, drei Akte in einem (Berlin 1919). — In „Casanovas Heimfahrt" genießt Casanova durch Betrug die Gunst, die einem Jüngling gelten sollte. Im Lustspiel gewährt ihm ein junges Mädchen im Dunkeln „die höchste Huld". Er aber glaubt die Frau zu umarmen, mit der er verabredet war. Er hat sich halt im Zimmer geirrt. War Casanova in diesem Lust-Spiel der Betrogene, oder war er zwiefach beglückt oder zwiefach getäuscht? Dies wird verhandelt.

S. 256. durch seine Gefangenschaft in den Bleikammern / Casanova wurde am 26. Juli 1755 verhaftet. Er floh aus dem Gefängnis am 31. Oktober 1756.

Jetzt begab er sich nach Paris / Casanova kam nach Paris am 5. Januar 1757. Dies war nicht sein erster Aufenthalt dort, denn er weilte schon in Paris in den Jahren 1750—1752.

wie man es aus seinen Memoiren kennt / Heine gibt über den ersten Teil der von Wilhelm v. Schütz bearbeiteten „Memoiren" Casanovas in den „Briefen aus Berlin" (dritter Brief vom 7. Juni 1822) folgendes Urteil ab: „Eine (andere) Selbstbiographie erregt hier viel Interesse. Es sind die ‚Memoiren von Jakob Casanova de Seingalt', die Brockhaus in einer deutschen Übersetzung herausgibt. Das französische Original ist noch nicht gedruckt, und es schwebt noch ein Dunkel über die Schicksale des Manuskripts. An seiner Echtheit darf man gar nicht zweifeln. Das Fragment sur Casanova in den Wer-

ken des Prinzen Charles de Ligne ist ein glaubwürdiges Zeugnis, und dem Buche selbst sieht man gleich an, daß es nicht fabriziert ist. Meiner Geliebten möchte ich es nicht empfehlen, aber allen meinen Freunden. Italienische Sinnlichkeit haucht uns aus diesem Buche schwül entgegen. Der Held desselben ist ein lebenslustiger, kräftiger Venezianer, der mit allen Hunden gehetzt wird, alle Länder durchschwärmt, mit den ausgezeichnetsten Männern in nahe Berührung kommt, und in noch weit nähere Berührung mit den Frauen. Es ist keine Zeile in diesem Buche, die mit meinen Gefühlen übereinstimmte, aber auch keine Zeile, die ich nicht mit Vergnügen gelesen hätte . . ." — Über die Geschichte des Memoiren-Manuskripts und über die ersten Ausgaben der Memoiren in deutscher Übersetzung und dann in französischer Sprache vgl. Ottmann, S. 101 flg.

S. 256. das Urteil des Fürsten von Ligne / Vgl. S. 315 flg. — Karl Joseph Fürst von Ligne (1735—1814). Vgl. über ihn Paul Wiegler: „Die Spötter" (in „Figuren", S. 59 flg. Leipzig 1916) und Victor Klarwill: „Biographische Einleitung" (zu dem Buche „Der Fürst von Ligne. Erinnerungen und Briefe." S. 1—64. Wien 1920).

S. 258. Der Papst erhob diesen Glücksritter zum Ritter vom goldenen Sporn / im Jahre 1760.

Mann von vielseitigen Kenntnissen / Casanova schrieb im Gefängnis zu Barcelona in zweiundvierzig Tagen ohne Hilfsquellen sein dreibändiges Werk: „Confutazione della storia del governo Veneto d'Amelot de la Houssaye" — „in dem er all die Irrtümer berichtigt, die dem französischen Historiker in der Schilderung der Geschichte und Regierung Venedigs unterlaufen sind". Auch seine „Geschichte der Unruhen in Polen" („Istoria delle turbulenze della Polonia . . .") schrieb er in Görz ohne Quellenmaterial. „Die meisten Tatsachen und Namen mußte er aus seinem Gedächtnis schöpfen. In dieser Beziehung war er ein Ausnahmemensch." Chłędowski, S. 200 und S. 212. — M. Morel-Fatio hebt hervor, daß Casanova auch über die Zustände in Spanien gut unterrichtet war. Mannial, S. 11.

In Paris lernte ihn Graf Waldstein . . . kennen / Joseph Karl Emanuel Graf Waldstein (1755 bis 1814), er lernte Casanova im Jahre 1784 kennen.

S. 260. wurde nun Bibliothekar ... zu Dux / Graf Waldstein setzte Casanova ein Gehalt von 1000 Gulden jährlich aus, außerdem erhielt er freie Wohnung und Verpflegung. Casanova kam nach Dux Anfang September 1785.

S. 273. Xenokrates / griechischer Moralphilosoph, Schüler von Plato.

S. 279. Herrn von Bragadino / Matteo Giovanni Bragadino (1689—1767), venezianischer Senator. Er war jahrelang Casanovas Freund und Beschützer. Unter welchen Umständen ihn Casanova kennenlernte, erzählt er in seinen „Erinnerungen" (Bd. II, S. 281 flg.). Bragadino wurde nach Verlassen eines Balles von einem Schlaganfall betroffen, Casanova holte Ärzte, die dem Senator zur Ader ließen und ihn ins Leben zurückriefen. Seit dieser Aprilnacht des Jahres 1746 sah der Senator in Casanova seinen Lebensretter. Sogar Schulden machte er, wenn Casanova Geld brauchte. Vierundzwanzig Stunden vor seinem Tode schickte er noch Casanova nach Paris einen Wechsel über tausend Taler. „Erinnerungen", Bd. XI, S. 237.

S. 281. Ragionato-Schreiber / Schreiber beim Seeamt.

S. 285. Herrn von Dandolo / Andrea Dandolo, venezianischer Patrizier, war ein Freund Bragadinos.

S. 286. Graf Algarotti / Francesco Algarotti (1712 bis 1764), Dichter und Philosoph. Er erhielt von Friedrich dem Großen, mit dem er befreundet war, den Grafentitel.

S. 288. vor meiner letzten Abreise von Venedig / im September 1782.

Vernunft wird Unsinn / Über Casanova als Schatzgräber, Kabbalist, Magier vgl. das Buch von Maynial, drittes Kapitel: „Casanova Cabaliste et sorcier", S. 133 flg.

empfing Madame d'Urfé mich / Jeanne Camus du Pontcarré, Marquise d'Urfé. Casanova lernte sie während seines zweiten Pariser Aufenthaltes im Jahre 1757 durch ihren Neffen, den Grafen de la Tour-d'Auvergne kennen.

S. 289. dem großen d'Urfé und seiner Gemahlin Renata von Savoyen / Jacques d'Urfé hatte sich im Jahre 1554 mit Renata von Savoyen vermählt.

S. 289. Paracelsus / Philippus Aureolus Theophrastus Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus (1493 bis 1541), berühmter Arzt und Naturforscher.

S. 290. Der Regent von Frankreich / Herzog Philipp von Orleans. Vgl. S. 64flg.

Raimundus Lullus / (1236—1315), berühmter Alchimist, „Doctor illuminatissimus" genannt.

Arnald de Villeneuve / (1235—1312), Lehrer der Medizin und Alchimist. Seine Schriften wurden für ketzerisch erklärt und öffentlich verbrannt.

Roger Bacon / (1214—1293), er erhielt wegen seines umfassenden Wissens den Beinamen: „Doctor mirabilis."

Geber / auch Giaber, berühmter arabischer Alchimist im 8. Jahrhundert.

S. 295. die Stelle bei der Lotterie / Es war die einträgliche Stelle eines Direktors von sechs Lotteriebezirken, die Casanova auf Empfehlung des Abbé von Bernis durch den Generalkontrolleur de Boulogne erhielt („Erinnerungen" Bd. V, S. 38flg.).

S. 298. Hypostase / Wesen, Substanz.

S. 299. diese sonderbare Frau / Über die verschiedenen Mystifizierungen der Marquise d'Urfé durch Casanova vgl. „Erinnerungen", Bd. VIII u. IX. — Über ihren Tod vgl. S. 183 und Anm.

Casanova duelliert sich mit Branicki / Casanova weilte in Warschau seit Ende Oktober 1765, sein Duell mit Branicki fand am 5. März 1766 statt.

die Tänzerin Catai / Sie war die Gattin des Theaterdirektors Tomatis.

die Tänzerin Binetti / Casanova kannte sie schon in Venedig vor ihrer Verheiratung, sah sie dann in Stuttgart, in London, und nach dem Zusammentreffen in Warschau begegnete er ihr dreizehn Jahre später in Forli. In Dux erhielt er über sie briefliche Mitteilungen von Francesca Buschini (vgl. „Frauenbriefe an Casanova", S. 274flg.). — Casanova erzählt, daß die Binetti noch im Alter von allen ihren Liebhabern für jung gehalten wurde, und daß sie mit dreiundsechzig Jahren ihren Galan „durch das Übermaß des Vergnügens" ins Grab brachte („Erinnerungen", Bd. II, S. 347).

S. 299. Czartoryskis / einflußreiche polnische Magnaten. Die Partei der Fürsten Czartoryski hieß die „Familie".

Fürst Lubomirski / Fürst Stanislaus Lubomirski († 1783). Er war ein Schwager des Fürsten Adam Czartoryski. Später wurde er Großmarschall der Krone. Casanova erhielt von ihm hundert Dukaten „als Preis für fünfzig an ihn gesandte Exemplare" seines Werkes („Erinnerungen", Bd. XII, S. 13).

Xaver Branicki / Franz Xaver Korczak Branicki. Er wurde später Großhetman. Er war ein williges Werkzeug der russischen Politik und erklärte im Jahre 1787 Katharina II. während eines Empfanges in Kaniow mit zynischer Offenheit: „Je suis Russe".

S. 300. Am Sankt-Kasimirtage / am 4. März.

König Stanislaus August / Poniatowski (1732—1798), er wurde im Jahre 1764 zum König von Polen gewählt.

S. 301. zu dem Woiwoden von Rußland / Der Woiwode von Rußland war Fürst August Czartoryski (1697—1782).

S. 305. Campioni / berühmter Tänzer, dessen nähere Bekanntschaft Casanova in Wien gemacht hat.

S. 308. des Weißen-Adler-Ordens / ein hoher, von August II. gestifteter Orden.

S. 309. des Fürsten Adam / Fürst Adam Czartoryski (1734—1823), General von Podolien. Er war der Sohn des Woiwoden von Rußland, vgl. Anm. zu S. 301.

S. 316. „Gil Blas" und „Den hinkenden Teufel" / zwei berühmte Romane von Le Sage.

das Jahr 1792 / Bei Ligne, Bd. IV, S. 292 wird das Jahr 1742 angegeben, es ist wohl ein Druckfehler.

S. 317. Nach dem Porträt von Johann Berka / Casanovas Porträt von Johann Berka war dem Roman „Icosameron" (Prag 1788) vorgebunden. Das Porträt stellt Casanova im Alter von 63 Jahren dar. Der Vers unter dem Porträt „bildet den Schluß eines neulateinischen, erotischen Gedichts, ‚fututor effoetus' (von Nicolas-Chorier?), das sich in der Elzevir-Ausgabe (1781) der ‚Elegantiae latini sermonis' des J. Meursius befindet". Ottmann, S. 116.

S. 320. Marcel, der berühmte Tanzlehrer / Marcel galt als magister elegantiarum. Er lehrte die Regeln des Grußes, die zeremoniellen Verbeugungen, die in Versailles üblich waren, den Tanzschritt des Menuetts. Für den Unterricht im Grüßen zahlte man ihm sechs Franken, die Manieren der Hofgesellschaft brachte er für dreihundert Franken bei. Rousseau spottete im „Emile" über den Ernst, die gelehrten Aussprüche, die possierlichen Gebärden dieses Tanzlehrers. „Wenn ich Tanzlehrer wäre" — meinte er — „ich würde alle diese Affenkomödien von Marcel nicht machen". Von einem nach den Tanzregeln Marcels getanzten Menuett sagte bewundernd Vestris: „Que de choses dans un menuet!" Der Ausspruch wurde volkstümlich, man gebraucht ihn, um Überladung oder Wichtigtuerei zu kennzeichnen. — Marcel starb im Jahre 1759.

ihr seid alle Jakobiner / Casanova, der sich „Verfechter aller Vorurteile der guten Gesellschaft" nannte, war ein Gegner der Französischen Revolution. Vgl. Ottmann, S. 130 und Schmitz, S. 42/43.

dem Krongeneral von Polen / Xaver Branicki. Vgl. S. 299 und Anm.

S. 321. an den Herzog von Weimar / Karl August.

an die Herzogin von Sachsen-Gotha / Herzogin Charlotte von Sachsen-Gotha.

Hierauf reist er heimlich ab / Es war im Herbst des Jahres 1795.

S. 322. die Eroberung seines undankbaren Vaterlandes / durch napoleonische Truppen.

von der Liga von Cambrai / die im Jahre 1507 geschlossen wurde.

Quellenangabe

J. W. v. Archenholtz: England und Italien. Leipzig 1785. Erster Teil.

Eberhard Buchner: Das Neueste von gestern. Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen Bd. III, IV, V. Albert Langen, München.

Friedrich Bülau: Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen. Sammlung verborgener und vergessener Merkwürdigkeiten. 2. Auflage. Bd. I. Leipzig 1863.

Lebensgeschichte, Gefangennehmung und gerichtliches Verhör des Grafen Cagliostro. Von ihm selbst beschrieben. Aus dem Französischen übersetzt. Zweite verbesserte Auflage. Bei Sebast. Hartl in der Singerstraße. Wien 1786.

Giacomo Casanova de Seingalt: Memoiren, übers. von Ludwig Buhl. Bd. I u. III. Hempel. Berlin 1850.

— Memoiren, deutsch von Ludwig v. Alvensleben. Bd. VIII, IX, XVI, XVII. H. Neubürger, Dessau.

L'Abbé de Choisy: Mémoires pour servir à l'histoire de Louis XIV. Amsterdam 1727.

Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt; zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser (hrg. von Christian August Vulpius) Bd. III. Weimar 1813, Bd. VII das. 1818, Bd. VIII das. 1820, Bd. X das. 1823.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste hrg. von J. S. Ersch und J. G. Gruber XXI. Teil. Leipzig 1830.

Charles Henri Baron de Gleichen: Souvenirs publiés par Paul Grimblot. Paris 1868.

Goethe: Neue Schriften, Bd. I, Berlin 1792.

Maximilian Josef v. Lamberg: Tagebuch eines Weltmanns übers. von Heinrich Leopold Wagner. Zweites Stück. Frankfurt am Mayn bei den Eichenbergischen Erben 1775.

Prince de Ligne: Mémoires et Mélanges historiques et littéraires. Tome quatrième. Paris 1828.

J. Michelet: Die Regentschaft. 2 Bände. Berlin 1864.

Morgenblatt für gebildete Stände. VII. Jahrgang 1813. Verlag J. G. Cotta. Tübingen.

K. A. Varnhagen von Ense: Biographische Denkmale Bd. I. gedruckt und verlegt bei G. Reimer. Berlin 1824.

Die Illustrationen wurden folgenden Werken entnommen:

Kleider machen Leute (S. 12) aus „Suite d'estampes, pour servir à l'histoire des mœurs et du costume des François, dans le dix-huitième siècle. Année 1774", Paris 1784.

Wo viel verloren wird, ist manches zu gewinnen (S. 17) aus „Der Bouillottenleuchter. Eine Goldgrube der Pariser Damen von Ton", Berlin 1800.

Karikatur auf John Law (S. 64) und Karikatur auf Laws Aktienschwindel (S. 80) aus „Het groote Tafereel der Dwaasheid", 1720.

Der Haussier (S. 71) aus Paul Lacroix: „XVIIIme Siècle. Institutions, usages et costumes. France 1700—1789", Paris 1875.

Das Perpetuum mobile (S. 99) aus Georg Andreas Böckler: „Theatrum machinarum novum", Nürnberg 1661.

So wird's gemacht (S. 107) aus „Das Triumphirende Perpetuum Mobile Orffyreanum", Cassel 1719.

Theodor von Neuhof (S. 129) und Theodor von Neuhof verläßt als Mönch verkleidet Korsika (S. 145) aus „Der träumende Theodor", Frankfurt und Leipzig 1744. — Vgl. Titelblatt (S. 155).

Graf von Saint-Germain (S. 163) aus Casanova: „Erinnerungen", Bd. V, München 1907.

Der Wunderarzt (S. 192) aus Eugen Holländer: „Die Karikatur und Satire in der Medizin", Stuttgart 1905.

Ein Freimaurer-Schurzfell (S. 213) aus William Hammond: „Masonic emblems and jewels. Treasures at Freemasons' Hall, London", London 1917.

Zeremonie bei Aufnahme in eine Freimaurerloge (S. 224) und Cagliostro macht ein magisches Experiment (S. 240) aus F. T. B.-Clavel: „Histoire pittoresque de la franc-maçonnerie et des sociétés secrètes anciennes et modernes", 3me éd. Paris 1844.

Casanova flieht aus dem Gefängnis (S. 257) aus „Der zweite Trenck oder Geschichte meiner Entweichung aus dem Staatsgefängnisse zu Venedig", Wien und Leipzig 1788. — Vgl. Titelblatt (S. 259).

Giacomo Casanova de Seingalt (S. 317) aus Victor Ottmann: „Jakob Casanova von Seingalt", Stuttgart 1900.

Sabbathai Zewy (S. 43), Der Scharlatan (S. 176), Graf Alexander Cagliostro (S. 208), Liebeswerbung (S. 272), Der Falschspieler (S. 288), Das Gelage (S. 320) sind nach Blättern, die sich im Kupferstichkabinett Berlin befinden, reproduziert.

Verführung (S. 32) wurde nach einem Farbenstich, der sich in der Lipperheide-Sammlung des Kunstgewerbe-Museums Berlin befindet, reproduziert.

Die Schlußstücke S. 96, S. 197, S. 204 aus „Het groote Tafereel der Dwaasheid", 1720; S. 113 aus Jakob Leupold: „Theatrum machinarum generale", Leipzig 1724; S. 255 aus Jakob Leupold: „Theatrum machinarum hydrotechnicarum", Leipzig 1724; S. 322 aus „Das Triumphirende Perpetuum Mobile Orffyreanum", Cassel 1719; S. 363 aus Georg Andreas Böckler: „Theatrum machinarum novum", Nürnberg 1661; S. 367 aus Jakob Leupold: „Theatrum pontificiale", Leipzig 1726.

Verzeichnis der Abbildungen

Bilderbeilagen

Seite

Kleider machen Leute. Nach Jean-Michel Moreau le jeune gestochen von Pietro Antonio Martini 12

Verführung. Nach Louis-Leopold Boilly gestochen von S. Tresca 32

Karikatur auf John Law. Nach einem zeitgenössischen Kupferstich 64

Karikatur auf John Laws Aktienschwindel. Nach einem zeitgenössischen Kupferstich 80

Der Scharlatan. Nach einer Zeichnung von Jean Duplessis-Berteaux gestochen von Isidor Stanislas Helman (1776) . . 176

Der Wunderarzt. Nach einer zeitgenössischen Karikatur 192

Graf Alexander Cagliostro. Nach einem Gemälde von Francesco Bartolozzi gestochen von R. S. Marcuard (1786) 208

Zeremonie bei der Aufnahme in eine Freimaurerloge. Nach einem Stich von Compagnon 224

Cagliostro macht ein magisches Experiment. Nach Seigneurgens gestochen von Monnin 240

Liebeswerbung. Nach dem Gemälde von Le Clerc gestochen von De Larmessin dem Jüngeren 272

Der Falschspieler. Schabkunstblatt von William Ward. Nach dem Bilde von Peters (1786) 288

Das Gelage. Nach dem Gemälde von Nicolas Lancret gestochen von Pierre Etienne Moitte 320

Textbilder

Seite

Titelblatt, Zeichnung für das Motto, Zeichnungen für die Einleitung und Initialen von George Groß 3
5, 7, 15, 18, 23, 25, 26, 29, 31, 32, 33, 36, 40, 41, 50, 55, 61, 97, 114, 161, 198, 205, 256, 323

Wo viel verloren wird, ist manches zu gewinnen. Nach einer Zeichnung von Guerin gestochen von J. F. W. Schleuen (1799) 17

Sabbathai Zewy. Nach einem zeitgenössischen Stich 43

Titelblatt eines Buches über Sabbathai Zewy 47

Der Haussier. Nach einem zeitgenössischen Stich 71

John Laws Papiergeld oder Auch dieser Schein trügt 85

Das Perpetuum mobile. Nach einem zeitgenössischen Stich (1661) 99

Titelblatt der im Jahre 1715 erschienenen Abhandlung des Orffyreus über das Perpetuum mobile 105

So wird's gemacht. Nach einer zeitgenössischen Karikatur von Joh. George Borlach auf Orffyreus und sein Perpetuum mobile 107

Theodor von Neuhof. Nach einem Kupferstich von Werner . . 129

Theodor von Neuhof verläßt als Mönch verkleidet Korsika. Nach einem Kupferstich von Werner 145

Titelblatt eines zeitgenössischen Buches über Theodor von Neuhof 155

Graf von Saint-Germain. Nach einem Kupferstich von N. Thomas (1783) 163

Artikel der Zeitung „New Advertiser" Nr. 7, 1780, über den „Tempel der Gesundheit" zu London. Nach dem Original im Britischen Museum 201

Ein Freimaurer-Schurzfell 213

Cagliostros Unterschrift 221

Haftbrief (Lettre de cachet) gegen den Grafen Cagliostro . . . 229

Titelblatt eines zeitgenössischen Buches über Cagliostro 233

Casanova flieht aus dem Gefängnis. Nach einem Kupferstich von Johann Berka (1788) 257

Titelblatt der ersten deutschen Ausgabe von Casanovas: „Histoire de ma fuite des prisons de la République de Venise, qu'on appelle les plombs" 259

Giacomo Casanova de Seingalt. Nach dem Porträt von Johann Berka (1788) 317

Inhaltsverzeichnis

Seite

Der Abenteurer / Einleitung von Ignaz Jeżower 7
Der Messias / Sabbathai Zewy 41
Der Königssohn / Brisacier 50
Der Alchimist / Johann Hektor von Klettenberg 55
Das System / John Law of Lauriston 61
Das Perpetuum mobile / Joh. Ernst Beßler-Orffyré 97
Der König von Korsika / Theodor von Neuhof 114
Methusalem / Graf von Saint-Germain
Leben und Taten des Wundermannes Saint-Germain . . 161
Der Hokuspokus 172
Der Abenteurer Casanova über den Abenteurer Saint-Germain 178
Was ein Augenzeuge über Saint-Germain zu berichten weiß 185
Das himmlische Bett / James Graham 198
Der Groß-Cophta / Graf Alexander Cagliostro
Lebenslauf, seltsame Abenteuer, Ränke und Schwänke des Grafen Cagliostro 205
Ich bin, der ich bin. Cagliostro erzählt seine Lebensgeschichte 221
Curieuse Zeitungsnachrichten über Cagliostros Wesen und Treiben 226
Des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum. Mit einigen Nachrichten von seiner in Palermo lebenden Familie 238
Der letzte Akt 251
Wie es euch gefällt / Giacomo Casanova de Seingalt
Biographische Notizen 256
Die leicht gelöste Liebesfessel 260
Vernunft wird Unsinn 288
Casanova duelliert sich mit Branicki 299
Wenn der Vorhang fällt 315
Anmerkungen 323
Quellenangabe 364
Verzeichnis der Abbildungen 366

Special 85-B
15930-2

THE GETTY CENTER
LIBRARY